Zur deutschen Literaturgeschichte.

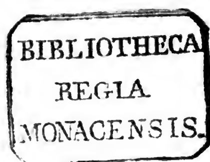
Kleine Schriften

von

J. W. Schaefer.

Bremen.
Verlag von A. D. Geisler.

1864.



J. W. Schaefer,

zur deutschen Literaturgeschichte.



Inhaltsverzeichniß.

Vorwort.

Wenn man, wie der Verfasser, auf eine über mehrere Decennien ausgedehnte schriftstellerische Laufbahn zurückblickt und das eine oder andere Werk in neuen Auflagen verjüngt vor sich sieht, so regt sich unwillkürlich eine Theilnahme für die kleineren Schriften, welche theils als vereinzelte Vorlesungen zur Unterhaltung weniger Zuhörer gedient haben, theils als in sich abgeschlossene Abhandlungen und Schilderungen, in Zeitschriften hin und wieder zerstreut, nur einem engeren Kreise von Lesern bekannt geworden sind.

Mehrfach aufgefordert, sie in einer Sammlung zusammenzustellen, habe ich mich zunächst auf eine Herausgabe derjenigen beschränkt, welche

eine allgemein wissenschaftliche Bedeutung zu haben schienen und weniger von dem Moment abhängig waren, der sie hervorgerufen hatte; mehrere waren bisher ungedruckt. Das Jahr der Abfassung ist überall beigefügt, um dem einsichtsvollen Leser zum Fingerzeig über Einzelnes zu dienen und in manchen Fällen den Verfasser zu rechtfertigen.

Das vorliegende Bändchen bringt eine Reihe literarhistorischer Abhandlungen, sowohl allgemeinere Charakteristiken als Erörterungen einzelner kritischer Fragen der Literaturgeschichte, welche als Früchte specieller Studien vorzugsweise eine Erneuerung verdienen dürften. Möchte ich mich darin nicht getäuscht haben und die anspruchslose Sammlung eine freundliche Aufnahme finden!

Bremen, den 15. Mai 1864.

J. W. Schaefer.

Die

Epochen der deutschen Literatur.

Eine Vorlesung.

1846.



Es ist kaum ein Menschenalter vergangen, seit die Geschichte der deutschen Literatur in den Kreis der historischen Wissenschaften eingetreten ist. Zuvor mußte die deutsche Nation in Zeiten tiefer Erniedrigung anfangen, aus der Betrachtung vergangener Größe Trost zu schöpfen, zuvor mußte die Verehrung des Ausländischen der Achtung vor der eigenen Nationalität Platz machen, damit wir des selbsterworbenen Besitzthums inne und froh würden; eine glänzende Periode unserer Literatur mußte sich zum Abschluß neigen, um es uns zum Bedürfniß zu machen, in die Vergangenheit zurückzugehen und die Entwicklung der nationalen Literatur bis zu ihren ersten Anfängen zu verfolgen. Was man früher Literaturgeschichte nannte, war entweder eine kahle Notizensammlung, eine Aufzählung und Registrirung literarischer Erzeugnisse, so daß in dies Gewirr kein Strahl des Geistes fiel: oder man führte, um den tieferen historischen Zusammenhang unbekümmert, nur die glanzvollsten Erscheinungen vor und unterwarf sie einer ästhetischen Kritik, über deren Endergebniß nur allzu oft die Launen und Liebhabereien der Richtenden entschieden. Allein einen echteren Genuß, als das Anstaunen des Fertigen, eine gründlichere Einsicht, als die geschickteste Zergliederung einzelner meisterhafter Leistungen, gewährt es uns zu beobachten, wie in dem geistigen

Organismus der Keim treibt, der Stamm sich bildet und festigt, und an diesen Zweig an Zweig, Blatt an Blatt sich legt, bis endlich das Ganze als eine in sich vollendete Schöpfung dasteht. Eben dadurch wird die Literaturgeschichte etwas Besseres, als eine angewandte Aesthetik: sie wird eine Culturgeschichte, sie geht den in der Literatur offenbar werdenden Fäden des geistigen Lebens bis zu den entlegensten Puncten nach, um alle Gänge dieses Labyrinthes wie Grundzüge eines Risses zu überschauen. Welche Wissenschaft wäre würdiger, aus der Enge der Gelehrtenwelt in den Kreis aller Gebildeten zu treten! welche mehr berufen, die wissenschaftliche Forschung mit dem Leben der Nation zu verschmelzen!

Indeß ist die Zahl derer nicht klein, welche, wie hoch sie den Werth unserer neueren Literatur anschlagen, wie sehr sie das historische Verständniß derselben als ein Object allgemeiner Humanitätsbildung anerkennen, dennoch die Geschichte der älteren Literatur lediglich der gelehrten Forschung zuweisen und den Weg auf dieses Gebiet hinüber für bedenklicher und minder lohnend halten, als wo es sich um gleich entlegene Perioden politischer Geschichte handelt. Wäre die ältere Periode unserer Literatur nur eine Zeit roher Versuche, von denen der ästhetisch verfeinerte Sinn unserer Zeit sich abwendet, so möchte allerdings die Frage aufzuwerfen sein, ob für den, welcher um eine allgemeine geistige Bildung sich bemüht, der Weg durch diese Vorhalle lohnend sei. Allein wir sind auch in dieser Hinsicht glücklicher, als manche andere Nation, die sich eines goldenen Zeitalters ihrer Literatur rühmt und

uns Deutschen in dem Heerzug der Geister nur eine Stelle unter den letzten Nachzüglern gönnen möchte. Wenn wir diejenige Literaturperiode, welche, von reichem Geistes- und Gemüthsleben erfüllt, dies Feuer, in einem Brennpunct vereint, in poetischen Schöpfungen ausströmen läßt und zugleich für den vorhandenen Stoff die angemessenste Form zu finden weiß — wenn wir diese eine classische nennen dürfen, so hatten wir Deutschen schon vor länger als einem halben Jahrtausend, schon im Mittelalter eine classische Poesie: auch dort erkennen wir den heimischen Boden wieder, auch von dort rauscht uns der Flügelschlag ebenderselben Poesie, die sich im letzten Jahrhundert mit neuerwachter Gesangeslust emporhob.

Es ist ein Zeugniß von der höhern Culturstufe unserer Zeit, daß wir den Werth der Dichtungen irgend einer Zeitperiode nicht nach dem sie begleitenden Grade wissenschaftlicher Aufklärung bemessen. Eine solche Ansicht mochte das in einseitiger Verstandescultur beschränkte vorige Jahrhundert ziemlich allgemein hegen, wo z. B. Herder's Liebe zu alten Volksliedern von der Berliner Philosophenschule belächelt und bespöttelt ward. Unsere Zeit hat es längst erkannt, daß ein lieblicher Duft der Poesie die Wiege der Völker umschwebt, daß die Poesie die Freundin der Jugend, nicht bloß der Individuen, sondern auch der Nationen ist, daß in den ungekünstelten Naturlauten, in der Sagenwelt der Urzeit der Völker eine Fülle reiner Dichtung wohnt, welche noch gealterte Nationen zu erquicken und ihre Poesie zu verjüngen vermag. Das bekannte Wort, welches auch noch in Zeiten, wo

es ganz bedeutungslos geworden war, häufig wiederholt ward, daß nämlich der Dichter geboren werde, hat keinen andern Sinn, als daß die Poesie nicht eine durch Kasten- und Schulweisheit überlieferte Kunst — daß sie vielmehr die uralte, ewige Sprache der Menschheit sei, überall sich regend, wo das Bewußtsein des Menschlichen in der Brust erwacht, und daher, wie unvollkommen auch manchmal die Formen noch sein mögen, stets der Ausdruck des Reinmenschlichen, die Blüthe des geistigen Daseins, unvergänglich, wie der göttliche Funke, der in unsre Seele gelegt ist, und stets sein redendes Zeugniß. In ihre Tiefen führt nicht das Sinnen und Berechnen des Denkers; — nur das Herz, welches die geheimnißvollen Kräfte, die das Gemüth des Menschen, das Leben der Menschheit bewegen, in sich nachempfindet, der Genius, dem die innere Welt ein Spiegelbild der Menschheit wird. Daher bringt sie auch ihr Verständniß wieder der ganzen Menschheit entgegen. Die echte Poesie wendet sich nicht an Coterien und Schulen, sondern an Alle, welche für die Freuden und Leiden des menschlichen Geschlechts Mitgefühl haben. Die Wissenschaft dagegen ist der mühsame Bau von Jahrhunderten und Jahrtausenden; zu ihren Schätzen dringt der Forscher auf verschlungenen, oft dunkeln Wegen; aber auch sie sind heilige Schätze, gleich denen der Poesie; auch von ihnen aus strömt fort und fort eine belebende Kraft dem Geistesleben der Nation zu. Das eben ist das Eigenthümliche der jüngsten Culturstufe, daß sich die Poesie inniger mit der Wissenschaft vermählt hat. Sie haben sich endlich als ebenbürtige

Schwestern ansehen lernen; es hegen und nähren beide, als die geweihten Priesterinnen, die heilige, himmlische Flamme auf dem Altar der Menschheit.

Weil unsere Poesie und Philosophie am Schluß des vorigen Jahrhunderts mit ihrem Glanze die Schmach unserer politischen Ohnmacht verhüllte, so möchten Manche geneigt sein, statt diese namhaften Factoren unserer Geistesbildung in einer engen Beziehung zu unsern politischen Zuständen zu denken, ihnen außerhalb des übrigen Nationallebens eine Stelle anzuweisen. Es lehrt jedoch die Erwägung aller auf die Gestaltung einer neuen Literaturepoche einwirkenden Momente, daß sie nur durch eine das gesammte Volksleben ergreifende politische Bewegung herbeigeführt wurden. Nur dürfen wir dabei unser Augenmerk nicht bloß auf die Vorgänge innerhalb der Grenzen unsers deutschen Vaterlandes richten. Deutschland verdient in vielfachem Sinne das Herz Europa's zu heißen. War es dies in glanzvollen Zeiten dadurch, daß von ihm Leben und Wärme in die Glieder des europäischen Staatenkörpers ausströmte, so ist es dies in trüben Tagen noch dadurch geblieben, daß es jeden Pulsschlag frischen Lebens, wo dasselbe sich auch regen mochte, mitempfand und nie sich ausschloß von dem Ringen der Gesammtheit, auch wenn es, von außen und innen gehemmt, statt thätigen Mitwirkens auf eine ideale Betheiligung verwiesen war. Weil wir das Leben der Völker in unserm Innern mitzuempfinden und im Reich der Ideen nachzuleben verstanden, blieb uns auch nach dem Verlust unserer Nationaleinheit und politischen Bedeutsamkeit die Fülle wissenschaftlichen Lebens und Strebens,

Samen streuend für ein zukünftiges Deutschland, welches die Stellung wieder einnehmen wird, die ihm seine natürliche Lage und seine Geschichte anweisen.

Wenn wir uns diese Wechselwirkung zwischen Geschichte und Literatur recht anschaulich machen wollen, so haben wir die drei großen Völkerbewegungen des Abendlandes, welche unsre Geschichte gestaltet haben, zugleich als die Hauptepochen unserer geistigen Cultur, unserer Literatur anzusehen, die Völkerwanderung, die Kreuzzüge, die Reformation. Auch die erstere war nicht bloß ein Hin- und Herwogen vorwärts gedrängter Völkermassen, sie war zugleich eine geistige Umwälzung: die altgermanische Cultur, die wir uns hüten müssen, weil sie heidnisch war, allzu gering anzuschlagen, ward aus ihren Fugen gerissen und von der geistigen Gewalt des Christenthums überwunden; die Keime nationaler Poesie, welche der Göttermythus und die ihm sich anschließende Heldensage barg, wurden verstreut und von einer neuen Schicht, welche die fremdartige Bildung des Südens darüber breitete, erdrückt oder doch für lange Zeit überdeckt.

Die Kreuzzüge sind eben so sehr eine Folge der poetischen Erregung des Zeitalters, als sie diese wiederum gefördert, belebt und mit neuem Inhalt erfüllt haben; sie waren der zur That gewordene innere Drang eines in den Tiefen des Gemüths mächtig aufgeregten Zeitalters, das den Damm der Gewöhnlichkeit nach allen Seiten überfluthend durchbricht. Nur in dieser universalhistorischen Bedeutung dürfen sie aufgefaßt werden, und nur die Poesie, welche ihnen voran und zur Seite ging, lehrt sie uns verstehen.

In gleichem Maße würde es eine engherzige Auffassung der **Reformation** sein, sähen wir sie lediglich als eine Verbesserung kirchlicher Dogmen und Liturgieen an, und nicht vielmehr als den Beginn eines großen Läuterungsprozesses der europäischen Menschheit. Das, wofür in ihrer Jugendzeit die edelsten Geister kämpften, waren eben dieselben Ideen, für welche spätere Generationen stets von neuem die Waffen erhoben haben: die Rechte des Geistes gegenüber der Willkür und Autorität. Was die neuere Literatur Schönstes und Herrlichstes hat, ist aus diesem Kampfe hervorgegangen und wird ferner aus ihm hervorgehen. Das Reformationswerk ist noch nicht vollendet; noch immer beschwören wir den Geist eines Luther und Hutten.

Man könnte auf den ersten Blick zu der Annahme versucht werden, die Umgestaltung, welche durch diese epochemachenden Begebenheiten hervorgerufen worden, nur in dem stofflichen Gehalt der Literatur zu suchen. Wie tief sie aber in die gesammte Geistescultur der Nation eingegriffen haben, wird man erst recht inne, wenn man auch die Ausbildung der Sprache und überhaupt der Formen, unter denen die Literatur erscheint, einer nähern Betrachtung unterwirft. Die Sprache, die nur das äußere Organ des Geistes zu sein scheint, gestaltet sich nach Bildungsgesetzen, die das Wirken und Schaffen des Geistes in ihrem innersten Organismus beurkunden. Jede neue Epoche der Literatur bringt daher auch eine neue Sprachbildung mit. Lange mag eine nüchterne und erschlaffte Zeit sich mit den alten abgegriffenen Münzen des

Sprachschatzes begnügen; aber die von neuer Ideenfülle durchglühte Zeit schmelzt das Metall um und prägt es von neuem.

Aus der asiatischen Heimat, vom Fuß der Gebirge Hochasiens, brachten die Germanen in die neuen Wohnsitze eine Sprache mit, deren Züge noch jetzt die gemeinsame Mutter verrathen: keine rohe Sprache, sondern, was jetzt wohl außer allem Zweifel gestellt ist, eine geschmeidige und wohlorganisirte. Haben wir auch nur schwache Spuren von der ältesten Organisation der deutschen Sprache, so dürfen wir doch dem Schluß, den der größte Forscher auf dem Gebiete germanischer Sprachbildung, Jacob Grimm, aus dem spätern Verlauf der Gestaltungen unserer Muttersprache zieht, nicht mißtrauen, daß nämlich die Sprache, wie sie die deutschen Völker im ersten Jahrhundert geredet haben, selbst die gothische, die älteste Mundart, die uns in Schriftdenkmälern vorliegt, an reineren Formen übertroffen haben werde.

Kurz und schlagend — dafür haben wir hinreichende Zeugnisse — war der Ausdruck in den ältesten Volksgesängen, diesem entsprechend die Bindung der Worte durch die Alliteration, den Gleichklang der Anfangsbuchstaben der starkbetonten Wörter; sie gestattet kein Ausmalen, kein Verweilen, weil sie eine Reihe hervorgehobener Wörter verlangt; sie eilt in raschem Schritt, oft sprungweise, durch kühne Wendungen und Uebergänge der Hauptsache zu. Zu der christlich-romanischen Bildung eignete sie sich nicht n gleichem Maße. Diese strebte dahin, den Geist von der sinnlichen Welt abzuziehen und für die Em-

pfindung, die Contemplation eines übersinnlichen Jenseits zu gewinnen. Daher verlor die Sprache, je mehr die Welt der subjectiven Empfindung erschlossen ward, ihre sinnliche Schärfe und Bestimmtheit; ihre Formen wurden weicher, die Alliteration ward unbrauchbar, überdies war sie den christlichen Dichtern verhaßt, weil sie in den heidnischen Liedern herrschte, welche sie zu verdrängen bemüht waren. Es war mithin eine innere Nothwendigkeit, wodurch die christlichen Dichter auf den in lateinischen Kirchengesängen bereits üblichen Endreim hingedrängt wurden, mochte auch der Uebergang nur allmählich geschehen. Erst als die Dichtung mit Endreimen sich ausgebildet hatte, war an die Stelle der gedrängten Darstellung die gemüthlich verweilende, ausmalende Schilderung getreten, welche der subjectiven Gemüthswelt religiöser Beschaulichkeit entsprach.

Am auffallendsten erscheint die Sprachumwälzung, welche im zwölften Jahrhundert aus dem Althochdeutschen in das Mittelhochdeutsche hinüberführte, eine Sprachbildung, wie sie nur aus dem Boden einer von den sanftesten Empfindungen und heitersten Phantasieen erfüllten Gemüthswelt emporwachsen konnte. Der Reim gelangte hier zur ausgedehntesten Herrschaft, weil die Musik des Herzens nach entsprechenden Tönen verlangte.

Daß endlich die Reformation unsere Sprache nicht bloß geregelt, sondern mit einem neuen Geiste durchhaucht hat, das hat wohl am schönsten Jakob Grimm ausgesprochen, wenn er von dieser neuhochdeutschen Sprachbildung sagt: „Man darf das Neu-

hochdeutsche in der That als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen Freiheit athmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte."

Einem ähnlichen Wechsel sind auch die Formen der Darstellung unterworfen, in denen das Ideenleben eines Zeitalters zu einem entsprechenden Ausdruck seiner Totalität gelangt. Die bekannte Eintheilung der Poesie in epische, lyrische, dramatische Gattung, als deren Hauptformen (denn die didaktische bildet zu jeder derselben einen Anhang, den Uebergang zur Prosa vermittelnd), hat eben so sehr einen historischen als philosophischen Grund, und es fragt sich, ob nicht die Aesthetik die Gattungsunterschiede eben so sehr von den Erscheinungen im Gebiete der Literatur abstrahirt, als aus der Nothwendigkeit des Princips deducirt habe.

Die epische Gattung ist der Anfang aller Poesie; sie ist des Volkes älteste Sprache und hat daher den einfachsten Ausdruck, der von dem Gegensatz einer Prosa, die durch poetische Darstellung zu überflügeln wäre, noch nicht weiß. Das echte Epos findet sich nicht bei allen Völkern, nicht bei denen, welche die Ueberlieferungen der Urzeit in Folge einer aus der Fremde hereingebrachten übermächtigen Cultur verloren haben; denn die Keime des nationalen Epos liegen in dem dunkeln Schooße uralter Sage, welche von Geschlecht zu Geschlecht fortwächst. Ist diese Sagenwelt nicht mehr im Volksbewußtsein lebendig, so sind alle späteren epischen Dichtungen nur Reproductionen des Vorhandenen, welche den Verlust an epischem

Reiz durch anderweitigen poetischen Glanz zu ersetzen suchen.

Wenn der Mensch sich von den sinnlichen Erscheinungen in die innere Gemüthswelt zurückzuziehen anfängt, wenn die Subjectivität sich den Objecten gegenüber geltend macht und sie in ihren Bereich zieht: so entsteht die lyrische Poesie, das Kind einer jüngeren Zeit, einer späteren Culturstufe. Das Epos kann sich jedoch eine Zeit lang noch im Bunde mit der Lyrik erhalten, indem der Dichter die Begebenheiten durch subjective Auffassung näher an sich heranzieht und seine Persönlichkeit in die Erzählung einmischt. Dadurch ist der Unterschied bezeichnet, welcher zwischen dem eigentlichen Nationalepos, wie wir es z. B. in dem Liede von den Nibelungen kennen lernen, und dem romantischen Epos eines Wolfram von Eschenbach oder Gottfried von Straßburg obwaltet. Darin indeß ist dieses jüngere romantische Epos von den modernen epischen Versuchen verschieden, daß der Dichter mit seinem Stoffe Eins ist und von keinem Gegensatze weiß; der Glaube an das Ueberlieferte tritt vermittelnd ein und verschmilzt Episches und Lyrisches zu schöner Harmonie. Mit dem Zweifel erstirbt das wahre Epos; selbst die Kunst eines Ariost und Tasso vermag nicht ihn zu überwinden, und Klopstock bleibt trotz der enthusiastischen Hingebung an seinen Gegenstand nichts übrig, als aus dem epischen Stoff in die Region der Hymnen und Elegieen zu flüchten.

Muß somit die neuere Poesie im Epos den Wettkampf mit der alten Zeit aufgeben, so hat auch sie dagegen eine unverächtliche Frucht ihrer reiferen

geistigen Durchbildung aufzuweisen, das Drama. Das Drama, als der Gipfel aller poetischen Kunst, ist das Ziel, zu welchem die poetische Literatur der cultivirtesten Nationen hinstrebt; es ist der Stamm, an den sich unsre gesammte moderne Poesie wie Zweige und Blätter anlehnt. Romanzen und Balladen sind uns vom Epos übrig geblieben, weil sie dramatisch sind. Dramatisch ist selbst unsere Lyrik, wie die des Mittelalters episch ist. Erst das Zeitalter der Reformation konnte das wahre Drama hervorrufen; der Gedanke ringt sich zur Freiheit empor, er fühlt sich im Kampf und strebt nach Versöhnung. Wie der Geist des Protestantismus Freiheit ist, so ist auch Freiheit die Seele des Drama's.

Unterwerfen wir nach diesen allgemeinen Andeutungen die Hauptepochen unserer Literatur einer nähern Betrachtung.

Wenn wir unter „Literatur“ im strengen Verstande des Wortes nur die uns überbliebenen Schriftdenkmäler begreifen, so würde die gothische Bibelübersetzung des Bischofs Ulfila der Anfangspunct der deutschen Literatur sein. Alsdann würden wir zugestehen, erst mit dem Eindringen des Christenthums und der griechisch-römischen Bildung sei eine Literatur unter uns möglich geworden, sie sei von vorn herein ein fremdes Gewächs. Wenn wir aber den Begriff derselben in einem weiteren und höheren Sinne auffassen, als die Gesammtheit der in der Sprache niedergelegten Geisteserzeugnisse, so eröffnet sich uns eine Vorhalle, die uns um so ehrwürdiger und ahnungs-

voller umgiebt, je spärlicher das Licht ist, das ihre Räume mehr durchschimmert, als erhellt. Wie in der griechischen Urzeit epische Gesänge von Mund zu Mund gingen, lange bevor die Homerischen Gedichte durch die Schrift feste Gestalt gewannen, so gab es auch im alten Germanien Jahrhunderte hindurch eine ungeschriebene, gerade deshalb um so lebendigere Poesie.

Die Cultur der Germanen war in der vorchristlichen Zeit keineswegs so roh, wie Manche sich eingebildet haben, die einer Parallele mit den sogenannten „Wilden“ sich nicht abgeneigt zeigten. Die Zeit liegt glücklicherweise hinter uns, wo man die Frage aufwerfen konnte *), ob sie zu Cäsars Zeit wohl noch Menschenfresser gewesen seien. Nicht bloß die Heldenkraft unserer Vorfahren ist zu rühmen, mit der sie den Kelten und Finnen, die vor ihnen den germanischen Boden inne hatten, die neuen Wohnsitze abgewannen und sie zum Widerstand gegen die kriegsgeübten Heere der Römer fähig machte: vor Allem sind sie groß durch die edle Sitte, das sinnvolle Recht, die Tiefe des Gemüths. Dies erkennen wir auch in den edlen Vorstellungen von höheren Wesen, in den religiösen Ahnungen, welche selbst die Hülle des heidnischen Cultus in sich schließt, in jenem zarten Naturgefühl, das im Geriesel der Quellen, im Brausen des Sturms, im Rauschen der Wälder ein Höheres und Göttliches empfand und in heiligen Hainen, an heiligen Seen die Nähe der Gottheit fühlte. Nur

---

*) J. Chr. Adelung's älteste Geschichte der Deutschen. Leipzig, 1806. S. 302.

ein so tiefes Gemüth vermochte neben der Heldenkraft, die es auch seinen Göttern lieh, zugleich die stille Größe der weiblichen Seele anzuerkennen, wovon uns die ältesten Sagen eben so rührende als anmuthige Züge vorführen.

Diese Grundsätze des Rechts und der Sitte in geheiligten Formeln, die Thaten der Götter und Helden in überlieferten Gesängen dem Gedächtnisse einzuprägen, darin bestand die Bildung eines jeden Freien. War dies nicht eine Literatur, so war es doch Poesie zu nennen: eine Fülle epischen Lebens durchströmte die gedrängten balladenartigen Lieder, welche die ältesten Weisen deutscher Poesie waren. Obgleich die Deutschen auch in der heidnischen Zeit mit Buchstabenschrift nicht ganz unbekannt waren, sondern Runen (von rûna, Geheimniß) hatten, von denen in den ältesten Alphabeten noch einige Spuren geblieben sind, so sind sie doch schwerlich zur Aufzeichnung von Liedern gebraucht worden; vielmehr pflanzten diese sich durch Tradition fort. Wie groß die Gedächtnißkraft im Jugendalter der Völker ist, davon giebt uns die Geschichte der Poesie viele staunenerregende Beispiele; man braucht nur daran zu erinnern, welch eine Masse epischer Gesänge noch jetzt, z. B. in Finnland und Serbien, im Munde des Volkes ohne Hülfe der Schrift fortlebt. Indeß darf man sich diese Tradition nicht bloß in passivem Verhältniß zur Sage denken: die Sage selbst wächst durch Tradition. So lange das Volksleben jung und frisch, so lange es wahrhaft episch ist, setzt die Sage fort und fort neuen Stoff an, verschmilzt Altes und Neues und gestaltet es nach

der Weltanschauung einer andern Zeit um. Woher der erste Keim, das entzieht sich allem menschlichen Scharfsinn: und wenn ein namhafter Sagenforscher geneigt ist, den Hauptbelden unsers Volksepos, Siegfried, aus der asiatischen Urheimat der Germanen mit herüberziehen zu lassen, so räumt er damit nur ein, daß die Sage weiter und weiter in die Urzeit hinaufweist, und daß überhaupt niemand den Punct zu finden vermag, wo die erste Schneeflocke sich löste, welche, zur Lawine angewachsen, ins Thal niederstürzt. Ein hypothesenreiches Geschäft ist es, die Zusammenfügung der Elemente der Sage nachzuweisen und die Gebiete des uralten Mythus und der historischen Erinnerung zu sondern. Wo der Eine nur Götter und mythische Helden sieht, findet der Andere nichts als historische Personen. Von den Anhängern der historischen Auslegung wird der Punct am häufigsten übersehen, daß die Sage, welche neben der Geschichte sich bildet und sie überall als ihr Schatten begleitet, nicht bloß durch Entstellung und phantasievolles Ausschmücken der Thatsachen entsteht, sondern eben so sehr durch Uebertragung älterer Sage auf Personen einer späteren Zeit.

Die älteste mythisch-religiöse Gestalt der Sage bleibt daher ihr Kern, trotz aller historischen Zuthaten; diese gestalten sich nach jener um, nicht aber umgekehrt, und am wenigsten kann man einräumen, daß es eine Zeit gegeben habe, wo die ältesten deutschen Sagen in Vergessenheit gerathen seien und aus den geschichtlichen Ereignissen eine neue Sage sich gebildet habe, die weiter und weiter von dem Thatsächlichen

abgewichen sei. Im Gegentheil, wir können uns die Sage nicht alt genug denken. Sie ist da, sobald das Volk aus der bewußtlos dahinbrütenden Dumpfheit und Stumpfheit des Sinnes erwacht. Völker, wie die Lappen, haben keine Sage; gleichgültig spinnen sich ihre Tage fort, einer ist wie der andere, ein Jahrhundert wie das andere. Eine solche Existenz haben die Germanen niemals gekannt, am wenigsten seitdem sie sich ihre Wohnsitze in Europa erobert hatten. Sollten nicht Erinnerungen aus jenen ältesten Wanderfahrten und Kämpfen in der Sage fortgelebt haben? Sollten wir nicht in den Riesen- und Drachenkämpfen, von denen die vorhandenen Heldensagen voll sind, Spuren der ältesten Culturzustände des Volkes erkennen, das den Boden erst mühsam der feindlich widerstrebenden Natur und den Unthieren der Wildniß abgewinnen mußte?

Die Völkerbewegungen, die wir unter dem Namen der großen Völkerwanderung zusammenfassen, waren für die Sage ganz besonders productiv und gaben ihr neuen Trieb des Wachsthums, so daß sie auch für die Sagenbildung Epoche machten. Es eröffnete sich eine größere Bühne der Weltgeschicke und der Heldenthaten, rasch erhoben sich mächtige Reiche und stürzten wiederum unter großen Erschütterungen zusammen. Jahrhunderte hindurch ward gesungen von Attila, von Dietrich und Alboin, den gewaltigen Herrschern, ja der poetische Schimmer dieser Lieder hat noch seinen Widerschein in den Erzählungen der Geschichtsbücher. Wir dürfen annehmen, daß die nationale Heldensage zu der Zeit, als Karl der Große epische Lieder sammeln ließ,

ihrem Stoffe nach abgeschlossen war. Sammlungen sind überall in der Literatur ein Rechnungsabschluß mit der Vergangenheit; sie stehen an den Endpuncten der Literaturperioden. Die schriftliche Aufzeichnung ist ein Beweis, daß der lebendige Bildungstrieb der Sage aufgehört hatte, und man nun bemüht war das Vorhandene zu erhalten. Wenn dazu die Schrift allerdings beigetragen hat, so sind doch auch die Nachtheile, die sie der Sage brachte, nicht unerheblich. An die Stelle des lebendigen Gesanges trat mehr und mehr das Vorlesen sowie das stumme Lesen; die Erweiterung und Umgestaltung der Sage war nicht mehr die fast unbewußte That der Phantasie des begeisterten Sängers, sondern in einsamer Zelle ward sie ausgesonnen, sicherlich nicht zur Verbesserung der Sage. Geistliche, die sich etwa noch mit den Heldensagen beschäftigten, waren vornehmlich bemüht, die Anklänge an das Heidenthum zu tilgen. Aus übergroßem christlichen Eifer oder beschränkter sittlicher Weltansicht zerstörten sie manche schöne Züge oder erweiterten die Sage durch unpassende Einschiebsel, so daß Widersprüche und Nachlässigkeiten sich einschlichen, welche auch die besten Bearbeitungen der deutschen Heldensage in der späteren Zeit, z. B. das Lied von den Nibelungen, entstellen.

Zu derselben Zeit nämlich, als der Strom der Wanderungen sich von Norden und Osten nach Süden und Westen wälzte, zog ihm die neue Lehre des Christenthums entgegen, welche auserſehen war, im Bunde mit germanischer Sitte die europäische Menschheit zu einer neuen geistig-sittlichen Cultur-

entwicklung hinzuführen. Daß das Heidenthum nur allmählich und langsam dem Christenthum wich, kann nur die Beschränktheit auf Rechnung eines rohen, wilden Sinnes, der diesem nicht zugänglich gewesen sei, schreiben wollen. Der Grund liegt darin, daß die alte Sitte, das alte Recht und die Volksfreiheit mit der Religion der Väter emporgewachsen waren; der alte Glaube war ein geheiligtes Erbtheil, weil mit ihm die Erinnerung an die Thaten der Vorfahren, der Heldengesang, der in Aller Munde lebte, aufs innigste verknüpft waren. Diese Anhänglichkeit an das, was den Altvordern für heilig gegolten hatte, äußert sich oft auf rührende Weise; nur wo der Knechtsinn herrschte, wie z. B. in Litthauen, mochte das Versprechen eines neuen Rockes hinreichen, das Volk schaarenweise in die Kirche zu treiben. Glaubensboten und Geistliche behandelten daher in Germanien das Heidnische möglichst schonend und suchten das Profane durch christliche Einkleidung und Deutung mehr zu verhüllen, als zu vernichten: wovon die Geschichte der Literatur nicht minder zahlreiche Beispiele vorführt, als die Geschichte der Kirche.

Zugleich griff man seit dem Beginn der Verbreitung des Christenthums zu dem edelsten Bekehrungsmittel, durch die geistige Macht einer christlichen Literatur auf Ueberzeugung und Bildung des Volkes einzuwirken. Hiemit tritt die deutsche Literatur in ihr zweites Stadium, die geistliche und kirchliche Literatur, die wir indeß nur in parallelem Fortlauf neben der Volkspoesie zu fassen haben. Von Ulfila bis zu den geistlichen Dichtern des zwölften Jahrhunderts

breitet sie sich über den weiten Raum von Jahrhunderten aus. Bibelübersetzungen, Auslegungen, Gebete sind Productionen dieser Literaturgattung. Nur einmal, in Folge der erneuten Liebe zum epischen Volksgesange, welche Karl der Große hervorrief, berührte sie sich inniger mit dem Volksepos. Diesem entlehnte die geistliche Dichtung die Kunst epischer Erzählung und ließ sich in einen Wettkampf ein, dem wir namentlich das altsächsische Evangelienbuch, den sogenannten Heliand (gegen 840), sowie die Bearbeitung evangelischer Geschichte von Otfried (gegen 870) verdanken. In dem Bruchstück einer Dichtung vom Weltende und selbst im Heliand erkennen wir, daß die Annäherung sich über die Form hinaus auch auf Anschauung und Inhalt erstreckte. Nach der karolingischen Zeit gehen beide Literaturrichtungen wieder aus einander. Eine weite Kluft trennte die Schreibenden vom Volke. Die lateinische Sprache war mit geringer Ausnahme die Sprache der Literatur: sie paßte zu ihrer klösterlichen Abgeschiedenheit und Abgestorbenheit.

Wenngleich die Geschichte der Literatur an den beiden Jahrhunderten der sächsischen und fränkischen Kaiser rasch vorübergeht, so waren sie doch für Deutschlands Cultur keine verlorne Zeit. Als nach der verworrenen kaiserlosen Zeit, welche bis auf Heinrich I. Deutschland den Verheerungen der Normannen und Magyaren preisgab, die innere Ordnung des Reiches hergestellt und das abendländische Kaiserthum wieder als erste Macht der Christenheit zur Machtentfaltung und Anerkennung gelangt war, trat auch das geistige Leben der Nation in eine neue Entwickelungsperiode. Die

Verbindung mit Italien, dem Hauptsitz gelehrter Bildung, mit Burgund und dadurch mit dem südlichen Frankreich, wo Ritterthum und ritterliche Poesie ihre erste Heimat gefunden haben, machte mehr und mehr ihren Einfluß nicht allein bei der Geistlichkeit, sondern auch bei den bevorrechteten weltlichen Ständen geltend. Die Umgestaltung vollendet sich mit einer überraschenden Schnelligkeit: es erscheint ein neues Zeitalter, erfüllt von einer andern Ideenwelt, welche noch langsam und mühsam nach dem rechten Worte sucht und eine neue Sprache sich erst schaffen muß. Einen solchen Umschwung macht nicht die Literatur durch sich selbst; sie zeigt sich hier in ihrer Abhängigkeit von dem geschichtlichen Proceß, der auf andern Gebieten des Nationallebens entschieden wird. Nur von diesem Standpuncte aus läßt sich begreifen, wie nach einer dürftigen Literaturperiode unsere Poesie im Zeitalter der hohenstaufischen Kaiser ihre Flügel so herrlich entfalten und sich so rasch zu einer Höhe aufschwingen konnte, auf der sie noch die Bewunderung der fernsten Nachwelt erregt.

Als das Centrum dieser neuen Lebensregungen haben wir die Kreuzzüge anzusehen: nicht, als hätten wir alles Hohe, was die Zeit hervorbringt, Alles, was sie im Tiefsten erregt, lediglich auf ihre Rechnung zu setzen: allein es steht im engsten Zusammenhange mit ihnen, so daß man eben so berechtigt ist, die Kreuzzüge als den Abschluß schon eingeleiteter Bestrebungen und Bewegungen zu bezeichnen. Das Große in der Geschichte, die Begeisterung der Völker bedarf einer langen und stillen Vorbereitung, so kurz auch die schönsten Momente im

Völkerleben sein mögen; denn nur allzu rasch geräth es wieder in das träge Gleis der Alltäglichkeit. Lassen wir uns jedoch durch das Zauberlicht, womit die Phantasie jene Zeiten schmückt, nicht verleiten, eine Wiederherstellung ihrer Verhältnisse zu wünschen oder zu versuchen: es hieße die Entwickelungsgeschichte der Menschheit verkennen, wollte man glauben, aus dem Grabe der Vergangenheit die Leichen verschwundener Zeiten wiedererwecken zu können. Erst die selbstständige, ursprüngliche Begeisterung eines Zeitalters für das, was es als das Höchste, als das Göttliche erkannt hat, die Hingebung an ein Streben für ein Edleres und Höheres, als das eigennützige Wirken des Tages, dies erst ist der belebende Odem, der über den Gräbern der Zeit weht. Weil die Kreuzzüge nicht das Heergebot eines Eroberers waren, weil sie einer Idee galten, die mehr als ein Traum war — denn nichts verdient so zu heißen, wofür große Männer lebten und starben —: dadurch verbreitete sich ihre geistige Einwirkung bis in die untersten Schichten des Volkes. Tausende von Heerschaaren traten aus dem Einerlei der engumgrenzten Heimat; der Orient eröffnete eine ungekannte Welt der Wunder, und das Neue wirkte auf die schon durch die Ahnung erregte Phantasie mit aller Stärke des ersten frischen Eindruckes. Was in Sagen und Geschichten aus ferner Vergangenheit nachklang, sah man hier zu wahrhafter Erscheinung werden. Die Grenze zwischen dem Natürlichen und Wunderbaren war aufgehoben, der Himmel schien auf die Erde niederzusteigen, seine Heerschaar in die Reihen der Kämpfer zu treten

und den frommen Beter zu umschweben, der mit beneidenswerther Inbrunst am heiligen Grabe niedersank. Wer nicht mitgezogen war, hing doch an den Erzählungen der Heimgekehrten und richtete mit seinen Gebeten seine Sehnsucht nach der heiligen Stätte und jener Welt der Thaten, welche sie glänzend umgab.

Standen gleich die Deutschen an ritterlich-romantischer Erregbarkeit ihren westlichen Nachbarn nach, so hatten sie dagegen das erhabene Bewußtsein, dem ersten Reiche der Christenheit anzugehören, die weltgebietende Nation zu sein.

Und nicht bloß nach außen war das Reich mächtig und geehrt: auch im Innern bestand eine wohlgegliederte Einheit. Städte blühten auf, in denen ein thatkräftiger, gewerbfleißiger Bürgerstand emporstrebte; die Aristokratie des Ritterstandes und der Geistlichkeit war zugleich eine Aristokratie des Geistes, sie widerstrebten nicht den Ideen der Zeit, sondern waren ihre Vertreter und Förderer. Auch die Geistlichen haben an der neuen Literaturepoche großen Antheil; sie bereiten sie vor und leiten sie ein. Noch bis um die Mitte der Regierungszeit Friedrich I. haben die uns überlieferten Gedichte Geistliche zu Verfassern. Da gleichzeitig die Volkspoesie mit dem neuerwachten Volksleben neuen Aufschwung nahm und die „fahrenden Sänger“ die alten Sagen wieder lebendig werden ließen, so trat wiederum die wohlthätige Berührung zwischen Volkspoesie und geistlicher Dichtung ein. Die Geistlichen lernten von der Erzählungskunst der fahrenden Volkssänger; statt biblischer Erzählungen und erbaulicher Betrachtungen brachten sie einen Vorrath

von Legenden und belehrenden Erzählungen, größtentheils nach lateinischen Unterhaltungsbüchern, an denen Italien damals Ueberfluß hatte.

Bald nach 1170 erfolgte eine gänzliche Umgestaltung in Folge des Eindringens der französischen Rittergedichte, an denen einige deutsche Fürsten und Ritter anfingen Gefallen zu finden. Anfangs waren es auch hier die Geistlichen, welche sich als Uebersetzer und Bearbeiter den Fürsten gefällig erwiesen. Als Heinrich der Löwe 1173 von seiner Kreuzfahrt heimgekehrt war, bearbeitete der Pfaff Konrad ihm zu Liebe das Rolandslied nach einem französischen Originale, die Erzählung von dem Zuge Karls gegen die Ungläubigen und dem Heldentode Rolands im Paß von Ronceval. Als aber Heinrich von Veldeke 1190 seine Aeneide vollendet und dadurch den Anstoß zur deutschen ritterlichen Poesie gegeben hatte, sahen die Geistlichen sich von den Laien überflügelt und wagten auf diesem Gebiete nicht länger den Wettkampf. Heinrich von Veldeke ist somit der Verkündiger einer neuen Literaturperiode: „er impfte“, sagt Gottfried von Straßburg, „das erste Reis in deutscher Zungen:“ dermaßen, daß alles Frühere über ihm vergessen ward. Seine Aeneide hatte mithin für ihre Zeit dieselbe Bedeutung für die Literatur, wie vor hundert Jahren das Erscheinen der ersten Gesänge von Klopstocks Messiade; sie war gleichfalls die Morgenröthe eines neuen Tages. Ist auch der poetische Werth seines Gedichtes im Vergleich zu den Leistungen seiner größeren Nachfolger, Hartmanns von Aue, Gottfrieds von Straßburg, Wolframs von Eschenbach, nicht hoch anzuschlagen,

so hat es doch schon alle Grundzüge, die man später als das Wesen der ritterlichen Dichtung festhielt, Rittersitte und ritterliche „Minne," welche hier Held Aeneas mit allem Anstand eines wohlerzogenen Ritters der Lavinia darbringt. Veldeke beginnt somit die Reihe der eigentlichen „höfischen" Dichter, welche von jetzt an die höchste Stelle unter den Dichtern in Anspruch nehmen. Doch blieben auch dem Volke seine Dichter, wenn auch jene vornehm auf sie herabsahen; ja gerade diese Volkssänger haben ein Verdienst voraus, das Festhalten an deutscher Heldensage, während die höfischen Dichter den aus Frankreich herübergekommenen Rittersagen huldigten. Die höfische Poesie zieht übrigens insoweit die Volkspoesie nach sich, daß die Besseren unter den Volkssängern sich die gebildetere Dichtersprache der Dichter der Höfe zu eigen machten; aus den Händen solcher Sänger erhielten wir z. B. das Nibelungenlied, das an Reinheit der Sprache keinem der Rittergedichte nachsteht. Auf diesem Wege bildete sich um 1200 eine Allen gemeinsame Dichtersprache — das Mittelhochdeutsche — aus den süddeutschen Mundarten Schwabens, Bayerns und Oestreichs, derjenigen Landschaften, in welchen Rittersitte und Rittergesang auf lange eine Stätte fanden. Daß in der Ritterdichtung das lyrische Element überwiegend war, erklärt sich aus dem Gefühls- und Phantasieleben jener Zeiten, welches eine reine Objectivität des Epos nicht mehr gestattete und in dem Minnegesange die Lyrik als besondern Zweig der Dichtung neben die erzählende Poesie stellte. Wenn auch die ältere Volkspoesie schon Liebeslieder hatte, so gestaltete

sich doch etwas ganz Anderes daraus, als die Poesie der Höfe die Liebesromantik, den ritterlichen Frauendienst zum Mittelpunct der lyrischen Empfindung machte; die höfische Lyrik tritt uns plötzlich wie ein blühender Frühling entgegen, den Feengärten gleich, welche, nach der Erzählung romantischer Sage, auf einen Wink entstehen. Diese Lieder sind die zarten Blüthen eines geheimnißvollen Gefühlslebens: es sinnt nicht nach über die Lösung seiner Räthsel, es sucht außer sich nach einem Widerhall, einem Abbild. In dem weiblichen Auge sieht das Gemüth des Dichters Alles widergespiegelt, was er Höchstes kennt und nennt; die mit den Reizen des Frühlings geschmückte Natur giebt dem Herzen Antwort; ihre Blumen, ihre Vögelchöre deuten die Träume der Sehnsucht. Dies liebevolle Versenken, dies mystische Schwelgen in der heitern Frühlingswelt ist vornehmlich dem Minnegesang der besten Zeit eigen. Nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ist seine rege Lebensfülle bereits verschwunden; mit Ulrich von Liechtenstein, dem anmuthigsten der spätern Minnesänger, der in den ersten Jahren der Regierung Rudolfs von Habsburg starb (1275 oder 1276), ist auch seine Blüthe dahin. „Welt! du trauerst allzu sehr!“ so ruft Ulrich mit letztem Klagelaut aus: „Lieblichkeit war deine Krone, da man rang nach Weibes Lohne: die hast du geworfen ab!“

Die Geschichte ist die große Elegie der Menschheit. Auf allen ihren Blättern lehrt sie uns die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit irdischer Erscheinungen. Allein wie der wunderthätige Speer, von dem die

griechische Sage erzählt, heilt sie auch die Wunde, die sie schlägt; sie giebt uns zugleich die tröstende Lehre, daß, ob auch blüthenvolle und fruchtreiche Culturperioden welken und dahinschwinden, doch der göttliche Geist, welcher die Menschheit beseelt, immer wieder zu neuen Bildungsformen fortarbeitet. Wie langsam auch und in wie unscheinbarer Stille seine Pflanzung sich zur Reife vollende: es geht doch kein Keim verloren, der nur überhaupt Lebenskraft in sich getragen. Durch Windungen, die dem irdischen Auge oft wie Irrgänge oder gar Rückschritte erscheinen, geht der Weg aufwärts zum Ziel. Obwohl alle Perioden der Geschichte eigentlich Uebergangsperioden sind, weil es in ihr keinen Stillstand giebt, so kommt diese Benennung doch vorzugsweise den Zeitabschnitten zu, in denen eine Cultur, welche einen bestimmten Charakter harmonisch ausgebildet und daher ein geschlossenes Ganzes dargestellt hatte, sich auflöst, und wo in Folge der hinzutretenden neuen Bildungselemente neue Richtungen und Zwecke sich geltend machen: bis endlich auf die Gährung wieder die Klarheit folgt und jene Harmonie hergestellt wird, welche dem Handeln Kraft verleiht und die großen Epochen der Völkergeschichte schafft. Eine solche Uebergangsperiode sind die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters, eine Zeit der Zerrüttung der bisherigen Verhältnisse, welche von dem Glanz der vorhergegangenen Periode nur einen schwachen Schimmer bewahrte: eine Zeit, die auf den ersten Blick als ein Chaos verworrener und vergeblicher Bestrebungen erscheint. In der Regel haben die, welche diese Zeit darstellten, ihr Antlitz nach der

Vergangenheit gewendet und schildern sie mit der melancholischen Stimmung, welche der Anblick von Ruinen in uns erweckt. Der Geschichtschreibung jedoch geziemt es mehr, in die Zeiten vorwärts zu schauen und, von dem Reiz des Untergehenden unbestochen, die Keime einer neuen Bildungsepoche aufzusuchen und deren verborgenes Wachsen und Gedeihen zu verfolgen.

Richten wir vom Ausgang des Zeitalters der Kreuzzüge den Blick vorwärts auf die werdende Zeit, so zeigt sich uns der folgende Zeitabschnitt in einem minder unerfreulichen Lichte; sogar mitten in der Verwirrung der öffentlichen Zustände begrüßen wir an manchem herrlichen Vorzeichen den Flügelschlag der Freiheit einer neuen Zeit. Ein ruhmgekröntes Ritterthum, eine Geist und Gemüth der Völker mächtig erregende Hierarchie gehen unter in Verderbniß und Rohheit; aber dafür erheben sich die von ihnen bisher niedergehaltenen und bevormundeten Stände um so freier, und das strebsame Bürgerthum bildet von jetzt an des Volkes edelsten Kern. Auch in der Wissenschaft bricht sich ein freieres Streben Bahn; und endlich, als sie die alten Fesseln sprengt und dem tüchtigen Bürgersinn die Hand reicht, entsteht mit der Reformation eine Bewegung des Nationalgeistes, welche an Kraft der Begeisterung der Epoche der Kreuzzüge vergleichbar ist. Dürfen wir noch fragen, auf welcher Seite der höhere Zweck, das reichere geistige Leben war? Nur die Oberflächlichkeit hat der Reformation den Vorwurf machen können, daß sie uns um unsere romantische Poesie gebracht habe.

Zuvörderst ließe sich erwidern, daß die Romantik zwar herrlich und schön ist als Resultat einer enthusiastisch aufgeregten Zeit, daß sie aber verderblich wird, wenn sie dauernd die Gesammtbildung des Volkes beherrschen will. War die religiös-sittliche und wissenschaftliche Wiedergeburt nur mit dem Untergange der romantischen Poesie zu erkaufen, so hat Deutschland das bessere Theil erwählt. Man kann übrigens mit noch mehr Wahrheit behaupten, daß der Verfall der ritterlichen Poesie den reformatorischen Bestrebungen voranging und diese zuletzt nur die Schlingpflanzen der Romantik, abergläubische Legenden und sittenlose Romane, vernichteten. Die Ueberreste des Meistergesangs hatten längst alle nationale Bedeutung verloren, so daß kaum zu begreifen ist, wie man diese Literaturperiode die der Meistersänger hat nennen können. Es ist die Zeit der Volkspoesie, wie sie das goldene Zeitalter des deutschen Bürgerthums ist. Unmittelbar aus dem Volksleben entsprang eine frische Quelle echter Poesie. Volkslieder, belehrende Erzählungen, Fabeln und Schwänke sind der getreue Spiegel beides der regen Thatkraft und der tiefen Gemüthlichkeit, welche die Mauern der deutschen Städte in sich schlossen. Der Reiz der Volkspoesie liegt in der Naturwahrheit, an der es der Romantik so oft gebricht. Alles steht in Beziehung zum Leben: Volkslieder begleiten uns durch die Wechselfälle des menschlichen Daseins; Erzählungen der mannigfaltigsten Art führen uns in alle Verhältnisse der damaligen bürgerlichen Existenz ein und zeugen von dem treuen Festhalten an Recht und biederer Sitte, von

einem klaren sittlichen Bewußtsein, das sich durch eine ausgebreitete Lebenserfahrung gebildet hatte. In den Schwänken und satirischen Volksdichtungen dämmert das Licht der heranziehenden helleren Zeit; sie decken die Verirrungen und Widersprüche des sittlichen Lebens mit derber Offenheit auf, und grade die gealterte Kirche mit ihrem scheinheiligen Ceremoniendienst, ihrem sündigen Pfaffenwesen wird von ihnen am wenigsten geschont. Theilweise sind sie daher Vorboten der sittlich-religiösen Umwälzung, welche die Reformation ins Leben rief, und sie begleiten daher auch deren Kämpfe.

Die deutsche Prosa endlich, welche jenes Zeitalter erst recht geschaffen hat, ist nicht minder eine Volksliteratur. Die Scholastik verschanzte sich hinter lateinischen Formeln; ans Volk aber wandten sich die begeisterten Volksredner, welche die Religion wieder als Sache des inwendigen Menschen auffaßten und durch deutsche Predigt, deutsche Erbauungsschriften dem todten Formendienst, dem Verderbniß des kirchlichen Lebens entgegenarbeiteten.

Als nun endlich auch das wissenschaftliche Streben durch das neu belebte Studium des Alterthums mit jugendlichem Eifer beseelt ward, als die Fackel geistiger Freiheit aus den dumpfen Räumen einer abgestorbenen Gelehrsamkeit das Dunkel verscheuchte und ihr altes Rüstzeug in seiner ganzen Armseligkeit erscheinen ließ: da gewannen die Männer des Fortschrittes einen weiten und weiteren Kreis im Volke, einen festeren Haltpunct. Das sechzehnte Jahrhundert brach unter heitern Aussichten an. „O Jahrhundert!“

rief Ulrich von Hutten entzückt aus: „die Geister erwachen! es ist eine Lust zu leben!“ Dies neue Geistesleben hat die Reformation aus sich geboren; sie ist nicht die Erfindung einzelner lebhafter Köpfe, die eine neue Kirche an die Stelle der alten zu pflanzen unternommen hätten — eine höchst beschränkte Ansicht! Die Reformatoren sind nur die Träger des Geistes ihres Jahrhunderts; noch unbewußt der unermeßlichen Folgen ihrer ersten Schritte, werden sie von dem aus diesem Geiste stammenden Drang des Innern auf die Bahn hingeführt und von einem Schritt zum andern gleichsam vorgeschoben. Ihr Ruhm ist, den Kampf männlich durchgekämpft und, von Eigennutz und Selbstsucht fern, als getreue Arbeiter dem großen Werk, zu dem sie berufen waren, ihr Leben, ihre Kräfte rastlos gewidmet zu haben. Luther's Verdienst ist nicht, neue Entdeckungen im Reich der Wissenschaft gemacht oder Ansichten begründet zu haben, die kein Denker vor ihm aufzustellen vermocht hätte; aber — er ward der Mann des Volkes! Er hat das Licht, das aus der Zelle des Gelehrten sich nur schüchtern hervorgewagt hatte, offen durch die Welt getragen, hat seine Strahlen auch in die niedere Hütte dringen lassen und das gesammte Volk erleuchtet und erwärmt. Die Schranken mußten fallen, die noch den Gelehrten vom Volke trennten, der letzte Ueberrest scholastischer Geheimnißkrämerei, die ausschließliche Herrschaft lateinischer Gelehrtensprache mußte entfernt werden. Die Muttersprache ward die Vermittlerin zwischen der Gelehrsamkeit und der Volksbildung, und zwar jene völkerbewegende Gewalt der Rede, die,

aus der innersten Seele hervordringend, alle Herzen mit sich fortreißt, der Ausdruck desjenigen, was Tausende dunkel fühlen und wollen, ohne des bezeichnenden Wortes inne geworden zu sein. Diese Gewalt der Rede besaß Luther, wie selbst seine Widersacher nicht zu bestreiten wagen. Sein Charakter, dessen Kraft aus der Wahrheit stammte und durch die Liebe erwärmt ward, beseelt seine Rede; auch in seine Bibelübersetzung ist er übergegangen, ja der ganzen Sprache hat er ein neues Leben eingehaucht. Nach diesem charaktervollen Streben ist Luther, sind die Reformatoren überhaupt zu beurtheilen. Sie waren bescheiden genug, eine Unfehlbarkeit für sich nicht in Anspruch zu nehmen und weit davon entfernt, ihren Buchstaben der Nachwelt aufdringen zu wollen. Das Recht der freien Forschung ist das Prinzip des Protestantismus, das, wenn auch eine Zeitlang die geistige Freiheit abhanden gekommen zu sein scheint, immer von neuem das schlummernde Leben wieder erweckt hat und auch künftig wecken wird.

Ungeachtet der ersten vielversprechenden Anfänge hat uns die Reformation in ihrem ersten Stadium doch keine classische Literatur gebracht; sie hat sie uns ersetzt im verflossenen Jahrhundert, dessen Literatur lediglich eine Frucht des Protestantismus ist. Im sechzehnten Jahrhundert brachten uns nur eine vielseitige, geistbelebte Literatur vornehmlich die Streitigkeiten der Theologen, in denen sich die geistige Kraft aufrieb. Die Ruhe, die am Ende des Jahrhunderts eintrat, war nicht die bewußte Sammlung der neugewonnenen geistigen Kraft, sondern eine geistige Ohn-

macht, welche sich durch starres Anklammern an die Loosungsworte der Partei zu verbergen suchte. Mit dem Sectengeiste wich der lebendige Hauch aus der protestantischen Literatur, während über den katholischen Theil Deutschlands der Jesuitismus seine dunkle Decke breitete. Für die Rückschritte ist nicht die Reformation als solche verantwortlich zu machen, sondern die ihr nicht ohne einzelne Erfolge entgegenarbeitende Reaction, deren Zweck die Sklaverei des Geistes, die Unterwerfung unter den todten Buchstaben war. Von der regen geistigen Bewegung blieben, auch bei den Protestanten, bald nur Formen übrig, aus denen der Geist ihrer Begründer gewichen war; ihre Errungenschaft ward ein von den Gelehrten bewachter todter Schatz, an dessen Besitz die Nation auf lange Zeit kaum betheiligt zu sein schien. Glück genug, daß die deutsche Bibel und das Gesangbuch, die beiden Stützen sittlich-religiöser Volksbildung, dem protestantischen Theil der Nation nicht wieder entzogen werden konnten!

Das Ergebniß des Reformationszeitalters macht es aufs neue offenbar, daß es unmöglich ist, ein Reich der Ideen dauerhaft zu gründen neben politischer Zerfallenheit und Schwäche. Woher sollte noch Erhebung des Nationalgeistes kommen, seitdem die Fürsten über kleinliche Interessen haderten, seit die blühenden Handelsstädte im Norden und Süden dahinsanken und, vom Reiche schutz- und hülflos gelassen, den mit frischer Kraft emporstrebenden Seestaaten des Westens den Welthandel überlassen mußten? Wo blieb die gepriesene Kraft und Hoheit der deutschen Nation, als ein verwüstender Krieg, angeschürt und

längst herbeigewünscht von Solchen, die für Deutschlands Wohl keine Liebe im Herzen trugen, sondern nur für Rom und ihres Ordens Herrschaft — als der dreißigjährige Krieg den letzten Rest deutschen Wohlstandes zertrat? als Schaaren von Fremden das Land ausbeuteten und des Volkes letzte Heiligthümer, seine Sitte und seine Sprache, verunreinigten? Nur an Kirchenliedern mochte jene Drangsalszeit ergiebig sein, an Kreuz- und Trostliedern, an Grabgesängen, in denen die lebensmüde Stimmung die Erde nur als die Heimat des Jammers schildert und schon das Dasein dem Menschen als Sünde anrechnet.

Zu allen diesen allgemeinen Ursachen des Sinkens der Volksbildung treten noch mehrere besondere hinzu, die sich auch in andern Ländern Europas mehr oder minder geltend machen. Die immer schärfer hervortretende Absonderung der Stände machte ein energisches Zusammenwirken unmöglich; selbst die Gelehrten lebten nicht mehr in und mit dem Volke, vielmehr blickten sie gern nach oben und stellten sich dem Volke, als der ungebildeten, bevormundeten Masse, gegenüber. Die Büreaukratie, seit den Zeiten Philipps von Spanien Regierungsmaxime, entzog dem Volke alle und jede Theilnahme an seinen eigenen Angelegenheiten; kein anderes Interesse an dem, was vorging, blieb ihm, als die Sorge um die Nothdurft des Lebens. Kein Wunder, daß in solch einer Existenz des Volkes kein Funke von Poesie blieb, daß solch ein Volksleben auch kein Stoff mehr für den Dichter war. In den gelehrten Kreisen und Hofcirkeln, wo man von der Dichtkunst redete, ging es, wo möglich, noch unpoetischer zu; die steife

Sitte maß jeden Schritt, und selbst die Pulsschläge des Herzens gewöhnten sich an ein geregeltes Tempo. Auf Hochzeiten, Begräbnisse 2c. mochte man Lieder verfassen; was dagegen das eigene Herz bewegte, ward durch die von der Etikette aufgedrungene Uniform des gesammten Lebens eingeschnürt und verhüllt; nur ausnahmsweise wagt ein Dichter in eigener Person tiefe und erregtere Gefühle auszusprechen. Die Kriegszeit ist noch die einzige Periode, wo dichterische Talente, wenn auch vielfach beengt und mißleitet, zum Vorschein kommen; die hundert Jahre nach dem westphälischen Frieden aber sind die jammervollste Periode unserer Poesie.

Als die Poesie aus dem Leben verschwunden war, blieb die der Bücher übrig; nicht das Bedürfniß des Herzens erzeugt sie; sie wird Sache der gelehrten Studien, der aus Büchern erlernten Regeln und der technischen Fertigkeit. Auf diesem Wege war die Gelehrtenpoesie bereits seit längerer Zeit, wiewohl, so lange eine lebendige Volkspoesie noch daneben bestand, nur als lateinische Dichtung. Erst als jene ausstarb und nach dem Tode des trefflichen Fischart († 1589) mehrere Decennien hindurch, außer Kirchenliedern, kaum ein nennenswerthes Gedicht in deutscher Sprache verfaßt war, that man den Schritt von der lateinischen zur deutschen Gelehrtenpoesie, so daß man diese neue Poesie als auf dem Stamm der neulateinischen Dichtung gewachsen anzusehen hat. Diese lateinische Dichtung war jedoch in Wahrheit nur eine, wenn auch mitunter mit großer Geschicklichkeit gehandhabte Phrasenpoesie; sie steckte mit ihrem rhetorischen Pomp die gesammte Literatur des westlichen Europa's

an. Italiener, Franzosen, Holländer waren darin den Deutschen bereits vorangegangen. Die Deutschen wählten sich hier ihre Muster und stellten unsere Literatur unter die Herrschaft des Auslandes. Das entwürdigende Anschließen an die mit servilen Lobeserhebungen gepriesenen Dichter der Fremde hält gleichen Schritt mit dem Verfall unserer politischen Selbstständigkeit, mit der Einführung fremder Sitte und Mode, welche, von den Höfen und dem entnationalisirten Adel ausgehend, bald alle Stände sich unterwürfig machte und das Nationalgefühl vollends erstickte. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß man ein Jahrhundert hindurch in der Poesie nur eine Redeübung sah, welche sicher zum Ziele führe, wenn man nur die Regeln sich einpräge und nach den gefeierten Mustern sich schule. Da demnach zu solcher poetischen Meisterschaft so wenig erfordert ward, so war man mit gegenseitiger Lobpreisung nicht sparsam und bestärkte sich dadurch in der Selbstzufriedenheit und dem behaglichen Bewußtsein, daß kaum die Zukunft Herrlicheres werde hervorbringen können. Bis auf Gottsched's Zeit bilden die Lobeserhebungen des Anhangs, der Dichterschule, eine sichere Mauer, an der der Pfeil des Tadels, wenn er ja gewagt wird, wirkungslos abprallt. Ein solches Cliquenwesen ist stets der Literatur verderblich gewesen; es schützt auch die verkehrtesten Richtungen, ist tolerant auch gegen das Mittelmäßige und Schlechte, wenn es nur auf der beliebten Bahn einhergeht. Toleranz aber gegen das Schlechte gehört zu den schlimmsten Feinden des Guten, in der Kunst so gut wie in der Sittlichkeit.

Indeß was uns streng macht gegen das Jahrhundert, macht uns mild gegen den Einzelnen, der ein Kind seines Jahrhunderts bleibt, wie reich auch die Gaben seines Geistes sein mögen. Die Luft der Zeit, in der wir leben, ist der Athem des Geistes; er haucht sie aus, aber er zieht sie auch ein; niemand kann geistig gesund sein in einer krankhaften Zeit. Wenn wir auch zu dem Geständniß genöthigt sind, daß bei den deutschen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts keine Poesie im edelsten Sinne des Worts zu finden ist, so anerkennen wir doch ihr Verdienst um Sprache und Versbau, das um so größer ist, je schwerer es war, sich dem in die Prosa und die Conversation eindringenden Sprachverderbniß entgegenzustellen. Dies Verdienst ist es einzig, wodurch Martin Opitz, so wenig er ein Dichter im wahren Sinne des Wortes ist, in der Geschichte unserer Literatur Epoche macht. Wir werden auch die Lyrik Einzelner, namentlich eines Paul Flemming und eines Paul Gerhard, in Ehren halten und das tiefpoetische Innere des Andreas Gryphius zu würdigen wissen, wenn er gleich, um Vollendetes zu schaffen, zu wenig Herrschaft über die poetischen Mittel besaß; er ist uns ein Zeugniß, daß der Trieb der gesammten neueren Literatnr zum Drama auch von den deutschen Dichtern mitempfunden ward. Allein es blieb bei einzelnen Ansätzen und Versuchen, weil das Drama ohne einen Hintergrund im Nationalleben, ohne ein im Bewußtsein des Dichters lebendiges Gefühl nationaler Kraft und Einheit bei keiner Nation jemals Gedeihen gefunden hat.

Was in den nächsten funfzig Jahren nach Gryphius in deutscher Poesie versucht ward, ist oft durch ausgezogene Proben lächerlich gemacht worden. Doch darf man dieser Geschmacksverirrungen nicht bloß zu diesem Zweck gedenken, so wenig wir sie sonst in Schutz zu nehmen gesonnen sein können. Auch sie gingen aus einem dunkeln, doch richtigen Gefühl hervor, daß die Poesie der Opitzischen Schule ohne Phantasie, daß ihre Sprache trocken und unmusikalisch sei. Nun strebte man darüber hinaus: aber bei gelähmter, schwungloser Phantasie konnte man es nur bis zu allegorischen Einkleidungen bringen, und zum Musikalischen war die Sprache vollends verdorben. So blieb nur der rhetorische Pomp übrig, um Effect zu machen: mit diesem malte Hoffmannswaldau die „erlauchten Flammen“ und setzte in seinen Heldenbriefen der sittlichen Versunkenheit der Höfe und des Adels ein Denkmal, von dem die keusche Muse der deutschen Poesie sich erröthend wegwendet, — lieferte Lohenstein, den rhetorischen Bombast auf die Höhe schraubend, in den Gemälden der Gräuel- und Blutscenen des römischen und türkischen Hofes effectvolle Reizmittel für die abgestumpften Nerven der herzlosen Zeit, in der er dichtete.

Von der französischen Literatur des Zeitalters Ludwigs XIV. ging die heilsame Reaction gegen dies aufgedunsene Pathos aus. Gegen 1700 begann sie in Deutschland dieselbe Wirkung zu äußern, welche sie auf die Literaturen fast des ganzen Europa's ausübte. Der Gegensatz war auch in Frankreich ein ähnlicher; auch dort kämpfte die neuentstehende Literatur gegen den unnatürlichen Schwulst der älteren Schule. An

den französisch gebildeten Höfen zu Berlin und Dresden fand dieser neue Geschmack am frühesten Eingang. Indeß vergingen Jahrzehnte, ehe die deutsche Poesie auf diesem Wege wirkliche Erfolge errang, ja bis auf Hagedorn blieb sie nur eine wässerige Prosa in Reimen. Es war die Zeit der Dictatur Gottsched's, das von ihm gepriesene goldene Zeitalter unserer Poesie. Endlich erschien die langzögernde Morgenröthe des neuen Tages: das Jahr 1740 ist mit unvergänglichen Zügen auf die Tafel unsrer Literaturgeschichte eingegraben.

Nach zwei entgegengesetzten Grenzpuncten des deutschen Landes wird unser Blick hingezogen, Hamburg und der Schweiz. — In Hamburg war ein reges geistiges Leben, die Frucht des Weltverkehrs und des freien Bürgersinnes, der verschiedene Richtungen neben einander aufkommen ließ. Eine servile Hofpoesie konnte hier keine Stätte finden: vielmehr ward Hamburg die Vermittlerin zwischen der vielseitig anregenden englischen Poesie. Brockes führte die Naturmalerei der Engländer bei uns ein; Hagedorn ward der Dichter des Frohsinns in Liedern und heitern Erzählungen, der Vater der Fabeln- und Liederpoesie, welche den Anfang machte, das Volk wieder zur Theilnahme an der Literatur heranzuziehen.

Die Schweiz hatte sich lange Zeit von dem Mitwirken an deutscher Literatur ausgeschlossen. Von der republikanischen Freiheit hatten die aristokratische Willkürherrschaft, so wie kirchliche Engherzigkeit und Obscurantismus nur noch den Namen übrig gelassen. Doch es umweht die Höhen der Alpen eine Fülle der

Poesie, daß sie nicht aufhören kann an die Herzen derer zu klopfen, die zu ihnen hinaufschauen, und sie aus trägen Schlummer zu wecken. Aus dieser hehren Umgebung haben die Naturgemälde von Drollinger und Haller, eingekleidet in das Gewand religiös-sittlicher Betrachtung, das Leben und die Wärme empfangen, wodurch die Lehrdichtung der wahren Poesie genähert ward. Wie in Basel und Bern, regte sich auch in Zürich ein höheres geistiges Streben: Bodmer und Breitinger traten zu einem erfolgreichen literarischen Wirken zusammen, welches, anfangs in bescheidener Stille, seit 1740 seinen Einfluß über ganz Deutschland erstreckte. Sie hatten vornherein vor Gottsched das voraus, daß sie nicht frühzeitig mit sich abschlossen, sondern Allem, was neues Leben versprach, ihre Theilnahme widmeten und ihren Blick stets auf die Zukunft der Literatur gerichtet hatten. Das junge, noch schüchterne Talent ward von ihnen ermuntert und ermuthigt; Klopstock und Wieland fanden hier offene Arme, ehe die Nation sie ihnen öffnete. Weil sie ihre Hand am Pulse der Zeit hatten, so endete die berühmte Fehde, die sich zwischen ihnen und Gottsched entspann, mit dessen völliger Niederlage. Doch ist nicht bloß die geistige Beschränktheit Gottsched's schuld, daß er seine Stellung zur Literatur nicht behaupten konnte: es ist eben so sehr seine moralische Schwäche, die ihn um sein kunstrichterliches Ansehn brachte und der Nachwelt selbst die Anerkennung seines wirklichen Verdienstes erschwert. Dadurch, daß er die studirende Jugend, die sonst in lateinischer Phraseologie und scholastischem Formelwesen

verkam, für deutsche Dichtkunst gewann, hat auch er Antheil an der neuen Literaturepoche; denn nur jugendliche Kraft und Frische vermögen eine gealterte Literatur zu verjüngen. Freilich entsprach ein solcher Erfolg seinen Hoffnungen nicht.

Auch für Preußen brach ein neuer Tag an mit der Thronbesteigung Friedrichs des Großen; sein Geist wehte wie Frühlingsodem über sein in geistlosem Zwange erstarrtes Land. Halle, Halberstadt, Berlin wurden Mittelpuncte literarischer Kreise; die Wirksamkeit eines Gleim und Ramler dürfen wir nicht nach ihren Poesien, über die das Urtheil der Nachwelt nicht mehr schwankend sein kann, berechnen. — Ich nannte die Stufen, auf denen Klopstock und Lessing, die beiden Regeneratoren unserer Literatur, emporstiegen.

Dieser Umschwung der Poesie ward indeß nicht von innen heraus, bloß durch sie selbst, hervorgebracht. Die Umgestaltung deutscher Wissenschaft wirkte mächtig auf sie zurück. — Während des siebenzehnten Jahrhunderts war die Wissenschaft nicht minder gesunken, als die Poesie. Das geistige Leben war erstarrt in den Fesseln einer Scholastik, welche der des Mittelalters dem Wesen nach verwandt war; in dies Gedächtnißwerk, in welchem man sich phlegmatisch fortbewegte, leuchtete nur selten das Licht des freien, selbstständigen Gedankens hinein. In ihren fertigen Systemen, welche die lateinische Sprache mit einer Schutzwehr gegen die Zudringlichkeit der nicht zünftigen Masse umgab, befanden sich die Gelehrten wie in einer unbezwinglichen Burg.

Frankreich und England fingen zuerst an, der Muttersprache ihr Recht zu wissenschaftlichen Darstellungen zurückzugeben und die Gebildeten außerhalb der Gelehrtenzunft an den Problemen der Wissenschaft mitzubetheiligen. In Frankreich sah sich die Wissenschaft in die Nähe des glanzvollen Hofes versetzt und konnte sich solcher Ehre nur durch elegantere Formen würdig machen. In England athmete nach der Vertreibung der Stuarts auch die Wissenschaft die Luft der Freiheit. Johann Locke machte die Rechte der Vernunft gegen die hergebrachte Scholastik, die sich für Philosophie ausgab, geltend, und Newton forschte nach den ewigen Gesetzen der Natur.

Auch in Deutschland fanden sich gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts Männer, welche den Kampf gegen Schulgelehrsamkeit und Geistesträgheit unternahmen: Männer von verschiedenen Richtungen, die zuletzt doch zu Einem Ziele zusammenwirkten. Zunächst muß in diesem Kampfe für Befreiung des Geistes der Pietismus genannt werden. Die Theologie, welche damals auf Kanzeln und Kathedern herrschte und für rechtgläubig galt, war nicht geeignet, die Herzen mit christlicher Liebe und Frömmigkeit zu erwärmen; es war eine Dogmatik ohne herzerhebende Ueberzeugung des lebendigen Glaubens. Spener war es, der die Gebrechen der Kirche zuerst aufdeckte und das vergessene Wort wieder aussprach, daß die Religion Sache des Herzens sei und sich in Thaten christlicher Liebe zu bewähren habe. Seine schüchterne Sprache lieh Dem Worte, was Tausende in sich fühlten. Durch die Anregungen, welche er und

seine nächsten Anhänger gaben, ward die Orthodoxie durchbrochen; eine tiefe Innerlichkeit trat an die Stelle des geisttödtenden Mechanismus. Auch als der Pietismus aufhörte, den Weg des Fortschrittes zu gehen, setzte sich die Bewegung dennoch fort. Die Männer der Aufklärung hatte er gleich anfangs auf seine Seite gezogen. Christian Thomasius führte, mit den Pietisten verbündet, den Kampf gegen veraltete Formen. Aufgemuntert durch das Beispiel französischer Schriftsteller, empfahl er die Muttersprache für wissenschaftliche Vorträge und hielt selbst Vorlesungen in deutscher Sprache. Seine Verweisung aus Leipzig gab die erste Anregung zur Stiftung der Universität zu Halle, welche, wie junge Universitäten pflegen, ihre erste Stärke durch Beschützung der neuen wissenschaftlichen Richtungen gewann. Hier fuhr er fort, mit einer Freimüthigkeit, deren sich seit Wittenbergs Glanzperiode die Universitäten entwöhnt hatten, Mißbräuche in Theorie und Praxis zu bekämpfen und die deutsche Wissenschaft aus der gelehrten Clausur in das Leben des Volkes hinüberzuführen. Gleich ihm wirkte sein großer Zeitgenosse Leibnitz für die Befreiung der Wissenschaft aus scholastischen Formen, wenn auch die Früchte seines Wirkens dem Volke nur mittelbar zu Gute kamen. Was er bereits geäußert hatte, daß die deutsche Sprache sich mehr als irgend eine andere der neueren Sprachen für den Vortrag der Philosophie eigne, bewies Christian von Wolff durch die That, indem er die philosophischen Wissenschaften nach ihrem Gesammtumfange in deutschen Schriften darstellte. Hiermit that unsere Prosa den bedeutendsten

Schritt zu ihrer Selbstständigkeit. Wolff's Schriften waren eine Encyclopädie des damaligen philosophischen Wissens; die leichtfaßliche Darstellung forderte Klarheit des Denkens und setzte auch außerhalb der gelehrten Kreise eine Masse von Kenntnissen in Umlauf. Der Anregung des philosophischen Denkens verdanken wir zunächst die Kritik auf dem Gebiete der schönen Literatur, das erste Forschen nach den Grundsätzen des Schönen in Poesie und Kunst; selbst die poetische Literatur ist zum Theil ein Nachhall jener Philosophie, welche damals in unser gesammtes geistiges Leben eben so tief eingriff, wie an der Grenze des Jahrhunderts die kritische Philosophie Kant's. Seit Leibnitz und Wolff hat unsere Poesie sich den wissenschaftlichen Richtungen dermaßen angeschlossen, daß die auf ihrem Gebiete hervortretenden Bewegungen und Gegensätze größtentheils in ihnen ihre Erklärung finden.

Die Gegensätze zwischen Spener und Wolff wiederholen sich auf einer höhern Stufe in Klopstock und Lessing. Der Zeit, in welcher wir leben, mag uns wohl mahnen, den Blick ein Jahrhundert zurückzuwenden und an die Wiege unserer seitdem zu herrlicher Schönheitfülle erblühten Poesie, deren Besitz uns jetzt stolz sein läßt, zu treten: im Jahre 1746 trafen die Jünglinge Klopstock und Lessing auf der Universität Leipzig zusammen und waren in bescheidener Verborgenheit, jener mit den ersten Hexametern der Messiasdichtung, dieser mit seinen ersten dramatischen Versuchen, beschäftigt. Klopstock ward der Schöpfer einer beseelteren Dichtersprache, der lyrische

Genius (denn auch die Messiade ist ein Erzeugniß lyrischer Begeisterung), welcher der deutschen Poesie die Welt des Gefühls zurückgab. Lessing bahnte dem freien Gedanken neue Wege und schuf durch diesen das deutsche Drama. Wieland sammelte die errungenen Schätze der europäischen Literatur als ihr gewandter, der Zeitläufe kundiger Verwalter, setzte sie in raschen Umlauf und machte sie dadurch allgemeiner nutzbar, daß er sie in kleinere Münzen umprägte. Aus den Anregungen, die diese Männer gegeben hatten (auch Wieland's Shakspeare sei unvergessen), ging eine neue Lyrik, ein neues Drama nnd die Literaturkritik Herder's hervor, die prophetische Stimme für eine drangvolle Jugend. Die Poesie versuchte ins Leben zu treten, es zu beherrschen; die Ideen strebten sich zu gestalten in der Welt der Erscheinungen. Aeußerlich ist es so still in der langen Friedenszeit, welche dem siebenjährigen Kriege folgte: aber auf den verborgenen Gebieten des Geistes verkündigte sich das Herannahen der Zeit der Völkerstürme, welche die alten Formen erschüttern und zum großen Theil zertrümmern sollten. Lange schon war an den alten Stützen gerüttelt, lange schon hatte die Literatur mit dem Bestehenden gebrochen; man hatte angefangen, die Einfalt der Natur den verweichlichten und verschrobenen Sitten, die Rechte des Menschen den Standesvorrechten und der Machtwillkür, die Berechtigung der Individualität der Beschränkung der Verhältnisse entgegenzuhalten. Der Trieb nach Umgestaltung zuckte durch ganz Europa, der Ruf nach Reformen ward die Loosung, und die Fürsten stimmten vom Throne herab

ein. Da öffnete sich weiter und weiter die Kluft zwischen den Forderungen der Idee und den Zuständen der Gegenwart. Die fieberhafte und excentrische „Starkgeisterei“ und die sehnsuchtkranke Sentimentalität sind Pflanzen desselben Bodens. Der Shakspearische Hamlet, der es erkennt, daß die Welt aus den Fugen sei, und sich doch unfähig fühlt, sie wieder einzurichten, ist zugleich der Typus und das Idol der thatendurstigen und doch träumerisch zurücksinkenden Jugend. Neben den Götz, der die auseinanderfallenden alten Verhältnisse auf eigene Hand wieder einrichten und die Schäden des Gemeinwesens mit kräftiger Faust heilen möchte, tritt in der Seele des nämlichen Dichters der Werther mit dem zerrissenen Herzen, welcher aus der Welt scheidet, weil zwischen ihm und der Wirklichkeit keine Harmonie herzustellen ist. Manches Dichterleben jener Zeit ist solch ein schwerer Kampf mit der Welt und dem eigenen phantastischen Drange, manches dichterische Talent ist darin untergegangen: Lenz, der Jugendfreund Göthe's, endete im Wahnsinn; von allen Gaben der Poesie blieb ihm nichts als der Stolz in Armuth und Elend. Bürger ging denselben Weg, wenn auch nicht zum Wahnsinn, doch zum bittern Elend. Trotzdem war es für die Literatur kein vergeblicher Kampf. Ihre größten Genien gewannen aus der Gährung jener Jahre Kraft und Fülle des Geistes auch für ihre späteren Lebensepochen. Herder's Jugendfeuer ward zur mildleuchtenden Flamme auf dem Altare der Menschheit. Bei Goethe entwickelte sich aus dem Drange des Realen die ideale Klarheit und die plastische Ruhe,

die Frucht der Durchbildung seiner geistigen Individualität. Schiller, der letzte Epigone der „Sturm- und Drangperiode,“ trat mit ungeschwächter geistiger Elasticität in die Epoche der philosophischen und politischen Umwälzung; die philosophische Idee führte ihn auf die Höhe seiner Poesie und wies ihm die Zielpuncte seines Sehnens und Strebens, welches begeisterungsvoll in die Zukunft der Menschheit griff.

Leicht täuschen wir uns über die Geistescultur des achtzehnten Jahrhunderts, weil wir sie nach den einzelnen großen Genien beurtheilen, die aus ihm hervorgegangen sind; wir halten uns wohl gar zu dem Schlusse berechtigt, daß unsere Bildung Rückschritte gemacht habe, weil uns Namen fehlen, wie diejenigen, durch welche das vergangene Jahrhundert glänzt. Allein auf welcher Culturstufe die große Masse des lesenden und genießenden Publicums stand, davon zeugen nicht Lessing, nicht Goethe oder Schiller: die Werke eines Gellert, Wieland, Kotzebue sind weit genauere Barometer, selbst für den damals gebildetsten Theil der Nation. Es steht vielmehr unsere gesammte Volksbildung, auch die ästhetische, hoch über der des vorigen Jahrhunderts. Lessing, Goethe und Schiller gingen zwar aus diesem hervor, aber das Beste, was sie geschaffen haben, gehört unserm Jahrhundert an: erst dieses hat sich zu ihnen herangebildet, erst für dieses sind sie Nationaldichter geworden.

Die Zeit der romantischen Schule war nur ein Seitenweg, keine neue Literaturepoche. Man wollte neben dem Leben eine Welt der Poesie künstlich erschaffen, und es schien gar lockend, mit dem Feuer zu

spielen, ohne selbst in Gluth zu gerathen. Die letzten Decennien haben dieses Blendwerk, wie so manches andere, zerstört. Wir haben erkannt, daß auch in Poesie und Kunst die Wahrheit höchste Gesetzgeberin und Richterin ist und ohne sie so wenig Schönheit wie Sittlichkeit bestehen kann; das nie erschöpfte Buch der Geschichte und des Lebens ist auch der Poesie wieder geöffnet. Noch stehen wir erst auf den Stufen, die uns zu dem Tempel einer neuen Poesie emportragen werden. Wann wir ihn betreten werden, wer vermag es zu sagen? Aber kommen wird die Zeit gewiß, wo die Strömungen geistigen Lebens, die uns jetzt umrauschen, sich wieder zu einem klaren, stolz einherwogenden Strome der Poesie vereinigen werden. Scheint uns manchmal der Bildungsgang der Nation zu langsam vorwärts zu schreiten, so mögen wir auch uns jenes erhabene Wort Lessings zurufen: „Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an Dir nicht verzweifeln! Laß mich an Dir nicht verzweifeln, wenn selbst Deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! Du hast auf Deinem Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu thun!“ —



Die

Anfänge des deutschen Drama's.

1859.



Eine dramatische Poesie hatte sich in den Jahrhunderten, welche die Reformation vorbereiteten, noch nicht ausbilden können; das ganze Mittelalter hatte, streng genommen, kein Drama. Was darauf Bezug hat, gehört mehr in die Geschichte des gottesdienstlichen Cultus und der Sitte, als in die der Poesie. Immerhin sind es die Anfänge scenischer Darstellungen, an denen sich am Schluß des Mittelalters das Volk lebhaft betheiligte. Würde man weiter zurück gehen und auch die ersten Spuren von Schauspielkunst dahin rechnen, so könnte man deren schon in den ersten Jahrhunderten nachweisen, indem das Volk einen Possenreißer, der es durch Pantomimen und Verkleidungen belustigte, nie entbehren konnte. Wir wissen z. B., daß zur Zeit Karls des Großen den fahrenden Lustigmachern bei Leibesstrafe verboten war, ein Priester- oder Mönchskleid anzulegen, daß im zehnten Jahrhundert Mönche in Flandern die Sage vom Wolf und Fuchs pantomimisch darstellten. Im Parcival ist die Rede von der bunten Tracht der Lustigmacher.

Dies alles hat jedoch mit dem eigentlichen Drama wenig oder gar nichts zu schaffen und beweist nur, daß im Menschen der Trieb liegt, das Leben nachzuahmen und am Bilde sich zu erfreuen. Näher steht dem Drama die mit der Zeit der Kreuzzüge allgemeiner werdende Sitte, beim Gottesdienste an hohen Festen dem Volke die in der Bibel erzählte Handlung durch dramatischen Vortrag zu größerer Anschaulichkeit zu bringen.

In der kirchlichen Liturgie liegt etwas Dramatisches. Am stärksten tritt dies in der Passionsgeschichte hervor, wo die evangelische Geschichte mehrere Personen redend einführt. Bei Vertheilung des Textes an mehrere Priester entstand eine dramatische Abwechselung, indem einer den zwischen den einzelnen Reden stehenden erzählenden Text las. Solch ein feierlicher Vortrag von dem Leiden und der Auferstehung des Herrn fand am Charfreitag und in der Osternacht in der Kirche statt. Bildliche Darstellung der Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung ward häufig zu Hülfe genommen. Diese Darstellungen nannte man in Italien Mysterien, vielleicht mit einer Nebenbeziehung auf das Wort Ministerien oder gottesdienstliche Handlungen; das deutsche Volk nannte sie kurzweg Spiele.

Bald fanden die Geistlichen an ihren Aufführungen solches Wohlgefallen, daß sie den Text für den dramatischen Vortrag freier zu bearbeiten anfingen. Sie traten nach und nach aus dem neutestamentlichen Gebiete heraus und gestalteten auch Erzählungen des alten Testaments und Legenden dramatisch um. Lange

Zeit hielt man sich an die lateinische Sprache. Doch dem Volke zu Liebe ließ man allmählich sich so weit herab, deutsche Zwischenspiele einzuschalten. Um 1300 wurden die Stücke ganz deutsch.

Weil überall die scenischen Darstellungen der heiligen Geschichte sich von ihrem kirchlichen Zwecke mehr und mehr entfernten, so eiferten Päpste und Kirchenversammlungen wiederholt dagegen; aber das Volk ließ sie sich nicht wieder nehmen; sie wurden nur noch immer ausgelassener. Die Laien betheiligten sich mehr und mehr bei den öffentlichen Aufführungen und liebten es besonders, in Teufelsverkleidung einen großen Chor zu bilden. Die Kirche ward für ein so massenhaftes Schaugepränge zu klein; man spielte daher auf dem Kirchhofe oder den öffentlichen Plätzen der Stadt. Schon im vierzehnten Jahrhundert nahmen diese Spiele oft mehrere Tage hinter einander hin, und 2—300 Personen waren dabei beschäftigt. Die Aufführung geschah auf einem großen Gerüst, das drei Abtheilungen übereinander hatte, Hölle, Himmel und mitten zwischen diesen die Erde. Auf Leitern stiegen die mitspielenden Personen, je nachdem es die Handlung erforderte, von der einen Bühne zur andern.

So viel Zeugnisse auch von Zeitgenossen über die Aufführung solcher geistlichen Stücke aufbewahrt sind, so daß man annehmen muß, es seien dergleichen, zumal der Ostern- und Passionsspiele, sogar auf den Dörfern sehr gewöhnlich gespielt worden, so haben sich doch bisher nur sehr wenige vollständige Texte derselben auffinden lassen. Auch mochte es des Aufschreibens nicht sehr bedürfen. Nur die ausgeführteren

Partieen wurden vollständig aufgeschrieben; sonst bezeichnete man nur den Gang des Stücks und die Anfänge der durch Tradition feststehenden Reden. Eines der ältesten ist das Mysterium von den klugen und thörichten Jungfrauen, in welchem die säumigen Jungfrauen trotz den Fürbitten der Maria und der Heiligen zu ewiger Höllenpein verdammt werden. Die Aufführung dieses Stücks zu Eisenach im Jahre 1322 erhielt eine besondere Bedeutung dadurch, daß der Markgraf Friedrich der Freudige davon so tief erschüttert ward, daß er in Schwermuth sank, zu der sich Schlaganfälle gesellten; er stand vom Siechbette nicht wieder auf. In den späteren Spielen mischt sich mehr und mehr das Komische bei, das vornehmlich durch die Teufelsrollen vertreten wird. In dem uns erhaltenen Osterspiele aus dem 15. Jahrhundert ist der Uebergang zur Volkskomödie schon vollendet. Pilatus und Kaiphas erscheinen mit großem Gefolge; Soldaten und Juden kommen in Handgemenge; in der Hölle sind eine Menge Teufel mit Seelen der Verdammten, welche Christus nach seiner Auferstehung daraus befreit. Dieser Ausgelassenheit der Mysterien machte der religiöse Ernst der Reformationszeit ein Ende. Eine Abart derselben hat sich hin und wieder in katholischen Ländern des südlichen Deutschlands durch Tradition erhalten.

Eine noch weit größere Anlage zur Volkskomödie hatten die Fastnachtsspiele, welche seit 1400 in den größeren Städten beliebt wurden. Sie gingen aus der Carnevalslust hervor, welche in der Verletzung des Herkömmlichen, der Umkehr der gewöhn-

lichen Verhältnisse bestand und daher einen Humor des Lebens in sich trug, welcher der Keim zur eigentlichen Komödie sein konnte. Nürnberg war der Hauptsitz des deutschen Carnevals und daher auch des Fastnachtsspiels. Mit geringen Ausnahmen haben die auf uns gekommenen Fastnachtsspiele Nürnberger Verfasser. Es sind dramatisirte, d. h. in Dialog gekleidete Schwänke. An Verwickelung und Intrigue ist nicht zu denken. Die bekanntesten Nürnberger Schwankdichter um die Mitte des 15. Jahrhunderts, Hans Rosenblut und Hans Folz, sind zugleich die fruchtbarsten Verfasser von Fastnachtsspielen. Unter diesen sind die von Folz so geistlos und roh, daß sie kaum eine Ahnung von dramatischer Behandlung verrathen. Dies ist jedoch schon der Fall bei Hans Sachs, dessen Fastnachtsspiele, z. B. vom Narrenschneiden, vom Teufel, der ein altes Weib zur Ehe nahm, vom Weib im Brunnen, von demselben Humor eingegeben sind, der seine Schwänke belebt. In seinen sogenannten Tragödien und Komödien — er schied diese Benennungen nur, je nachdem der Ausgang mehr oder minder traurig war — geht er über die ihm gezogenen Grenzen hinaus und versucht sich an den bedeutenderen Stoffen der Mythe und Geschichte, für die ihm der rechte Sinn und der richtige Maßstab mangelte. Seine Nachfolger reichten jedoch nicht über ihn hinaus, und selbst der gelehrte Jacob Ayrer, kaiserlicher Notar und Gerichtsprocurator in Nürnberg, der gegen 1600 dichtete, lehnt sich nur an ihn an und steht ihm an Feinheit des Witzes bedeutend nach.

Außer diesen beiden dem Mittelalter entstammten Gattungen der dramatischen Poesie entstand kurz vor der Reformation noch eine dritte, welche man die Schulkomödie nennen kann. Als mit der Wiederbelebung des Studiums der alten Sprachen die Lustspiele der römischen Dichter Plautus und Terentius in Aufnahme kamen, ahmten die gelehrten Latinisten, unter ihnen Reuchlin und Konrad Celtes, die elegante Sprache, gleich wie die Prosa eines Cicero und die Verse der römischen Elegiker, mit großem Eifer nach und fanden unter den Gelehrten viele Nachfolger. Studenten und Schüler brachten solche Stücke zur Aufführung, selbst die Fürsten sahen häufig den Vorstellungen zu. Es konnte nicht lange ausbleiben, daß man die lateinischen Komödien ins Deutsche übersetzte, damit die der alten Sprache unkundigen Bürger an den öffentlichen Aufführungen Theil nehmen könnten. Aus der Vergleichung solcher Uebersetzungen mit dem lateinischen Original sieht man am besten, wie weit noch die Ausbildung der deutschen Dichtersprache hinter der eleganten lateinischen Form, die man auf gelehrtem Wege gelernt hatte, zurückstand.

Die Stücke waren meistens von Predigern und Lehrern an den Schulen abgefaßt. Vorzugsweise wurden biblische Erzählungen zu den dramatischen Bearbeitungen gewählt, so daß die Schulkomödien an die Stelle der Mysterien traten. Auch in ihnen zeigt sich ein ähnlicher Uebergang von dem einfachen Zuschnitt der älteren Stücke zu immer größerem Schaugepränge. Der Saul des Matthias Holzwart z. B. ward um 1600 zu Gabel in Böhmen von 100

redenden und 200 stummen Personen aufgeführt. Mehrere dieser Stücke zogen auch die Bewegungen der Reformationszeit in den Kreis dramatischer Darstellung. Martin Rinckhart, der bekannte Verfasser des Kirchenliedes „Nun danket Alle Gott," welcher im Beginn des folgenden Jahrhunderts dichtete, verfaßte zu Luther's Verherrlichung das Drama der eislebische christliche Ritter und einen Thomas Müntzer, der mit einem Ballet von Priestern, Luther an der Spitze, schließt. Ueberhaupt erkennt man das Band, das die Gelehrtenpoesie mit dem Volksmäßigen verbindet, noch darin, daß das komische Element selbst in den religiösen Stücken nicht ausgeschlossen wird; komische Scenen im Ton der Fastnachtsspiele sind häufig selbst den biblischen Darstellungen angehängt. Ebenso wenig fand bei den Aufführungen eine Absonderung der Stände statt. Aus Gelehrten und gewerbtreibenden Bürgern bildeten sich Vereine für die öffentliche Aufführung, und selbst Theologen hielten es für vereinbar mit ihrer Würde. Damals fiel es der protestantischen Geistlichkeit noch nicht ein, gegen das Schauspiel zu eifern; an hohen Kirchenfesten schien vielmehr die Aufführung eines Stücks von biblischem Inhalt die Andacht des Volkes nur zu erhöhen. Gegen 1600 wurde auch das deutsche Drama, gleich wie früher das lateinische, zur Verschönerung der Hoffeste gebraucht. Nicolaus Roth führte, um nur ein Beispiel zu erwähnen, das Stück von dem Grafen von Gleichen 1591 zur Hochzeit des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen auf.

In demselben Maße, als die Schaulust und die allgemeine Theilnahme stieg, verlangte man auch außer dem größeren Pomp einen anziehenderen Inhalt. Daher ist es erklärlich, daß die sogenannten „Englischen Komödianten", welche seit 1590 die meisten Theile Deutschlands durchzogen, überall mit dem größten Beifall aufgenommen wurden. Es kann wohl nicht mehr bezweifelt werden, daß sie anfangs ihre Stücke in englischer Sprache aufführten. Durch eine kurze Exposition der Handlung und durch die gewandte Darstellung selbst mußte dem Verständniß für die der Sprache unkundigen Zuschauer nachgeholfen werden. Ein Theil ihrer Stücke erschien seit 1620 in deutschen, größtentheils schlechten Uebersetzungen. In manchen dieser Stücke wird man an die hohe Ausbildung erinnert, welche die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth erreicht hatte; einige ihrer Sujets findet man bei Shakspeare wieder. Die Rückwirkung auf die deutsche Bühne blieb nicht aus, zumal da die deutschen Fürsten die englischen Komödianten sehr begünstigten. Erst jetzt lernte man einsehen, worauf es bei der dramatischen Darstellung vornehmlich ankomme. Aus dem einförmigen, schleppenden Gang der deutschen Schulkomödien wird man in eine lebenvollere Welt versetzt. Rasch wechselt die Handlung, Ernst und Scherz lösen sich ab; der Narr oder Pickelhering, später „Hanswurst" genannt, ein Wort, das schon Luther kennt, erhält eine Hauptrolle und wird stehende Person in der Komödie. In den seit 1600 erschienenen Stücken bemerkt man die Veränderung des Geschmacks. Selbst der Nürnberger Ayrer

verläßt die Manier des Hans Sachs und verfaßt Stücke in „englischer Manier." Zwei seiner Komödien sind nach denselben englischen Stücken bearbeitet, welche Shakspeare in seinem „Sturm" und „Viel Lärmen um nichts" benutzte. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, wegen seiner Gelehrsamkeit gefeiert und mehr noch wegen seines hochstrebenden Geistes einer der achtungswerthesten Fürsten seiner Zeit, gründete eine Art Hoftheater und schrieb mehrere Lustspiele, bei denen englische Bühnenstücke zum Muster dienten. Georg Mauricius, ein durch theologische Gelehrsamkeit berühmter Professor zu Wittenberg, später zu Nürnberg, fühlte sich noch in seinem Alter zur Abfassung von Komödien ähnlicher Art angeregt, unter denen sich auch die Behandlung eines romantischen Stoffs, die Komödie vom Grafen Walther und Griseldis, findet. Diese drei Namen sind zugleich ein Beweis, daß Fürsten, Gelehrte und Volksdichter noch auf einem und demselben Wege zusammengingen, und dieser Weg war der einzige, auf welchem wir unter günstigeren äußeren Verhältnissen zu einem nationalen Drama hätten gelangen mögen. Denn wie viel auch producirt worden war, es waren doch nur die ersten Schritte; die höheren Anforderungen, die man an die dramatische Dichtung zu stellen hat, waren noch unbefriedigt geblieben. Dazu waren Sprache und Verskunst in allen diesen Versuchen in einem verwahrlosten Zustande. Der Sinn für Wohlklang und Versmessung war völlig verloren gegangen. Zwar hatte schon im Jahre 1535 Paul Rebhun, Rector in Zwickau in Sachsen, in seinen

Dramen Susanna und Hochzeit zu Kana eine regelmäßige Sylbenmessung nach Längen und Kürzen mit Unterscheidung jambischer und trochäischer Verse versucht und zu den Chören Odenstrophen in mannigfachen Rhythmen angewandt; allein sein Beispiel war ohne Nachfolge geblieben, und erst ein Jahrhundert nach ihm ward, was er gewollt, von Andern glücklich durchgeführt.



Gottsched

im

Wendepuncte der deutschen Literatur

des

achtzehnten Jahrhunderts.

1861.



Nach Leipzig kam im Jahre 1724 ein junger Gelehrter, den die Furcht vor dem Soldatendienste aus seinem Heimatlande Preußen vertrieb, Johann Christoph Gottsched (geb. zu Juditenkirch bei Königsberg, 1700), ein seitdem vielgenannter Name. Groß und stattlich von Gestalt, hatte er fürchten müssen, daß unter einem Friedrich Wilhelm I. seine theologische Candidatur kein hinreichender Schutz gegen den herrschenden Militärzwang sein würde. Er brachte gute Empfehlungen mit, besonders von seinem Lehrer, dem Professor der Dichtkunst zu Königsberg, Johann Valentin Pietsch. Sie führten ihn in das Haus des Professors Burkhard Mencke, der bald die vielseitige Gelehrsamkeit des jungen Mannes, der auch bereits als Dichter sich versucht hatte, schätzen lernte. Selbst der Dichtkunst nicht abhold und ein Feind der Pedanterie, wie sie damals auf deutschen Universitäten bei den meisten Fachgelehrten gewöhnlich war, interessirte sich Mencke für einen Jüngling, der die Liebe zur Dichtkunst mit dem Studium der Philosophie verband und sich nicht mit der engeren Fachwissenschaft, die ihm Amt und Brod versprach, genügen ließ; mit anerkannter Umsicht und Vielseitigkeit leitete

er die Herausgabe einer gelehrten Zeitschrift und erwarb sich ein besonderes Verdienst um die in Leipzig studirende Jugend, indem er in einer deutschübenden Gesellschaft den Vorsitz übernommen hatte. Gottsched wurde Lehrer in Mencke's Familie und trat damit dem Kreis der gelehrten Thätigkeit seines Beschützers nahe. Nicht bloß die Gelehrten, auch das größere bildungsbedürftige Publicum suchte er sogleich zu sich heranzuziehen und sich eine Wirksamkeit außerhalb des zünftig abgeschlossenen Gelehrtenstandes zu sichern: er begann die Herausgabe einer populären Wochenschrift, die vernünftigen Tadlerinnen, fortgesetzt unter dem Titel der Biedermann: es war der Anfang einer fast bis in die letzten Jahre seines Lebens ausgedehnten Reihe von Zeitschriften, welche außer allgemeinen Bildungsgegenständen insbesondere die ältere und neuere schöne Literatur in populärer Darstellung besprachen.

Im Jahre 1725 erwarb sich Gottsched das Recht, Vorlesungen an der Universität zu halten. Auch hier waren es zunächst Vorträge über „die schönen Wissenschaften", und die Behandlung des anziehenden Thema's erregte ein so allgemeines Interesse, daß sein Hörsaal gefüllt war. Nach wenig Jahren gab er zwei mit großem Beifall aufgenommene Lehrbücher heraus, einen Grundriß zu einer vernunftgemäßen Redekunst (1728) und eine kritische Dichtkunst (1730). Die deutsche Gesellschaft, wie sie nunmehr genannt wurde, erwählte ihn zu ihrem Senior; er war thatsächlich ihr Vorstand und hatte die ganze Leitung des Vereins, den er nach einem umfassenden Plane

umgestaltete, in seiner Hand. Die Mitglieder übten sich in poetischen und prosaischen Arbeiten, und er sorgte dafür, daß ihr Ruhm und ihr Einfluß auf die Literatur sich weit über das Weichbild Leipzigs hinaus verbreitete, indem er in mehreren Sammlungen ihre poetischen und rednerischen Producte ans Licht stellte und dabei nicht versäumte, ihre gesammte Thätigkeit und die dabei leitenden Grundsätze darzustellen. Auswärtige Gelehrte und Dichter von Namen und Einfluß wurden in die Gesellschaft aufgenommen, und an vielen Orten des nördlichen Deutschlands bildeten sich ähnliche Vereine zu gleichen Zwecken, alle in vielfacher Correspondenz und Verbindung mit dem Muttersitz der deutschen schönen Literatur und in Briefen und öffentlichen Schriften für ihr Streben belobt und gepriesen.

Gottsched war eine Autorität geworden. An der Universität wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie und Dichtkunst ernannt, und da er nach wenig Jahren auch ein Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften herausgab, worin er die damals zu ungemeinem Ansehen gelangten Wolfischen Lehren in sehr faßlicher Darstellung vortrug, hatte er der zünftigen Gelehrsamkeit ein noch völligeres Genüge geleistet; er erlangte im Jahre 1734 den Lehrstuhl eines ordentlichen Professors der Logik und Metaphysik, dem die übrigen akademischen Würden und Aemter in weiterer Folge der Reihe nach zufielen; auswärtige gelehrte Gesellschaften nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf.

Im folgenden Jahre verheirathete er sich mit

Luise Adelgunde Victorie Kulmus, der geistvollen Tochter eines Danziger Arztes, mit der er vor einigen Jahren auf einer Reise in die Heimat bekannt geworden war; sie hatte bereits öffentlich Proben ihres poetischen Talents gegeben und war in französischen und englischen Dichtern belesen. In der Verbindung mit Gottsched erweiterte sie nach seiner Anweisung und Anleitung ihre gelehrten Kenntnisse, lernte die lateinische Sprache, auch ein wenig Griechisch, und hörte hinter einer spanischen Wand den wissenschaftlichen Vorträgen ihres Mannes zu. Sie ward die Gehülfin seiner literarischen Arbeiten, schrieb an seinen Zeitschriften, übersetzte unermüdlich aus dem Französischen und Englischen in Versen wie in Prosa und bewies in ihren eigenen Productionen, daß sie in Witz und Gewandtheit des Stils nicht blos Schülerin, sondern Meisterin ihres Mannes sein konnte.

In den dreißiger Jahren des Jahrhunderts stand Gottsched auf seiner Höhe. Er war sich bewußt — und vergaß nicht in bescheidenen Wendungen darauf hinzuweisen — in die Leere unserer schönen Literatur Leben gerufen, die schwülstigen Ausschweifungen der Dichter der zweiten schlesischen Schule, eines Hoffmannswaldau und Lohenstein, gebändigt, auf dem deutschen Parnasse Regel und Ordnung hergestellt zu haben, gleich wie hundert Jahre zuvor der „Vater" einer regelrechten deutschen Dichtkunst, Martin Opitz, den er in einer Lobrede eben deshalb feierte, nicht ohne bezeichnende Seitenblicke auf das neu aufgehende goldene Zeitalter der Literatur und ihren Schöpfer.

In den kleineren Gattungen der Dichtkunst ging es schon ordentlich und maßvoll zu; Canitz, Neukirch, Pietsch hatten schon Satiren, Elegieen und Oden gedichtet, nach Gottsched's Urtheil eines goldenen Zeitalters nicht unwürdig. Allein das deutsche Drama befand sich in arger Verwilderung. An den Höfen kosteten italienische Operngesellschaften ungeheure Summen; auch die deutsche Oper in den größten Reichsstädten verdrängte den Sinn für das ernste Schauspiel; vor den gewöhnlichen Bühnen belustigten sich die mittleren und unteren Stände an gemeinen Possen und eben so rohen sogenannten „Haupt- und Staatsactionen", und der Hanswurst oder Harlekin war überall der willkommenste Acteur, das Haupt der ganzen Schauspielerbande, der dem Director — Principal pflegte man ihn damals zu nennen — nach Belieben trotzen konnte. Wie weit waren andere Länder, wie weit namentlich Frankreich uns voraus, auf dessen Bühnen dramatische Dichtungen aufgeführt wurden, die ganz Europa bewunderte und nach dem Urtheil der Kenner den seit Jahrtausenden gepriesenen Meisterwerken der Griechen in nichts nachstanden!

Gottsched sah ein, daß auch hier angegriffen werden mußte, und eben dazu schien Leipzig der rechte Ort zu sein. Wenige deutsche Städte hatten zur Zeit eine so gute Bühne, ein so gutes Publicum, und ließ sich nicht hoffen, durch eine Reform des Theaters auch diejenigen heranzuziehen, die bis jetzt die Gemeinheit der Vorstellungen daraus vertrieb? Schon gegen das Jahr 1728 hatte Gottsched daran gedacht, regelmäßige Stücke auf die Bühne zu bringen; er rieth Hofmann,

dem damaligen Principal des Leipziger Theaters, einige Stücke von Gryphius, dem bedeutendsten unter den dramatischen Dichtern des siebenzehnten Jahrhunderts, aufzuführen. Hofmann entgegnete: es wäre unmöglich, weil sie in Versen wären; „Verse," sagte er, „lassen sich heutzutage nicht mehr aufs Theater bringen, und überhaupt sind diese Stücke zu ernsthaft, ohne lustige Person, der Chöre, die sie haben, nicht zu gedenken." Als sich Hofmann's Gesellschaft bald darauf zerstreute, setzte sich Neuber in Leipzig fest; seine energische Frau, die nachmals die Leitung seiner Gesellschaft allein übernahm, erlangte neben ihm große Geltung in Theaterangelegenheiten. Dieser ward für Gottsched's Theaterreform gewonnen. Der Anfang wurde mit der Uebersetzung eines französischen Trauerspiels, dem Regulus des Pradon, gemacht. Einflußreiche Personen vom Dresdener Hofe wurden ins Interesse gezogen; man erhielt zur ersten Vorstellung Costüme aus der Dresdener Hofgarderobe geliehen, nicht die kleinste Empfehlung des Unternehmens. Daß es an Lobsprüchen nicht fehlte, dafür sorgten Gottsched und die Seinen. Nachdem (1728) dieser Anfang gemacht war, bemühte er sich, auch ein Repertoir für das regelmäßige Drama zu schaffen. Meistens mußten Uebersetzungen aus dem Französischen aushelfen; es ging noch langsam damit. Endlich scheute er auch selbst den Wetteifer mit den Franzosen nicht mehr und gab in dem sterbenden Cato, der im Jahre 1731 zuerst aufgeführt wurde, ein deutsches Trauerspiel, nicht bloß in den Augen des selbstbewußten Verfassers der Beginn einer neuen dramatischen Literatur; von

der allgemeinen Anerkennung zeugten zehn Auflagen. Gegen die Possenspiele und Harlekinaden rückte er mit Uebersetzungen französischer Komödien ins Feld, denen er mit nicht geringerem Erfolg die Lustspiele des Dänen Holberg zugesellte. Victorie Gottsched dichtete die ersten deutschen Originallustspiele nach dem französischen Vorbilde. Mit den ästhetischen Gründen, mit denen Gottsched den groben Harlekin befehdete, traf des Principals Wunsch, dem Harlekin-Uebermuth sich zu entziehen, glücklich zusammen, um dem ungezogenen Liebling der Masse den Todesstoß zu geben. Im October 1737 wurde in einem eigens dazu verfaßten Vorspiel auf der Bühne feierlich über ihn Gericht gehalten und nach ausgesprochenem Urtheil eine Puppe in buntscheckigem Anzuge verbrannt. Damit verschwand sein Name von der Leipziger und nach und nach auch von andern Bühnen. Mochte er auch noch unter mancherlei Masken als lustige Person wiedererscheinen, bald als drolliger Bedienter, bald als gefoppter Alter u. dgl., er war, seit das bunte Jäckchen ihm ausgezogen wurde, auf Nebenrollen verdrängt.

Um diese Zeit hatte Gottsched noch ein anderes, für ihn nicht minder erfreuliches Ereigniß zu verkündigen, worin er den Triumph seiner Kritik feierte: die Oper verlor ihre Anziehungskraft und schien die Bühne völlig räumen zu wollen. Er war eine Folge lächerlicher Uebertreibungen, welche zur Erschöpfung führten, nicht, wie Gottsched sich schmeichelte, der Erfolg seiner unablässigen Bekämpfung. Als er nunmehr 1740 die Herausgabe der deutschen Schau-

bühne nach den Regeln und Exempeln der Alten in Angriff nahm — eine Sammlung von neuen deutschen Originalstücken, welche sein sterbender Cato eröffnete, sowie Uebersetzungen aus dem Französischen — glaubte er bereits so weit zu sein, „daß wir den Franzosen nicht lange mehr den Vorzug werden zugestehen dürfen“. Auch für die dramatische Literatur sah er das goldene Zeitalter anbrechen und die Gestalt annehmen, die er ihm vorgezeichnet hatte. Eitle Selbsttäuschung! In demselben Augenblick schlug die Literatur einen andern Weg ein, als er ihn wollte, und begann ihre neue Periode damit, ihm selbst, der sich ihr gebieterisch entgegen stellte, einen tragischen Sturz zu bereiten, welcher mit den angemaßten auch seine wahren Verdienste mit in den Staub gezogen hat, ein warnendes Beispiel in der Geschichte unserer Literatur.

Gottsched war ein beschränkter Kopf, der, wie es bei Seinesgleichen der Fall zu sein pflegt, eben weil sie nirgends in die Tiefen des Denkens eintauchen, das Gebiet seines Wissens mit einer gewissen Klarheit übersah und was er vortrug, Jedem faßlich zu machen wußte. Als er der schönen Literatur seine Thätigkeit zuwandte, fand er ein braches Feld. Um als Dichter neben einem Canitz und Neukirch zu gelten, brauchte man nur verständige Gedanken mit einigem rhetorischen und sonstigen gelehrten Aufputz in Reime zu bringen, und als Kritiker und Theoretiker hatte man keine schwere Aufgabe, die nüchternen Anweisungen zur Dicht- und Redekunst, die seit Opitz zahlreich verfaßt und mit immer neuem unbrauchbaren Beiwerk

ausgestattet worden waren, zu übertreffen. Diesen Wust verdrängten Gottsched's Lehrbücher nach Verdienst und waren, so seicht sie in unsern Augen erscheinen, in damaliger Zeit ein großer Fortschritt. Sein Cato nahm sich gegen den wüsten Unsinn der Lohenstein-schen Trauerspiele so verständig aus, daß man bei den fließenden Versen und den tugendhaften Betrachtungen vergaß, daß es ein überaus langweiliges Stück sei, und was französischen und englischen Stücken abgeborgt war, wies ihm noch Keiner nach.

Gottsched ward durch den Erfolg seiner ersten Reformversuche und die Anerkennung, die er sich weit und breit erwarb, über sein geistiges Vermögen in fortwährender Täuschung gehalten; er hatte das Unglück, weit über sein Verdienst zu Ruhm und Geltung gelangt zu sein; er hielt sich für einen großen Dichter und unfehlbaren Kritiker, und diese Eitelkeit legte ihm die Falle vor die Füße. Sie verleitete ihn, den Dictator der deutschen Literatur, den Leiter und Beschützer der dichterischen Talente und Bestrebungen zu spielen. Zu einer solchen Stellung mangelte ihm die erforderliche geistige Superiorität, und die natürliche Folge dieser Schwäche, die er sich kaum selbst gestehen mochte, war die Anwendung der kleinlichen Mittel, wodurch sich ein Anhang erwerben läßt. Und hierin gerade besteht die Unsittlichkeit des ganzen Gottschedischen Treibens, dessen kläglicher Ausgang eben deshalb bei der Nachwelt so wenig Mitleid für den Getroffenen erweckt, weil er die sittliche Achtung vor seiner Persönlichkeit und seinem Charakter verscherzt hat. So eingebildet er auf sein Talent und seine Verdienste

war, verband sich damit doch nicht das männliche Bewußtsein, das Gefühl berechtigter Würde, weil nur wahre geistige Größe es zu verleihen vermag. Wo es ihm angebracht zu sein schien, verschmähte er niemals, durch höfliches Entgegenkommen, schmeichelhaftes Anerkennen und Anpreisen sich den Dankestribut des Lobes, Einfluß und womöglich Herrschaft zu verschaffen. Die aller Orten entstandenen deutschen Gesellschaften erhielt er durch Correspondenz und öffentliches Aufmuntern am Faden der Clique. Mit der einflußreichen Geistlichkeit setzte er sich trotz seiner Wolffischen Philosophie, deren Urheber den Verfolgungen der Orthodoxen nicht entging, als gelegentlicher Anwalt der rechtgläubigen Theologie in ein gutes Einvernehmen. Hochgestellten und adeligen Herren ward bei allen möglichen Anlässen mit unterwürfigster Miene geschmeichelt, obschon, zu seinem nicht geringen Verdrusse, es ihm niemals vollkommen gelang, am sächsischen Hofe festen Fuß zu fassen. Ein Häuflein von willig Untergebenen bildete er sich in seiner nächsten Umgebung und hielt sie in dienstbarer Abhängigkeit; zum Lohne dafür beschäftigte er sie bei seinen literarischen Arbeiten und führte sie durch sein Lob in die Welt ein. Ihr Verdienst wurde bemessen nach der Ergebenheit, womit sie seinen Ansichten und seinen Plänen sich unterordneten und sich auf der von ihm angewiesenen Bahn thätig zeigten; er wollte nicht, daß sie eigenwillig andere Wege wandeln lernten. In solcher Abhängigkeit stand auch seine Frau, die zu viel Geist besaß, um nicht Manches, was er eifrig betrieb, zu belächeln, und sich je länger je mehr von seiner hof-

meisterlichen Zucht so gedrückt fühlte, daß ihr eheliches Verhältniß sich in den letzten Jahren trübte und sie sich von ihm abwandte. In gleichem Dienstverhältniß stand die schöngeistige Jugend der Universität, die zahlreichen Uebersetzer, denen er Verleger verschaffte, die Mitarbeiter am neuen deutschen Bühnenrepertoire, die Herausgeber der Belustigungen des Verstandes und Witzes, welche sein getreuester Schildknappe, Johann Joachim Schwabe, redigirte. Freilich ward es die erste literarische Uebungsschule eines Gellert, Rabener, Elias Schlegel, aber mehr noch eine Clique der schlechtesten Mittelmäßigkeit. Wer sich aber nicht der Schule unterwarf, wer eine Bahn einschlug, welche außerhalb der vorgezeichneten Linie lag, ward ignorirt, verkleinert und bekämpft — mehr mit versteckten, als offenen Waffen. Gerade das Letztere, das ohnmächtige Anstemmen gegen die werdende Literatur, gegen theoretische Erörterungen, die über seinen Standpunct hinausgingen, gegen Dichter, welche, wie Klopstock, die Herzen der Nation gewannen, hat Gottsched's Ansehen am meisten geschadet und rasch die Achtung vor seinen Verdiensten ins Gegentheil verwandelt.

Die Zeit, wo man Gottsched überflügelte, mußte bald eintreten. Seine Wirksamkeit war eine kurze Uebergangsperiode aus der Dumpfheit zum Erwachen. Mit Erfolg hatte er die verwilderten Formen der Poesie und Prosa bekämpft, hatte Regel und Ordnung in Sprache und Versbau gebracht, das Fachwerk der Literatur vor Augen gestellt und unablässig ermuntert, die noch leeren Räume mit classischen Werken auszufüllen, hinweisend auf unverächtliche Muster aus

Griechenland, Rom nnd dem modernen Frankreich. Wenn er dabei die eleganten Formen der neueren französischen Poesie vor allen andern als nachahmenswerth anpries, so war es nicht eine unpatriotische Hingebung an das Fremde, sondern er ließ sich von der Ueberzeugung leiten, daß man zwar in erster Linie sich nach den Regeln und Mustern des classischen Alterthums zu bilden habe, dann aber nach denen unter den Neueren, die ihnen am treusten gefolgt und am nächsten gekommen seien, den Franzosen. Wer fühlte damals den Abstand zwischen den Meistern der griechischen Poesie und den gefeierten „Classikern" aus den Zeiten der französischen Ludwige? Nur so lange sollten wir Deutschen — das war auch Gottsched's Meinung — ihnen nachahmen und von ihnen lernen, bis unsere vaterländische Literatur es zu derselben Höhe gebracht habe, und von dieser schienen wir ihm — um 1740! — nicht mehr fern zu sein. Gottsched hatte eben gar keinen Begriff von dem eigentlichen dichterischen Gehalt; er kennt keine höhere schaffende Dichtkunst. Alles Dichten ist ihm nur eine elegante Redeform nach einem fertigen Schematismus; wer sich Mühe giebt — das ist der Kern seiner Ansichten und Lehren —, wer nach den Mustern und Regeln, wie z. B. seine kritische Dichtkunst sie aufstellt, sich bildet und übt, sich die zum Schmuck der poetischen Redewendungen erforderliche Gelehrsamkeit erwirbt, kann, „untadelige Gedichte machen lernen". Das war die Theorie der nüchternen Correctheit, die mit dem ersten Erwachen eines wahren Dichterlebens über den Haufen geworfen, von dem ersten tieferen

Erfassen des Wesens und der Bestimmung der Poesie auch auf theoretischem Boden beseitigt werden mußte.

Gleichzeitig mit Gottsched waren zwei junge Gelehrte in Zürich, **Bodmer** und **Breitinger**, geleitet von Liebe zur deutschen Literatur und ebenfalls durch Wolff's philosophische Schriften zu theoretischem Forschen angeregt, auf eine gleiche Bahn geleitet worden. Mehr mit Empfänglichkeit für die Schönheiten der poetischen Literatur, als mit Dichtertalent begabt, hatten auch sie an guten Mustern und durch die besten vorhandenen theoretischen Schriften ihren Geschmack gebildet und sich über das Wesen und das Ziel der Poesie Rechenschaft zu geben gesucht. Sie konnten mit Gottsched gehen, so lange es die Bekämpfung des durch die letzten Schlesier entarteten Geschmacks, die Anerkennung der bessern ältern Dichter, die Bemühung um reinere Formen der Poesie betraf. Eine Zeitlang konnte Gottsched hoffen, durch sie seinen Einfluß bis in die Schweiz hinein auszudehnen; er trat mit ihnen in Verbindung. Bodmer's Uebersetzung von Milton's verlorenem Paradies wurde gelobt, und noch nicht, wie späterhin, das schlechte Deutsch der Schweizer bespöttelt und getadelt; ihr Verfasser erhielt Aufnahme in die Leipziger deutsche Gesellschaft. Allein das ganze Bestreben der Schweizer hatte einen tieferen Gehalt, einen ernsteren sittlichen Charakter; es war ihnen mehr um Wahrheit als um Einfluß zu thun; sie hatten Begeisterung und Empfänglichkeit für wahre Poesie und suchten die Meister der Dichtkunst nicht bloß da, wo Gottsched sie fand. Solche Männer konnten auf dem beschränkten Standpunct der

Leipziger Schule nicht stehen bleiben: sie erkannten die höhere geistige Kraft, die in der Poesie waltete, die Macht der schaffenden Phantasie, den Farbenreichthum poetischer Gemälde; sie suchten sich daher eine Frage zu beantworten, an die Gottsched nicht gerührt, ja kaum gedacht hatte: was ist Poesie? Breitinger war ein gründlicherer Kenner des Alterthums als Gottsched, so sehr auch dieser es stets im Munde führte, und als philosophischer Denker stand er weit über ihm; Bodmer kannte die phantasievolle italienische Literatur und war ein begeisterter Verehrer Milton's. Obgleich ein directer Angriff auf Gottsched nicht beabsichtigt wurde, so lag doch der Bruch bald offen zu Tage. Im Jahre 1740 erschienen nämlich rasch nacheinander Bodmer's „Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen“ und Breitinger's „kritische Dichtkunst, worin die poetische Malerei in Absicht auf die Erfindung im Grunde untersucht und mit Beispielen aus den berühmtesten Alten und Neuern erläutert wird“; daran schloß sich Breitinger's „kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse“ und (1741) Bodmer's „kritische Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter“.

Gottsched war ungehalten; schon in dem Titel des Hauptwerks, das er überflüssig gemacht zu haben glaubte, sah er die beleidigende Absicht, ihm Concurrenz zu machen. Allein so wenig er sich entschließen konnte, das Gute darin anzuerkennen, eben so wenig fühlte er sich zu einer offenen, wissenschaftlichen Ent-

gegnung und Widerlegung der darin aufgestellten Grundsätze im Stande. Er versuchte es daher in gewohnter Weise mit kleinlichen Mitteln, fertigte die Schweizer mit hochmüthig absprechenden kurzen Bemerkungen ab und schickte vorläufig die Parteigenossen ins Feuer des Angriffs. Daraus entspann sich ein mehrere Jahre hindurch mit wachsender Erbitterung und Leidenschaftlichkeit geführter Kampf, in welchem die Gottschedianer so zahlreiche Blößen gaben, daß das Lachen fast überall sich zu Gunsten der Schweizer wandte und sie in der deutschen literarischen Welt zu einer großen Popularität und zu kaum gehofftem Einfluß gelangten. Hatte man es früher als eine Ehre betrachtet, in dem Gottschedischen Bunde zu sein, so fing man jetzt an, sich des Namens eines Gottschedianers zu schämen, und selbst manche Schüler, die von Gottsched in die Lesewelt eingeführt worden waren und ihm vormals ihre Huldigung dargebracht hatten, verläugneten jetzt ihren Lehrer und Meister: so Elias Schlegel, so die jungen Leipziger Gelehrten, welche im Jahre 1744 die Herausgabe einer von ihm unabhängigen Zeitschrift, der Bremer Beiträge, begannen, Cramer, Adolf Schlegel, Gellert, Rabener. Mit der „deutschen Gesellschaft“ hatte er sich schon früher überworfen und ihre Leitung aufgegeben.

Auch sonst sollte er in seiner nächsten Nähe noch andere Demüthigungen erfahren. Frau Neuber, nach ihres Mannes Tode die Principalin der Leipziger Theatergesellschaft, mochte schon längere Zeit über Gottsched's Zurechtweisungen unzufrieden sein, als sie ihn dadurch verletzte, daß sie Voltaire's Alzire nach

einer andern Uebersetzung, als der von Frau Gottsched, zur Aufführung brachte. Das gute Vernehmen war damit ganz und gar aufgehoben. Gottsched ließ sie fühlen, daß er aufgehört habe, ihr Beschützer zu sein, und suchte sie durch seinen Tadel herabzusetzen. Die Neuber ging nun in ihrer Aufgeregtheit so weit, daß sie beschloß, ihn in einem selbstverfaßten Vorspiel „der allerkostbarste Schatz“ (im September 1741) in der Person des Tadlers auf die Bühne zu bringen. Vergebens wandte sich Gottsched, der davon im Voraus unterrichtet worden war, an den Leipziger Rath, um die Vorstellung zu verhindern. Es gelang der Neuber durch die Protection des Grafen Brühl, der gerade mit dem Hofe in Leipzig anwesend war und nicht zu Gottsched's Gönnern gehörte, die Erlaubniß nicht nur zu dieser, sondern auch zu einer zweiten Vorstellung ihres Vorspiels zu erhalten. Das Zischen seiner Anhänger ward bei der Aufführung vom Beifall des Publicums übertönt. Gottsched war mehr durch sein Benehmen bei der Sache, als durch das Stück selbst lächerlich geworden, und am meisten schadete ihm, daß der witzige Rost, einer von seinen abtrünnigen Schülern, den ganzen Hergang in einem komischen erzählenden Gedicht das Vorspiel schilderte, und ganz Deutschland zum Lachen auf Gottsched's Kosten Stoff gab. Sein Einfluß auf das Theater hörte damit auf; die Herausgabe der deutschen Schaubühne wurde noch bis 1745, wo der sechste Band, mit zwei neuen Trauerspielen von seiner Hand, erschien, fortgesetzt. Mit diesem Jahre ist der letzte Rest seines literarischen Ansehens und Einflusses verschwunden.

Gottsched würde mit mehr Ehre von seinem literarischen Throne heruntergestiegen sein, wenn er sich nunmehr, da auch die Angriffe der Schweizer aufhörten, mit dem bescheidenen Ruhme begnügt hätte, seinen Fleiß und seine Kenntniß der älteren Literatur in seinen verdienstlichen Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, die er gerade jetzt aufhören ließ, oder in so brauchbaren literarhistorischen Werken, wie sein Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst (1757/65) war, zu verwerthen. Allein die Erinnerung an die verwelkten Lorbeern ließ ihn nicht schlafen. In seinen Journalen, die er noch 1745 unter dem Titel Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und Künste, dann: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit bis 1762 fortsetzte, wollte er noch fernerhin der Wächter des deutschen Dichtergartens sein und erneuerte von Zeit zu Zeit die Versuche, sich dem über ihn hinausgeschrittenen Zeitalter entgegenzustellen, wobei jeder neue Anlauf zu seinem Nachtheil ausschlug. Klopstock's Messiade versetzte ihn in die größte Zorneserregung, während die Schweizer des Jubels voll waren. Und nicht ohne Grund. Gottsched sah, daß sein ganzes Regelgebäude aus den Fugen gerissen ward, wenn eine solche Dichtung zum Siege gelangte. Allein wie sehr auch seine wenigen getreu gebliebenen Anhänger dagegen eiferten, wie sehr er selbst durch den hochmüthigen Ton seiner kritischen „Gutachten“: „Was von den bisherigen christlichen Epopöen der Deutschen zu halten sei“, ferner: „von der heroischen Versart unsrer neuen

biblischen Epopöen“ (dem Hexameter) ein Urtheil der Vernichtung gesprochen zu haben wähnte: es machte keinen Eindruck mehr; es half ihm nicht einmal, daß er zum letzten Rettungsmittel griff, die Theologen zum Angriff zu hetzen, indem er seine Verwunderung darüber aussprach: „daß sie so ruhig sitzen und dem Unwesen zusehen könnten, ohne zu bedenken, welch einen unvermeidlichen Schaden die neuen geistlichen Legenden in einer zur Freigeisterei und Religionsspötterei geneigten Zeit nothwendig anrichten müßten“— wieder eines der verächtlichen, kleinlichen Hülfsmittel! Das Maß des Lächerlichen machte er aber voll, als er, um Klopstock aus dem Felde zu schlagen, seinen Anhänger und Verehrer, den Freiherrn von Schönaich als Verfasser des epischen Gedichts Hermann oder das befreite Deutschland, kraft übertragener kaiserlicher Vollmacht, zu Leipzig am 18. Juli 1752 zum Dichter krönte. Diesmal wurde er selbst von seiner Frau ausgelacht, und wie nicht erst von seinen schadenfrohen Gegnern, wider die Schönaich's höhnische Satiren nichts auszurichten vermochten!

Bald darauf sollte er noch die neue Demüthigung erleben, daß die Oper, welche er gründlich vernichtet zu haben meinte, gerade in Leipzig wieder ins Leben gerufen wurde. Christian Felix Weiße, den er bisher einigen Grund hatte zu den Seinen zu zählen — er hatte in dem Lustspiel die Poeten nach der Mode die Nachahmer Klopstock's verspottet — bearbeitete 1753 für die Koch'sche Gesellschaft, die damals in Leipzig spielte, ein Singspiel nach dem Englischen: der Teufel ist los. Gottsched und einige Getreue

gaben der Sache eine unerhörte Wichtigkeit, indem sie nicht nur in einem Schriftchen auf das harmlose Stück, woran das Publicum so großes Vergnügen fand, loszogen, sondern sogar den Hof zu einem Bannspruch zu bewegen suchten. Sein Eifer trug ihm nur eine Reihe persönlicher Kränkungen ein, unter denen die allgemeine Schadenfreude, die bei Rost's satirischer „Epistel des Teufels an Herrn Gottsched" sich laut genug, selbst am Hofe, kund gab, nicht die kleinste war.

Gottsched starb gegen Ende des Jahres 1766. Vier Jahre vor ihm war seine Frau geschieden; ihre Ehe war kinderlos geblieben. Er stand in den letzten Lebensjahren völlig vereinsamt. Von den Anhängern, die sich einst um ihn drängten, war keiner ihm geblieben. „Ganz Leipzig verachtet ihn; keiner geht mit ihm um", schrieb der junge Goethe, als er aus Neugier einen Kathedervortrag des „sechs Schuh hohen" Mannes in dem verödeten Hörsaal mit angehört hatte. Den Schmerz, der ein tieferes Gemüth über ein so zerstörtes und verödetes Dasein hätte niederbeugen müssen, scheint er nicht empfunden zu haben: Dichterruhm, Einfluß und Ansehen, Liebe und Achtung, Alles vor ihm zu Grabe getragen! — und in dem Angedenken der Nachwelt zurückgeblieben als das lächerliche Bild, wozu ihn der Spott der Gegner verzerrt hatte! Und das Alles nicht unverschuldet, nicht unverdient. Die neueste Zeit hat unparteiischer und milder über ihn urtheilen gelernt.



Hinrich Janßen, der Bauernpoet,

ein Zeitgenosse Hagedorn's.

1846.



Im December des Jahres 1717 wurden die Deiche des Budjadinger Landes an der Wesermündung durch eine hohe Sturmfluth sehr beschädigt. König Friedrich IV. von Dänemark, als dermaliger Landesherr der Grafschaft Oldenburg, wandte auf die Wiederherstellung derselben große Summen, die indeß nur als ein der Budjadinger Bauernschaft geleisteter Vorschuß angesehen und später zurückverlangt wurden. Friedrichs Nachfolger, Christian VI., gewährte gleich bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1730 der schwergedrückten Provinz eine seit lange vergeblich erbetene Gunst, die Aufhebung der Landmiliz. Dieser königliche Gnadenbeweis ermuthigte die Vogteien Eckwarden, Stollham, Burhave und Blexen, welche durch die Ueberschwemmung am meisten gelitten hatten, mit dem Dank die Bitte um weiteren Nachlaß des Deichvorschusses zu verbinden. Eine Deputation ward nach Kopenhagen gesandt, um das Anliegen des Landes vorzutragen. Sie überreichte (deutsche Sprache war damals in Dänemark noch hoffähig) ein hochdeutsches Gedicht, welches diese Petition um so eindringlicher machte, als es von einem Dichter aus der Mitte der Bauernschaft verfertigt war. Folgende Strophen

schilderten in rührender Weise dem Könige die Noth des Landes:

Wir müssen jetzt mit Flehn zu Deinem Thron uns fügen,
Gesalbter Souverain! Ach schaue, wie vor Dir
Eckwarden und Stollham, Burhav' und Blexen liegen!
Sie klopfen tief gebückt an Deine Gnadenthür:
Erbarme Dich der Noth der treuen Unterthanen,
Wo einst das Stammhaus war von Deinen großen Ahnen.

Huldreicher Christian! sei gnädig, wie Du pflegest,
Wie Deine Großmuth uns ganz frische Proben giebt,
Indem Du eine Bürd' uns von den Achseln legest,
Der Landmilizen Last, die uns so hart betrübt.
Gott lasse Dich dafür so manche Lust genießen,
Als Vivat drob erschallt, als Freudenthränen fließen.

Wir können dadurch ja mit Ruh' die Felder bauen.
Die Söhne tragen nun der grauen Väter Last,
Und dürfen weiter nicht vorm Exercirplatz grauen,
Der Pflug wird statt der Flint' vom Bauer angefaßt.
Wir dürfen künftig nicht die schweren Kosten tragen,
Es lieget keine Last hinfort auf unsern Lagen.

Der Weihrauch unsers Danks soll unaufhörlich brennen,
Geheiligter Monarch! auf unserm Brustaltar!
Dies Feuer soll die Welt als ew'ges Feuer kennen,
Das unauslöschlich ist, wie keins der Römer war.
Wir Arme sind nunmehr nach vieler Noth erfreuet,
Wofern der Deichvorschuß das Elend nicht erneuet.

Dies, dies ist uns zu schwer, dies beuget unsern Rücken.
Ja, spanneten wir gleich gebog'ne Hälse dran,
So wird uns diese Last dennoch zu Boden drücken.
Schau, unser König, schau den großen Jammer an.
Laß auch in dieser Noth uns Deine Gnade küssen,
So wird die Welt mit uns darob erstaunen müssen.

Vermehre Deine Huld! mach' unsern Jammer minder!
    Laß unsre Wohlfahrt ganz in Deiner Gnade blühn.
Erbarm' Dich über uns und über unsre Kinder,
    Die wir recht kümmerlich mit Müh' und Schweiß erziehn,
Die lallend schon mit uns für Dich zum Himmel flehen,
Doch, ohne Deine Huld, mit uns bald betteln gehen.

Nein, lieber wollen wir von ihnen heimlich scheiden,
    So werden wir durch Gram wohl bald ins Grab gebracht,
Und überwinden so im Sterben unsre Leiden:
    Ihr Weiber! lebet wohl! Ihr Kinder, gute Nacht!
Bezahlt für uns mit Blut, was unbezahlt geblieben,
Bis ihr durch Deich und Damm mit uns seid aufgerieben.

Halt ein, Verzweifelung! du mehrest unsre Plagen!
    Wir wollen, was uns drückt, dem großen Gott allein
Und Dir, o Christian, o Landesvater! klagen,
    Du wirst, wie allemal, auch hier erbarmend sein.
Erblick', erquick' uns doch! so wirst Du hier auf Erden
Der milden Gottheit gleich an Güt' und Gnade werden.

Diese treuherzige Beredsamkeit verfehlte ihre Wirkung nicht. Der König erließ den Vogteien 180,000 Thaler und bewilligte eine längere Frist zur Abtragung des Restes.

Der Verfasser dieser poetischen Bauernpetition verdient als eine merkwürdige Erscheinung in jener Zeit gelehrter Hofpoesie eine besondere Beachtung.

Hinrich Janßen, Sohn eines Bauern im Budjadingerlande, 1697 zu Eckwarden (unweit des Jadebusens) geboren, besuchte die gelehrten Schulen zu Jever und Quedlinburg, um sich den gelehrten Studien zu widmen. Jene unheilvolle Wasserfluth vernichtete seine Aussichten. Da sich die Eltern der Mittel beraubt sahen, ihn studiren zu lassen, so mußte er nach Hause und zu den Geschäften des Vaters zurückkehren.

Schon in der Schule war der Trieb der Poesie in ihm erwacht; sie beschäftigte ihn auch in seiner ländlichen Zurückgezogenheit, ohne daß ihn Ehrgeiz antrieb, öffentlich mit seinen poetischen Versuchen hervorzutreten, bis ihm die oben erwähnte Bauerngesandtschaft eine würdige Veranlassung darbot. Es entstand jene poetische Gratulation und Bittschrift, welche die Aufschrift erhielt: Allerunterthänigste gemischte Leidcypressen und Freudenpalmen mit fußfälliger Bitte u. s. w. Es machte dies Gedicht damals in dem Kreise der gelehrten Hofpoeten nicht geringes Aufsehen. Gelehrte Zeitungen sprachen mit einer, wenn auch mit vornehmem Lächeln gemischten Bewunderung von dem „Bauernpoeten“, dem „besten Land- und Feldpoeten“. Man entdeckte Nachahmungen Horazischer Stellen darin und war um so mehr erstaunt, als Janßen die Versicherung gab, bis dahin noch nicht die lateinischen Dichter verstanden zu haben.

Dieser unerwartete Beifall ermunterte ihn, sich in der Dichtkunst regelrechter auszubilden. Man übersandte ihm Gottsched's „Dichtkunst“: und da er von ihm wie von Andern Horaz und die Franzosen als Musterdichter gepriesen sah, so verschaffte er sich von einem benachbarten Landprediger eine Ausgabe desselben. Obgleich er auf der Schule beim Cornelius Nepos stehen geblieben war und sein Latein überdies fast vergessen hatte, so brachte er es doch durch angestrengten Fleiß mit Hülfe der Minellischen Anmerkungen so weit, daß er sich einige Gedichte übersetzen konnte. Auch suchte er in seinen letzten Lebensjahren noch die französische Sprache zu erlernen, um die ihm

angepriesenen Dichter lesen zu können. Der Tod setzte im Juli des Jahres 1737 seinem Streben ein Ziel. Sein Sohn, Johann Hinrich Janßen, Prediger zu Waddens, erfüllte den Wunsch des Vaters, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten; sie erschien zu Stade 1768.

Daß in der Brust dieses vergessenen „Bauernpoeten“ ein echteres Dichtertalent wohnte, als bei den gefeierten Ceremonienmeistern und den Gottscheden zu finden war, mögen noch einige Strophen aus dem Eingange des Gedichts darthun, die dem Andenken König Friedrichs V. gewidmet sind und im Vergleich mit der verschrobenen Schmeichelei der Hofpoeten gerade durch ihre schlichte Einfalt gewinnen.

Sein Scepter war gerecht, sein Purper lauter Güte:
    Der Unterthanen Wohl sein höchst=beliebter Thron;
Sein himmelhoher Geist, sein königlich Gemüthe
    Der beste Edelstein in seines Hauptes Kron'.
Die Klugheit, die bei ihm den Reichsstab pflag zu führen,
War würdig, mehr die Welt, als Reiche zu regieren.

Man sahe Fried' und Ruh' in seinen Ländern blühen,
    Er hat aus Neid und Geiz den Nachbarn nie geschreckt;
Doch zwang ihn Uebermuth, sein Heldenschwert zu ziehen,
    So hat er's niemals sonst, als siegend, eingesteckt.
Da wußt' er schon die Wuth des Feindes zu ermüden,
Und machte gern, doch stets mit Nutz und Ehren, Frieden.

Die seltne Gottesfurcht, die Sorge für die Seinen,
    Die uns und unser Land der Fluth entrissen hat,
Verewigt seinen Ruhm, vermehret unser Weinen.
    Zollt, Augen, zollet Blut, an heißer Thränen Statt!
Auch dieses reicht nicht zu, den Trauerfall zu klagen,
Der so viel Tausenden die Seelen wund geschlagen.

Jedoch der Alles lenkt, mißbilligt solches Klagen,
Ihm hat er es beliebt, sein Thun ist ganz gerecht.
Des großen Königs Haupt muß Himmelskronen tragen,
Ihm waren irdische hienieden viel zu schlecht.
Er pflanzet seinen Thron bei Seraphinen-Thronen,
Drum laßt den Friederich im Friedens-Pallast wohnen.

Janßen brachte noch später bei mehreren Gelegenheiten dem Könige seine poetischen Huldigungen dar; doch nicht mehr in dem anfänglichen schlichten Ausdrucke, sondern er schraubte sich zu der Phrasenfülle der Hofpoeten hinauf, die man ihm in die Hände zu bringen bemüht war. Gleichwohl erfreut uns noch in manchen Stellen die ungeschminkte Gemüthswahrheit. Als er in einer seiner Jubeloden die Worte gewagt hatte:

Dein schlechter Knecht, ein armer Bauer,
Nimmt, wird ihm gleich das Leben sauer,
Doch Theil an Deiner Königslust —.

so erhielt er von Brockes, dem Koryphäen der Hamburger Poeten, eine gereimte Zurechtweisung, welche für die hofmännische Gesinnungslosigkeit der derzeitigen Literatur charakteristisch genug ist, um hier einen Platz zu verdienen.

Ich hab' in Deiner Jubelode ein solches edle Feuer funden,
Das mich zum billigen Bewundern, ja zum Erstaunen fast gebracht,
Und in mir einen regen Trieb zur Gunst und Freundschaft angefacht.
Ich halt' aus eben dieser Freundschaft mich Dich zu warnen auch verbunden,
Den von Dir selbst mit großem Rechte so hoch geprief'nen Christian,

Der Dänen mächtigen Monarchen, die Lust von jedem Unterthan,
Und seinen himmelhohen Ruhm doch bei der Nachwelt nicht zu kränken.
Denn wär' es nicht was Unerhörtes, von seiner Großmuth zu gedenken.
Sie litte, daß in seinem Land ein am Gemüth so edler Bauer
Mit Recht die bittre Klage führt: Ob wird ihm hier sein Leben sauer!

Daß übrigens unser Janßen kein bloßer Gratulationspoet war, sondern auch einer freieren Bewegung der Phantasie sich gewachsen fühlte, davon zeugt namentlich seine Ode auf einen „künstlich singenden Papageien", den nämlich die Staatsräthin von Stöcken, Gemahlin des dänischen Landvoigts im Budjadingerlande, singen und sprechen gelehrt hatte. Es sind Strophen von so leichtem Fluß der Verse und so heiterm Humor, daß sie dem Janßen eine Stelle neben Hagedorn anweisen, an den man durch manche Wendung erinnert wird. Da Wenigen die Sammlung seiner Gedichte in die Hände kommt, so dürften einige der sechsundzwanzig Strophen einer Mittheilung nicht unwerth sein:

Ein wundernswerther Papagai
Und indiansche Lustsirene
Singt in des Kerkers Sklaverei
Auch gar verschiedne reine Töne:
Noch mehr! der Singekunst gemäß —
Und noch weit mehr! so thut er es
Mit deutlich hellen klaren Worten,
Nicht wie ein Vogel tirelirt,
Der muttermäßig musicirt,
Nachdem der Schnabel wächst; die hat man aller Orten.

Erst ließ ihn gleiche Barbarei
Zwar weder singen oder sprechen;
Allein die Perl' wird endlich frei
Und muß durch Nacht und Muschel brechen.
Sein gutes Schicksal führt ihn hin
Zu einer edlen Meisterin
Und zu der Zierde unsrer Zeiten,
Die Stand, Geburt und Art und Witz
Vortrefflich macht, und die ein Sitz
Der echten Tugenden und Vollenkommenheiten.

Von der hat dieser Indier
Des Phöbus Sängerei gelernet,
Nachdem man ihn, wie andre mehr,
Von seines Vaters Haus entfernet.
Sein Glücksstern trieb ihn weg von da
Und ließ ihn wie den Tunghoa
Nicht unberührt am Stamm ersterben.
Er sollte durch die edle Kunst
In fremder Luft ihm Huld und Gunst
Und einen schönen Kranz von Ehrenpreis erwerben....

Wenn er zuweilen phantasirt,
Erschallen solche Lieblichkeiten,
Die auch mit Allem, was da rührt,
Um Rang und Vorzug billig streiten.
Man wird dadurch so sehr entzückt,
Bezaubert aus sich selbst gerückt,
Daß man fast gar nicht anders meinet,
Als wenn die holden Grazien
Die Quintessenz des Lieblichen
Mit seiner reinen Stimm' und schönen Kunst vereinet...

O schöner Jost, du edle Lust
Des besten Herrn, der besten Frauen!
Wer hört dich ohn' entzückte Brust?
Wer kann Dich unergötzt beschauen?
O Sänger, dem kein Sänger gleich!

Und gält es gar ein Königreich!
Du indian'scher Virtuose!
Du einziger von deiner Art,
Worin Natur und Kunst gepaart,
Was rar- und seltner ist, als eine schwarze Rose ...

Doch Jost ist kein Platonicus,
Er lebet nicht nach Plato's Sätzen,
Er will, gleich wie Horatius,
Den Epicurum höher schätzen.
Er hält auf Thee, Kaffee und Wein,
Rühmt Fisch' und Krammetsvögelein,
Und singt und sagt von Leckerbissen.
Er sorgt nicht für die Folgezeit,
Lebt ohne Gram und Herzeleid,
Begehrt das Künftige vorher auch nicht zu wissen.

Ja Jost, die kunstgeübte Stimm'
Wird dich auf Famens Ehrenwagen,
Trotz Mißgunst und des Neides Grimm,
Viel weiter als die Flügel tragen.
Dieweil dein Nam' verewigt ist
Im Lande, wo du Fremdling bist,
Entfernt von deinem Vaterlande,
Entgehst du trotz der Dienstbarkeit
Dem Moder der Vergessenheit,
O ungemeines Glück, bei solchem Sklavenstande ...

Bei deinem Grabe wird gewiß
Die Stimm' der Nachtigallen
Viel lieblicher und ja so süß
Wie bei des Orpheus Gruft erschallen;
So wird auch dies mein frohes Lied
Auf meinem hellen Bauern-Riet,
Wie dein Gesang, beständig bleiben,
Und meinen Preis durch deinen Ruhm
Ins diamantne Heiligthum
Der unvergeßlichen beliebten Dichter schreiben.

Durch Singen werden du und ich
Uns über unsers gleichen schwingen.
Ich kann durch dich und du durch mich
Bis in die späte Nachwelt dringen.
Mein Kiel, der schlecht und ehrlich schreibt,
Und allen Firniß von sich treibt,
Rühmt nie gemeine Kreaturen;
Er rühmt was groß und selten ist,
Wie du vor allen Vögeln bist,
Und dies entfernet mich von Pimplens Pöbelfluren.

Es war dies eines seiner letzten Gedichte, aus dem man zugleich ersieht, daß die Ermahnungen seiner gelehrten Gönner an ihm nicht verloren gegangen waren, und daß er nicht unterlassen hat, Einiges anzubringen, was ihn in der Achtung der gelehrten Poeten heben konnte. Daher ertheilte ihm auch Brockes in Bezug auf diese Ode das Zeugniß, „daß die vernünftige Anlage und Einrichtung seiner Werke, das erhabene Feuer, die ungemeine Belesenheit, die liebliche Flüssigkeit seiner Verse ihn so sehr gerührt hätten, noch mehr aber, daß er diesem allen eine so galante und polirte Tour beigefügt hätte, daß er dem geschicktesten Hofmann ihn zu übertreffen Mühe geben würde.“

Hat man neuerdings Brockes und Drollinger den Ehrenkranz nicht vorenthalten, so verdient auch wohl das Grab des bescheidenen „Bauernpoeten“ ein frisches Blatt des Andenkens.



Johann Jacob Moser's Gefangenschaft in Hohentwiel.

1853.



Unter den kleinen deutschen Dynasten, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Recht der Unterthanen unter ihre Gewalt beugten und in Willkürherrschaft und Maitressenwirthschaft mit dem gesunkenen französischen Hofe Ludwigs XV. wetteiferten, ist keiner bekannter, als der Herzog Karl von Würtemberg. Schubart's Gefangenschaft auf dem Hohenasperg und Schiller's Flucht aus Stuttgart erhalten mehr als Anderes das Andenken an die Maßregeln, mit denen dieser Fürst ein nach seiner Ansicht patriarchalisches Erziehungswerk an widerstrebenden Untergebenen ausführte. Minder allgemein bekannt sind die Schicksale des wackeren Johann Jacob Moser. Doch sind auch sie als ein Denkmal deutscher Rechtszustände in der verworrenen Zeit des deutschen Reichs einer bleibenden Erinnerung werth, indem solche Rückblicke auch für die Gegenwart ihre tröstliche Seite haben. Zugleich führen wir das Bild dieses Mannes deshalb vor, weil es wohlthuend ist, den männlichen Charakter zu betrachten, der sich unter unverdienten Trübsalen den Frieden der Seele und den Muth zur Thätigkeit zu erhalten wußte.

Moser hatte sich im Laufe eines überaus thätigen Lebens theils als Lehrer der Rechtswissenschaft an den Universitäten zu Tübingen und Frankfurt an der Oder, theils als vielgelesener Schriftsteller im Fache des deutschen Staatsrechts große Verdienste erworben. Er besaß den Ruhm, ein eben so gewandter Geschäftsmann als bedeutender Rechtsgelehrter zu sein, als er in seinem funfzigsten Lebensjahre einem mehrmals dringend wiederholten Rufe in seine würtembergische Heimat folgte und 1751 die Stelle eines Landschaftsconsulenten oder Geschäftsführers und Rechtsbeistandes der Landstände annahm. In einer Stellung, in die ihn das Vertrauen der Landstände berief, erlangte seine unerschütterliche Rechtlichkeit und Geradheit auch die Achtung seines Landesherrn, der von ihm viele Landesangelegenheiten begutachten ließ, ihn zu vertrauter Unterredung zu sich zog und sich einige Jahre hindurch mit seinen Vorschlägen und seiner nach vielen Seiten thätigen patriotischen Wirksamkeit so zufrieden bezeigte, daß er in einem seiner Schreiben die Aeußerung nicht zurückhielt: „Wollte Gott, es dächte ein jeder so patriotisch, wie der Herr Consulent und Ich; es ginge gewiß Herrn und Lande wohl!“

Nicht lange darauf erhob sich zwischen dem Herzog und den Landständen über eine Geldforderung des Herzogs ein Principienstreit. Es kam zu harten Aeußerungen und Ausbrüchen des Zorns gegen die widerstrebende Landschaft. In den herzoglichen Resolutionen war die Rede von Hochverrath und Majestätsverbrechen, und es ward die Forderung „eines unbegrenzten und unbeschränkten Gehorsams“ auf-

gestellt, ohne daß dies die Landschaft zur Nachgiebigkeit bewegen konnte.

Am 12. Juli 1759 wurde Moser durch einen geheimen Cabinetssecretär nach Ludwigsburg abgeholt. Der Herzog äußerte ihm: „Weil alle meine bisherigen Resolutionen nichts gefruchtet haben, sondern die Landschaft mit ihren respectswidrigen und ehrenrührigen Schriften noch immer fortfährt, so sehe ich mich genöthigt, mich Seiner als des Concipisten Person zu versichern und ihn nach Hohentwiel zu schicken. Ich werde die Sache durch die allerhöchste Inquisition untersuchen lassen!“ Moser erwiderte: „Ew. Durchlaucht werden einen ehrlichen Mann finden“.

Hohentwiel war eine kleine Bergfestung auf einem einsam gelegenen Felskegel nahe der Schweizer Grenze, jetzt verlassen und in Trümmer zerfallen. Dort wurde Moser in ein Zimmer gesperrt, das er vier Jahre lang nicht verlassen durfte. Erst im fünften Jahre seiner Gefangenschaft erhielt er die Erlaubniß, zuweilen in Begleitung eines Offiziers auf der oberen Festung herumgehen zu dürfen. Jeder Besuch war verboten; nicht einmal ein Prediger durfte zu ihm, selbst dann nicht, als ihn eine Krankheit befiel, die sein Leben ernstlich bedrohte, und niemand war, um ihn in seinen Leiden zu pflegen. Seine Frau sah er nicht wieder; erst nach mehreren Monaten erhielt sie mit Mühe die Erlaubniß an ihn schreiben und ihm wenigstens Trost in seinen Kerker bringen zu dürfen. Sie starb vor Gram im dritten Jahre seiner Gefangenschaft. Jetzt erhielten auch die Kinder die Erlaubniß an den Vater zu schreiben.

Zu gleicher Zeit mit Moser's Gefangennahme wurde sein zweiter Sohn, der in würtembergischen Diensten stand, jedoch mit den Angelegenheiten der Landschaft nichts zu thun hatte, cassirt, ohne des geringsten Vergehens beschuldigt zu sein. Als ihm darauf der Fürst zu Isenburg die Oberforstmeisterstelle antrug, ward ihm nicht erlaubt, die Stelle anzunehmen; drei Jahre lang wurde er im Lande zurückgehalten und ihm dann erst gestattet, außer Landes zu gehen.

Niemand vermochte etwas für den unglücklichen Gefangenen zu thun. Die Landschaft machte von Zeit zu Zeit Vorstellungen, erhielt aber kurzen abschlägigen Bescheid. Die kaiserliche Regierung, welche die Pflicht hatte das Gesetz im Reiche zu schützen, sah in Moser, der vor kurzem die Rechte der Protestanten in Böhmen und Ungarn warm vertheidigt hatte, einen gefährlichen Feind. Es war überdies die Zeit des siebenjährigen Krieges. Würtemberg stand auf Seiten Oestreichs gegen Preußen, und eben bei jenen Geldbewilligungen, die man den Landständen zumuthete, handelte es sich um die zum Reichskriege nöthigen Summen. Somit billigte Oestreich den gesetzwidrigen Schritt des Herzogs. Die von diesem versprochene gerichtliche Inquisition fand niemals statt. Moser wurde nicht ein einziges Mal verhört und erfuhr nicht die speciellen Gründe seiner harten Haft.

Weder Papier noch Schreibzeug waren dem Gefangenen bewilligt. Eine Bibel und eine Predigtsammlung waren an Büchern Alles, was ihm gelassen wurde. Er bat um einige geschichtliche Werke, allein

es wurde ihm abgeschlagen. Unter den Andachts-übungen, mit denen er sich stets sehr eifrig beschäftigte, fühlte er den lebhaftesten Trieb, geistliche Lieder zu dichten. Allein wie sie aufzeichnen? Auf einige Stücke Papier, welches um Arzeneien gewickelt war, punctirte er mit einer Stecknadel einige Verse; aber es reichte nicht weit. Seine Frau schickte ihm eine kleine Schreib-tafel; der Commandant übergab sie, aber ohne den Stift zum Schreiben. Moser schrieb mit der Spitze einer Schuhschnalle auf die Pergamentblätter, bis auch diese bald gefüllt waren. Eine an den Herzog gerichtete Bitte war fruchtlos.

Er griff nun zu einem andern Mittel seine Gedanken aufzuzeichnen. Mit der Spitze der Lichtscheere beschrieb er in möglichst kleiner Schrift die weißen Wände seines Zimmers und die leeren Ränder an den Blättern seiner Predigtsammlung und seiner Bibel. Als endlich seine Frau die Erlaubniß erhalten hatte an ihn zu schreiben, bedeckte er die leeren Stellen und die Zwischenräume der Zeilen mit den Schriftzeichen seiner Lichtscheere. Wenn die Spitze stumpf wurde, polirte er sie an den eichenen Stühlen seines Zimmers. Die geistlichen Lieder, welche er auf solche Weise zu Stande brachte, wurden nach seiner Freilassung herausgegeben und betragen acht kleine Octavbändchen. Doch waren sie nicht das einzige Product der geistigen Thätigkeit des unermüdlichen und ungebeugten Gefangenen. Er schrieb eine Reihe theologischer und publicistischer Abhandlungen, mehr als vierzig an der Zahl, und einige derselben von nicht geringem Umfang. Auch fand er

muntere Augenblicke, worin er Fabeln und humoristische Aufsätze schrieb, z. B. politische und philosophische Gedanken beim Hühnerfüttern, Reise ins Land der Alt-Gebräuchler.

Der siebenjährige Krieg war endlich 1763 durch den Hubertsburger Frieden zum Abschluß gebracht, und Preußen benutzte seine neuerrungene Stellung im deutschen Reichsverbande zum Schutze des Rechts. Auf den großen König richtete sich der Blick der Gedrückten. Moser's ältester Sohn, Friedrich Karl von Moser, dem Vater gleich an literarischem Ruhm und tüchtigem Charakter, verwendete sich in Berlin für seinen Vater und erhielt im December 1763 die schriftliche Zusicherung, daß der königliche Gesandte in Wien instruirt sei, in Verbindung mit dem dänischen Gesandten (Moser war dänischer Etatsrath) „durch die nachdrücklichsten Vorstellungen bei dem kaiserlichen Hofe darauf zu dringen, daß des Herzogs von Würtemberg Durchlaucht von des Kaisers Majestät ernstliche Abmahnung geschehe, diesen alten, würdigen und hartbedrückten Mann aus seinem Gefängnisse loszulassen". „Seine königliche Majestät" — so schloß das Schreiben der preußischen Regierung — „verhoffen von dieser ihrer gethanen Vermittlung einen guten Effect, und außer der Zufriedenheit, welche Sie darüber haben werden, einem unschuldig leidenden und hart gehaltenen Mann sein Schicksal auf den Rest seiner Tage zu erleichtern, so wird es Ihnen besonders angenehm sein, demselben und seiner Familie durch diese Vermittelung ein Zeichen Höchdero gnädigsten Propension gegeben zu haben."

Bei der demnächst folgenden Wahl des römischen Königs Joseph II. versprach der würtembergische Minister Graf von Montmartin dem kaiserlichen Ministerium unverzügliche Loslassung: es geschah aber nicht. Darauf wandte sich die würtembergische Landschaft an den Reichshofrath mit einer ausführlich motivirten Klageschrift, die mit dem Gesuch schloß: — „förderſamst durch ein geschärftes Mandatum poenale des regierenden Herrn Herzogs Durchlaucht gemessenst aufzugeben, den schon in das fünfte Jahr in harter Festungs-Gewahrsame und Arrest unverhört- und unverschuldeter Dinge enthaltenden landschaftlichen Consulent Moser alsogleich und ohne Entgeld daraus zu entlassen und deshalb alle gebührende Satisfaction und Schadensersetzung zu leisten.“

Herzog Karl schickte darauf im August 1764 ein eigenhändiges Schreiben an den Commandanten von Hohentwiel. Kaum traut man seinen Augen, wenn man Folgendes lies't:

„Mein lieber Generalmajor und Commandant von Roman!

Demselben gebe hiedurch die Ordre, dem Arrestanten und ehemaligen Landschafts-Consulenten Moser zu eröffnen, daß ich durch die vielseitige Vorbitte von den Seinigen und Anderen bewogen worden, den Entschluß zu fassen, denselben ohnerachtet er sich durch dessen mancherlei schwere Verbrechen einer schärferen Ahnung schuldig gemacht, seines bisherigen Arrestes zu entlassen, wann gedachter Moser sothane Entlassung als eine unverdiente Gnade erkennen, um solche nochmalen schriftlich, unter

Bereuung seiner großen Fehler und Vergehungen, bitten, auch einen nach dessen bereits An. 1759 besag des in originali beigeschlossenen und sofort nach davon gemachten Gebrauch zu remittirenden Bittschreibens anerbotenen Revers ausstellen wird. Wessen sich nun mehrberührter Moser hierauf erklären wird, ein solches hat der Herr Generalmajor des nächsten an Mich unterthänigst zu berichten. Ich bin, mein lieber Generalmajor und Commandant, dessen

freundwilliger

Carl."

Auf dieses Ansinnen erwiderte Moser freimüthig und im Bewußtsein eines unbescholtenen Lebens: Stets habe er sich seinem Herzog wie dem Lande treu erwiesen, und ihm sei bis jetzt noch nicht kund gegeben, worin seine Verbrechen bestehen sollten, man habe ihn noch nicht einmal zu einer Vertheidigung zugelassen. Als ein Mann, der 44 Jahre mit Ehren in der Welt genannt werde und dem Grabe nahe sei, könne er sich nicht entschließen, seine Freiheit mit dem Verlust seiner wohl und sauer erworbenen Ehre zu erkaufen. Indessen wone er gern auf alle seiner Ehre unnachtheilige Art und Weise die Hände dazu bieten, daß dieser Vorfall in Güte beigelegt werde, wolle auch das Vergangene zu vergessen suchen. Uebrigens sei er auch eben so fest entschlossen, mit einem der Gnade Gottes versicherten gelassenen Herzen Alles standhaft abzuwarten, was der Herzog über ihn beschließen und der Herr aller Herren zulassen werde. Er legte diesem Schreiben einen kurzen Revers bei, worin er gelobte, wegen des Vorgefallenen an nie-

mand Rache nehmen, sowie sich zu einer gerichtlichen Untersuchung jederzeit stellen zu wollen.

Kurz hernach lief der Beschluß des Reichsraths ein, worin dem Herzog die Weisung ertheilt ward, „den Consulenten Moser, wofern sich sämmtliche von denen Landständen angezeigte Umstände angebrachtermaßen verhalten sollten, seiner fünfjährigen gefänglichen Haft unverzüglich zu entlassen.“

Der Herzog schickte darauf einen seiner Regierungsräthe nach Hohentwiel, der Moser schließlich über einige Puncte zu vernehmen hatte, wobei die Hauptsache darauf hinauslief, er habe der Landschaft abgerathen die geforderten Summen zu bewilligen und in dieser Sache einige respectswidrige Schriften verfaßt. Moser konnte diese Beschuldigungen leicht zurückweisen: In der Geldangelegenheit habe Stimmeneinhelligkeit geherrscht; in den an die Regierung gerichteten Schreiben sei er nur der Concipient der Beschlüsse gewesen, und eins derselben sei nicht einmal von ihm selbst ausgefertigt; es enthalte übrigens nichts „Irrespectuoses.“ Nachdem er darauf noch eine schriftliche Caution ausgestellt hatte, er wolle sich jederzeit auf Verlangen zu weiterer Untersuchung stellen und sich dem endlichen Rechtserkenntniß geziemend unterwerfen, ward er am 25. September 1764 seiner Haft entlassen. Von weiteren Rechtsförmlichkeiten war so wenig die Rede, daß man ihm vielmehr die Caution bald wieder zurückgab und er sein Amt als Landtagsconsulent wieder antrat, so weit entfernt von Gereiztheit und Erbitterung, die dem schwergekränkten Manne zu verzeihen gewesen wäre, daß er

vielmehr durch die Achtung, die er genoß, zwischen dem Herzog und den Landständen ein friedliches Verhältniß vermitteln half.

Wegen seiner Befreiung erhielt er von vielen Seiten Glückwünsche. Vor allen verdient das Schreiben des dänischen Ministers von Bernstorff aufbewahrt zu werden, indem es zugleich an die schöne, vielleicht nie wiederkehrende Zeit erinnert, da tüchtige deutsche Männer der wärmsten Verehrung in der dänischen Hauptstadt gewiß waren und die an die Paläste deutscher Fürsten vergebens anklopfende Muse nationaler Dichtkunst dort ein Asyl fand.

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr Etatsrath!

Gleichwie ich bisher über die schweren und harten Drangsale, welche Ew. Hochwohlg. um Ihres Vaterlandes willen standhaft und edelmüthig überstanden haben, sehr gerührt gewesen bin, also erfreue ich mich von Herzen, daß diese Verfolgung endlich ein Ende genommen hat. Der Allerhöchste sei gelobt, der Ihnen Kraft verliehen, große und langwierige Leiden unerschrocken und ohne Verletzung Ihrer Pflichten zu ertragen, und der, nachdem Er Sie zu einem nicht nur in jetzigen Zeiten, sondern auch bei der Nachkommenschaft aller Ehren würdigen Märtyrer einer guten und gerechten Sache gemacht, Ihnen auch nun mächtig herausgeholfen hat. Er wolle Sie schon in diesem Leben, noch mehr aber in dem künftigen, nach welchem ich weiß daß Sie seit vielen Jahren ernstlich trachten, für diese Ihrem Vaterlande erwiesene Treue belohnen und Sie Ihrem würdigen

und berühmten Herrn Sohn und ganzen Familie zum großen und immerwährenden Segen setzen.

Dem Könige, meinem Herrn, welcher Verdienste zu erkennen weiß, ist es eine angenehme Nachricht gewesen, in Ew. Hochwohlg. Befreiung die Wirkung seiner Bemühungen und Vorworts endlich zu sehen. Ihro Majestät befehlen mir, Sie sowohl dessen, als der ganz besonderen Achtung und Gewogenheit zu versichern, und ich, der seit 35 Jahren Ew. Hochwohlg. kenne und ehre, Sie aber anjetzo höher wie jemals schätze, mache mir eine wahre Freude Ihnen nicht sowohl zu der wiedererlangten Freiheit als zu dem billig erworbenen Verdienst und Ruhm Glück zu wünschen und Sie der aufrichtigen Ergebenheit zu vergewissern, mit welcher ich es für eine Ehre halte zu sein

Ew. Hochwohlgeboren
gehorsamer Diener
Bernstorff.

Kopenhagen, den 30. Oct. 1764.

Klopstock's
Verhältniß zu der Literaturentwicklung
des
achtzehnten Jahrhunderts.

Eine Vorlesung.

1846.



Es war im Herbst des Jahres 1745, als ein 21jähriger Jüngling von der Schulpforte, dem stillen Ort seiner wissenschaftlichen Vorweihe, mit einer lateinischen Rede über die ältere und neuere epische Dichtung Abschied nahm und diese Darstellung mit folgenden Worten schloß: „Ein jedes Volk Europa's wird sich eines epischen Dichters rühmen können; wir aber sind gegen solche Ehre unempfindlich. Unwille und gerechter Zorn ergreift mich, wenn ich diese Gleichgültigkeit unsers Volkes betrachte. Beschäftigt mit Kleinigkeiten, suchen wir den Ruhm des Genie's: mit Gedichten, die aus keinem andern Grunde zu entstehen scheinen, als zu verschwinden, suchen wir, unwürdig des Namens der Deutschen, die Unsterblichkeit zu erlangen. O gelänge mir's, dies in der Versammlung deutscher Dichter zu reden! Vor Freude würde ich glühen, wenn ich im Stande wäre, sie mit Scham zu erfüllen wegen der Vernachlässigung der vaterländischen Ehre. Und ist der noch nicht unter den Lebenden, welcher bestimmt ist Deutschland mit diesem Ruhme zu schmücken, so erscheine großer Tag, der diesen Dichter ins Leben ruft, und möge dieser würdig werden des Menschengeschlechts, der Unsterblichkeit und

Gottes selbst, den er vor Allem preisen und verherrlichen wird!"

Dieser Jüngling war Friedrich Gottlieb Klopstock. Er hatte mit jenen Worten das Ideal, das er mit jugendlicher Begeisterung ergriffen hatte, und seine eigene Zukunft gezeichnet. Drei Jahre später: —: und von den Alpen bis zum dänischen Sunde feierte man ihn als den Dichter, der diese Sehnsucht und Hoffnung zur Wahrheit gemacht habe. Erfüllt von dem Gedanken, ein deutsches Epos zu schaffen, welcher an den Meisterwerken des Alterthums, einem Homer, einem Virgil genährt war, hatte er anfangs die Absicht, seinen Helden aus der älteren deutschen Geschichte zu wählen. In seiner Vaterstadt Quedlinburg ruhten die Gebeine Kaiser Heinrichs I.; auf ihn fiel seine Wahl, den Befreier Deutschlands von der Verwüstung der Fremden, den Erretter von innerer Zwietracht. Früh hab' ich dir mich geweiht — so lautet sein Zuruf an das Vaterland —

Schon da mein Herz den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkor ich, unter den Lanzen und Harnischen,
Heinrich, deinen Befreier, zu singen;
Allein ich sah die höhere Bahn,
Und, entflammt von mehr denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit sie vor: sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts.

Der Plan zum Messias ward bereits auf der Schulpforte vollständig ausgebildet; die Bekanntschaft mit Milton's verlorenem Paradiese entwickelte und bestimmte diesen näher; selbst in Träumen umgaben ihn die Gestalten seiner begeisterten Phantasie, und es ward diese Dichtung ihm die Aufgabe des Lebens.

Mit ihr stimmte die Wahl seiner akademischen Studien zusammen; er entschied sich für die Theologie und begab sich zuerst nach Jena, das er 1746 mit der Universität Leipzig vertauschte. Hier wehte der Frühlingshauch der deutschen Poesie, in welchem Klopstock's Genius die Flügel freudig entfalten konnte; der Kreis der Dichterjünglinge, welche die Bremer Beiträge herauszugeben angefangen hatten, nahm auch ihn in seine Mitte, und die schon damals keimende zärtliche Neigung zu der Schwester seines Freundes Schmidt, der durch seine Lieder und seine Oden unsterblich gewordenen Fanny, erfüllte ihn mit den Ahnungen eines paradiesischen Glückes. Mit den überirdischen Idealen, die er in seinem bis dahin einsamen Herzen trug, verbanden sich die Genien des irdischen Daseins, Freundschaft und Liebe. Aus dieser seligen Gefühlsschwärmerei gingen die ersten Oden hervor, von denen jede Strophe schon den höheren Genius ankündigte, der unter den Chor der deutschen Dichter getreten war.

Viel Mitternächte werden noch einst entfliehn!
Lebt sie nicht einsam, Enkel, und heiligt sie
Der Freundschaft, wie sie eure Väter
Heiligten und euch Exempel wurden.

So sprach er das Gefühl des heiligen Freundschaftsbundes aus, dessen Erinnerungen ihm stets heilig geblieben sind und durch seine ganze Poesie hindurchklingen. Erst in dieser neuen Umgebung, in welcher der Drang seines Innern Verständniß und Anerkennung fand, ward er sich über die Form seines großen Epos klar. Den Alexandriner hatte er längst verworfen; der Entwurf der ersten Gesänge war in poetischer

Prosa niedergeschrieben; 1746 entschied er sich für den bis dahin nur in einzelnen Proben versuchten Hexameter und arbeitete die ersten drei Gesänge aus, so daß sie 1748 in den Bremer Beiträgen ans Licht traten.

Die deutsche Literatur kennt seit Luther's Bibelübersetzung kein Werk, das eine ähnliche Wirkung auf die Nation hervorgebracht hat. Als den Stern, der den neuen Morgen unserer Poesie verkündete, erkannten ihn Bodmer und Alle, denen der Sinn für Poesie nicht verschlossen war. Gottsched und seiner Schule blieb es überlassen, durch hämische Kritiken, kleinliche Mäkeleien und Denunciationen von Theologen, denen Gottsched ernstlich zu bedenken gab, ob bei solchen poetischen Ausschmückungen biblischer Erzählung der wahre Glaube nicht Gefahr litte, sowie durch andere unedle Künste sich um den letzten Rest ihres kritischen Ansehens zu bringen. Unbeugsam und stolz, der Stimme des Volkes nachzugeben, hoffte Gottsched die Lobredner Klopstock's aus dem Felde zu schlagen, indem er durch seinen treuen Anhänger Schönaich ein Heldengedicht „Hermann oder das befreite Deutschland“ verfertigen ließ und dem Verfasser in feierlicher akademischer Sitzung den Lorbeerkranz aufs Haupt setzte. Der Schlag ging fehl und trug ihm und dem Gekrönten nur Spott ein: Deutschland hatte sich von der Dictatur der gelehrten Kritik emancipirt. Eben so wenig bedurfte es, um dem Messiasdichter die Liebe der Nation zuzuwenden, der gelehrten Auseinandersetzungen der Schönheiten der Messiade, von denen Lessing in einem Epigramm sehr treffend sagte: daß sie mit dem kritischen Lämpchen die Sonne erhellen wollten.

Klopstock lebte nach beendigten akademischen Studien, beschäftigt mit der Fortsetzung seines Gedichts, zu Langensalza, wo ihn die Nähe der Geliebten einige Jahre zurückhielt. Ihr schmeichelte die Liebe des jungen Dichters, ohne daß sie sie ihm mit gleichen Gefühlen vergalt. Wenn der ungestüme Bodmer es in einem Briefe ihr zur Pflicht machte, durch ihre Gegenliebe Deutschland seinen größten Dichter zu erhalten, so erkannte er nicht nur, daß diese zarte Frage nicht von literarischem Ruhm abhängt, sondern auch, daß die Poesie nicht stets des Glücks als Gefährten bedarf, daß vielmehr das Herz den Kampf mit dem Leben redlich durchgekämpft haben muß, um der Boden zu sein für ihre schönsten Blüthen. Ja, wir möchten um Klopstock's Poesie willen wünschen, daß ihm das Leben mehr solcher Kämpfe bereitet habe. Denn allzu gleichmäßig verflog ihm das spätere Leben. Nie ist der Dichter Klopstock größer gewesen, als in seiner Sehnsucht und seinem Schmerze. Die Oden, welche damals aus seinem bewegten Herzen strömten, haben ein inneres Feuer, wie, wenn wir einige der zarten Oden an Cidli ausnehmen, keine seiner späteren Dichtungen; von ihnen gilt vornehmlich, was er in der Ode „mein Wäldchen“ so schön sagt:

Wenn von dem Sturm nicht mehr die Eich' hier rauschet,
Keine Lispel mehr wehn von dieser Weide:
Dann sind Lieder noch, die von Herzen kamen,
Gingen zu Herzen.

Wie viele seiner Oden auch aufgehört haben, im lebendigen Andenken der Nation fortzuleben, unververgessen wird bleiben:

Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken, wenn du mein Auge nun
Lang' über meines Lebens Schicksal
Brechend im Tode nun ausgeweint hast —

diese erhebende Entsagung, welche die Sehnsucht an den Himmel knüpft und die Liebe als Ewigkeit genießt.

Des Dichters Phantasie hatte die Geliebte mit Allem, was er edel und göttlich in sich fühlte, umkleidet; nicht mehr war sie die irdische Geliebte, sondern die göttliche Muse, die ihn auf Zion geleitete, die ihn umgab in den Stunden der Weihe, wo er in das Anschaun überirdischer Herrlichkeit versenkt war, und wie Beatrice den Dante, ihren Dichter durch die Wunder des Himmels führte. Daher erhalten der 4te und 5te Gesang der Messiade, die in dieser Aufregung des Gefühls niedergeschrieben wurden, so viele zarte elegische Anklänge; in der Episode von Semida und Sulamith hat er das Schicksal seiner eigenen Liebe gesungen; die wehmuthvolle Sprache der Oden klingt in Semida's Klage wieder.

1750 reißt sich Klopstock, einer Einladung Bodmer's nach der Schweiz folgend, von Langensalza los, und wie sein Herz jetzt im Kreise geistvoller Freunde freier schlug, davon ist als schönstes Denkmal die herrliche Ode „der Zürchersee“ geblieben.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke, Ist des Schweißes der Edlen werth.

Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin,
Sohn und Tochter noch sein, mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet, Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Sanfte Tugend, dich auch gießen ins sanfte Herz,
Ist beim Himmel nicht wenig, Ist des Schweißes der Edlen
werth!

Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein!
So das Leben genießen, Nicht unwürdig der Ewigkeit.

Dieser Genuß der reinsten Freundschaft fesselte Klopstock dergestalt, daß er daran dachte, sich bleibend in der Schweiz niederzulassen. Allein ein Antrag des dänischen Ministers von Bernstorff, in Kopenhagen die Messiade zu vollenden, indem ihm durch ein Jahrgehalt bis zur Vollendung derselben eine ungestörte und sorgenfreie Muße gesichert ward, zog ihn wieder nach Norden. Auch mit seinem Herzen ging eine Verwandlung vor, welche ihn der heitern Lebenshoffnung völlig zurückgab:

— — — Endlich, (das hofft' ich nicht),
Sinkt die traurige Nacht, ist nun nicht ewig mehr,
Und mir wachen mit Lächeln
Alle schlummernden Freuden auf. —

O wie staun' ich mich an, daß ich jetzt wieder bin,
Der ich war! wie entzückt über die Wandlungen
Meines Schicksals! Wie dankbar
Wallt mein freudiges Herz in mir! —

Dich zu finden, ach dich, lernt' ich die Liebe, sie,
Die mein steigendes Herz himmlisch erweiterte,
Nun in süßeren Träumen
Mich in Edens Gefilde trägt.

Kurz war der Bund der innigsten Seelengemeinschaft, der ihn mit der geist- und gemüthvollen Meta, welche seine Oden als Cidli feierten, vereinigte.

Aber sie lebte ihm in heiligen Erinnerungen, die Braut seines Herzens über das Grab hinaus. — Es kann diese Trennung und Tod überwindende Ewigkeit der Liebe nicht erhebender ausgesprochen werden, als in der vierzig Jahre nach ihrem Tode verfaßten Ode: Das Wiedersehn!

Dies war die Schule des Lebens, worin das Gemüth unseres Dichters seine Bildung erhielt; seine Poesie nahm diese idealen Gemüthsrichtungen in sich auf; sie ward die verklärte Tochter von Schmerz und Freude, die er, fern vom Gewühl der Welt, im tiefsten Innern empfunden hatte; er hat daher die lebendige Grundidee seiner Poesie ausgesprochen, wenn er im Messias sagt: „Gott gab den Menschen ein Leben voller Müh', voll fliehender Freud' und fliehenden Schmerzes, damit sie nicht vergessen den Werth der höheren Seele, und es fühlten, daß über dem Grab' Unsterblichkeit wohne!"

Von sonstigen Vorfällen des Lebens und Ereignissen der Zeit blieb seine Poesie so gut wie unberührt. Man darf sagen: mit Meta's Tode lag die Glanzperiode seiner Dichtkunst schon hinter ihm. Die ersten zehn Gesänge seiner Messiade, hinter denen die übrigen weit zurückstehen, das Beste unter seinen Oden, alles dies, was Klopstock die Unsterblichkeit sichert, war vollendet. Da er früh mit sich abgeschlossen hatte und der großartigen Literaturbewegung, die er eingeleitet hatte und noch mit erlebte, keinen Einfluß auf sich gestattete, so erscheint er in der zweiten Hälfte seiner literarischen Thätigkeit schon mehr wie ein ehrwürdiger Geist der Vergangenheit. Diese Ehrerbietung

bewahrte ihm die jüngere Dichtergeneration; nur bescheiden und schüchtern wagte sich die Kritik an ihn heran. Es war nicht der Dichterglanz allein, der ihn umgab, es war mehr noch, was Verehrung gebot, die durch ein langes Leben hindurch bewahrte persönliche Würde, die erhabene Reinheit seines Charakters. Daher galt auch dem Menschen eben so sehr als dem Dichter das feierliche Leichenbegängniß, welches Hamburg, dessen Bürger er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens gewesen war, ihm am 22. März 1803 veranstaltete, eine Huldigung der Ueberlebenden, wie sie noch nie eine deutsche Stadt der Geistesgröße eines Mitbürgers dargebracht hat. Ein Gefolge von Tausenden begleitete unter dem Geläute der Glocken den Sarg, auf dem die Messiade des Dichters, von zusammengeflochtenen Lorbeern bedeckt, aufgeschlagen lag; unter feierlichen Sängerchören ward er unter der Linde neben Meta's Gruft eingesenkt und mit den Erstlingsblumen des Frühlings überschüttet.

Wenn wir uns nun näher zu der Frage wenden, welche Stellung Klopstock unter Deutschlands Dichtern einnimmt, so haben wir uns zu hüten, diese bloß vom ästhetischen Standpuncte aus beantworten zu wollen. Wenn wir an das Werk seines Lebens, die Messiade, diesen Maßstab der Kritik legen, so kann man sie wohl gar ein mißlungenes Werk nennen und als ersten Beweis dafür anführen, daß außer den Literarhistorikern niemand mehr die zwanzig Gesänge durchliest! Allein ein anderes Urtheil — und nur dies ist gerecht — fällen wir vom historischen Standpuncte. Einsam sehen wir ihn dann stehn am Eingang unserer

classischen Literaturperiode, mit der Schöpferkraft des Genius Leben rufend in die Oede unserer Literatur. Was halfen ihr die Gellerte und Gleime, die nur um eine Spanne über die Gottschede hervorragten; eine Literatur für Männer konnten sie nicht schaffen. Durch Klopstock erst ward unsere Poesie fähig, das Höchste zu leisten und sich die Bewunderung von ganz Europa zu erwerben. Da ist keiner unter den großen Dichtern des vorigen Jahrhunderts, der nicht an Klopstock's Poesie seine Jugend genährt, nicht an seiner Hand den ersten Flug der Dichtung versucht hätte. Ueber ein Jahrhundert hatte unsere Poesie an fremdem Feuer sich erwärmt, selbst unsere deutsche Heldensprache, wie sie gerade dies Jahrhundert in seiner Ohnmacht nannte, war nur ein matter Widerschein alter Herrlichkeit. Klopstock war der Erste, der wieder ganz und gar nur deutscher Dichter sein wollte, der uns wieder stolz sein lehrte auf unsere Nationalität, unsere Geschichte, unsere Sprache und Literatur.

Schrecket noch andrer Gesang dich, o Sohn Teutons,
Als Griechengesang, so gehören dir Hermann,
Luther nicht an, Leibnitz, jene nicht an,
Welche der Hain Braga's verbarg.

Dichter! so bist du kein Deutscher! Ein Nachahmer,
Belastet vom Joche, verkennst du dich selber!
Keines Gesang ward dir Marathons Schlacht!
Nächt' ohne Schlaf hattest du nie.

Diese und ähnliche Oden voll Vaterlandsgefühl gruben sich tief in die Herzen ein und sie nebst Lessing's zermalmender Kritik der gerühmten französischen Classiker waren die Schlacht bei Roßbach in der Literatur.

Zu diesem Literatursiege weigerte sich der große König mitzuwirken. Er erkannte das junge Leben unserer Literatur nicht an, er versprach es sich erst von der Zeit nach ihm: ich bin wie Moses, sagte er, ich sehe ein fernes gelobtes Land, aber werde es nicht betreten.

Sagt's der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,
Was er werth war zu sein; aber sie hört es doch:
Sagt's ihr traurig und fordert
Ihre Söhne zu Richtern auf!

so rief die zürnende Muse Klopstock's dem für Friedrich enthusiastisch schwärmenden Gleim zu. Und doch wie oft hat man auch hier den großen König verkannt! was wären Klopstock's Vaterlandsgesänge ohne einen Fürsten, der den Deutschen wieder Achtung vor sich selbst einflößte und den deutschen Namen im Auslande wieder zu Ehren brachte? Klopstock's „Wir und Sie" wäre vor Friedrichs Siegen eine bloße Phrase gewesen. Hätte Klopstock mehr Sinn für historische Größe gehabt, hätte er in Friedrich das eine neue Zukunft bereitende Moment unserer Geschichte erkannt und für seine Großthaten sich begeistert, dann würden wir vollgehaltigere, auf die Zeitgeschichte bezügliche Oden erhalten haben, als die, worin er den thatenlosen Dänenkönigen eben für diese Thatenarmuth seine Huldigungen darbrachte; er würde nicht von der lebenvollen Gegenwart sich in die nebelhafte Hermannszeit abgewendet haben, aus der wir uns zu Zeiten mit patriotischen Phrasen mehr als mit patriotischer Einsicht versorgt haben. Klopstock's Bardenpoesie gerieth auch auf diesen Irrweg des hohlen Wortschwalls, den seine

Nachahmer bis zum Unsinn steigerten. Die Folge des ersten Fehlgriffes war die Einführung altdeutscher Mythologie, wodurch Klopstock seine Poesie mehr und mehr der Gegenwart entfremdete. Die Anregung jedoch, welche er gegeben hatte, indem er das nationale Bewußtsein in den Kreis der lyrischen Poesie zog, war nicht verloren; „ein leiser Freiheitsodem wehte", wie Rückert singt, „noch von seinem Grabe, und ein Freudenklang enttönte ihm, als die Freiheit wieder die Flügel schwang" — aus der Lyrik der Befreiungskriege hört man viele Anklänge Klopstockischer Poesie heraus.

Doch ist es nicht die patriotische Poesie allein, weshalb wir Klopstock den wahrhaft deutschen Dichter zu nennen haben; seine Gesinnung, die Gemüthswelt, in der er sich bewegt, ist das, was wir im schönsten Sinne des Worts deutsch nennen. Der sittliche Ernst, der religiöse Tiefsinn, der Hang zur Contemplation und abstracter Gefühlsschwelgerei — wie sie Grundzüge Klopstockischer Poesie sind, so sind sie auch der Kern des deutschen Charakters. Liebe und Freundschaft kleiden sich im deutschen Gemüth gern in den sittlich religiösen Enthusiasmus, von dem sie in Klopstock's Dichtung getragen werden; wie Klopstock, vertauschen wir gern die Wirklichkeit mit dem Reiche der Ideen, auf die Gefahr hin, uns Illusionen hinzugeben, und tritt das religiöse Moment bei ihm in den Vordergrund, so fand er auch hierin einen Widerhall in den Herzen des deutschen Volks, dessen Denken und Handeln stets auf tiefem religiösen Sinn beruht hat. Wenn wir zugeben müssen, daß diese Tugenden des

deutschen Charakters auch manche Mängel zur Seite haben, so werden wir eben auch finden, daß Klopstock sie getreulich zu den seinigen gemacht. Der abstracte Idealismus, der uns von unsern praktischen Nachbarn als träumerische Ideologie ausgelegt wird, hat auch ihn der Welt der That entzogen: die Geschichte kräftig emporstrebender Völker blieb ihm ein verschlossenes Buch, gleich wie Shakspeare's Dramen, die den engen Raum zu einer Völkerbühne erweitern. Den höchsten Beifall konnte daher Klopstock auch nur da ernten, als der deutsche Charakter diesem abstracten Ideenleben träumerisch hingegeben war. Je mehr die reale Welt in unserem Nationalleben zu ihrem Rechte gelangte, desto mehr nahm die Gewalt ab, die Klopstock's Poesie über die Gemüther ausübte.

Endlich bleibt noch eine dritte Seite von Klopstock's Poesie hervorzuheben: er hat der deutschen Sprache Kraft und Leben wiedergegeben, er hat sie von neuem beseelt und die Schönheit der metrischen Form hergestellt. Seit Luther war solche gewaltige Sprache nicht über Deutschland erklungen; ihm stellte sich Klopstock als genialer Sprachschöpfer an die Seite, wenn wir auch Opitz als Mittelglied zwischen beiden anerkennen. Zwar ist die Sprache Klopstock's noch nicht zu reiner Classicität durchgebildet, er ringt noch mit der Sprache, macht mit ihr gewaltsame Versuche und verliert sich beim Streben nach kraftvollem Ausdruck nicht selten in rhetorische Ueberfülle oder in eine den Gedanken versteckende Gedrängtheit, wodurch er seine späteren Oden fast ungenießbar macht. Allein bei der Mattheit und Breite der Poesie und Prosa,

wie er sie vorfand, war ein Uebergreifen ins Extrem erklärlich, und auch minder nachtheilig: zu einer hohlen, unwahren Rhetorik hat sich Klopstock nie verirrt. Bei manchem seiner Nachahmer fand sie sich allerdings; doch war schon ein so reges Leben in unsrer Dichterwelt, daß eine Einseitigkeit sich nicht lange behaupten konnte. Diese neue Sprachbildung Klopstock's wäre nicht vollbracht ohne die Einführung griechischer Sylbenmaße; die erweiterte Metrik lehrte uns erst die Bildsamkeit unserer Muttersprache einsehen, trieb zu immer schwierigeren Aufgaben hin und hat es uns zuletzt möglich gemacht, die schwierigsten Sylbenmaße griechischer Chorgesänge nachzubilden. Es soll damit nicht gesagt sein, daß alles Heil unserer Metrik von solchen künstlichen Nachbildungen abhange, daß jedes erzählende Gedicht in Hexametern, jede Elegie in Distichen, jede erhabene lyrische Empfindung in griechischen Strophenformen sich aussprechen müsse: im Gegentheil entbehrt unsere Sprache nur schwer des musikalischen Reizes der Reime, und was dem ganzen Volke gefallen soll, muß sich in einfacheren Versmaßen bewegen. Allein es galt hier ein neues Gebiet für unsere Sprache zu gewinnen, das noch unbekannt geblieben, und das gelang Klopstock, weil er nicht als pedantischer Grammatiker in der hergebrachten Sprache sie zurecht künstelte, sondern weil er die fremden Maße in vollkommenen Einklang mit seiner Sprache, mit seiner ganzen Poesie brachte, so daß sie nicht als ein durch zufällige Wahl umgegürtetes Gewand erschienen, sondern im schönsten Ebenmaß sich der anmuthvollen Gestalt anschmiegten. Dadurch hörten die griechischen

Versmaße auf, fremdartige Klänge zu sein; es begann erst hiermit das wahre geistige Verständniß griechischer Poesie, an deren Hand unsere neuere Poesie auf ihre classische Höhe geleitet worden ist.

Von welcher Seite wir Klopstock auch betrachten, überall erscheint er uns als der Begründer der neusten classischen Periode unserer Poesie, so im Gehalt wie in der Form, und was Gottfried von Straßburg von Heinrich von Veldeke, dem Begründer des mittelhochdeutschen Minnegesanges sagt: er impfte das erste Reis in deutscher Zunge, das können wir in Wahrheit von ihm wiederholen, dem Befreier unserer deutschen Poesie aus der fremden Knechtschaft und der Geschmacklosigkeit. Wir entziehen daher seiner Größe noch nichts, wenn wir ihn noch nicht den Vollender unserer Poesie nennen, vielmehr, wenn wir die Größe seines Dichtergeistes anerkannt, wenn wir die durch ihn errungenen Fortschritte unserer Nationaldichtungen gewürdigt haben, dann dürfen wir auch wohl untersuchen, wo und weshalb seine poetischen Werke hinter dem Ziele, nach dem er strebte, zurückgeblieben sind, wo ihn verkehrte Wege von diesem abgeführt haben. Es werden dadurch zugleich die Gründe klar, weshalb Klopstock zwar ein vielgepriesener, aber wenig gelesener Dichter ist.

Wenn irgend ein Dichter, so hat Klopstock sein ganzes Dichten und Streben in Einem Werke gleichsam wie in einem persönlichen Abgusse dargestellt. Der Messias enthält seine Welt und seinen Himmel. Es ist der Gesang, um des Dichters eigene Ausdrücke zu gebrauchen, worin er seinen Gott besungen, der

ihn die Vorzüge der Engel im voraus kosten, so wie die Thränen der Christen sehen und die menschlichen Freuden fühlen ließ, zu dessen Ende ihn die mächtige Hand seines Herrn und Gottes selbst durch die Gräber geleitet; es ist die Dichtung, bei der Himmel und Erde seinen Blicken entschwanden, zu der die Harfen und Harmonieen der Engel ihn zurückriefen, wenn ihn der Zauber weltlicher Vergnügungen verlocken wollte. Seinen ersungenen Ruhm nennt er in der Ode an Fanny die Frucht seiner Jünglingsthräne und der Liebe zum Messias. So wurde denn dies Gedicht der eigentliche Sammelplatz seiner tiefsten Empfindungen und Gedanken, seiner innigsten Lebensbeziehungen und heiligsten Stimmungen, und die schönsten Jahre seines Lebens hat er ihm gewidmet. Es ist daher nicht zu verwundern, daß seine lyrischen Gedichte nicht viel anders sind, als Variationen über Motive der Messiade. Daß dennoch in den lyrischen Gedichten seine eigentliche Classicität liegt, ist eben der Beweis, daß Klopstock seiner ganzen Geistes- und Gemüthsrichtung nach zum lyrischen Dichter bestimmt war, und er von vornherein darin fehlgriff, ein Epos zu dem Werk seines Lebens zu machen. Es ist häufig die Ansicht ausgesprochen worden, Klopstock habe sich in der Wahl seines Stoffes vergriffen, der sich zu einer epischen Behandlung nicht eigne. Von Kindheit an haben wir unser religiöses Gefühl an der einfachen Erzählung der Evangelien genährt, so daß wie sie uns nur ungern von den Phantasiegebilden des Dichters ausschmücken lassen; sie ist uns so unantastbar ge- ...den, daß die Dichtung, die den Stoff für poetische

Zwecke umschafft, nie mit der Macht der Wahrheit und Wirklichkeit auf unser Inneres wirken kann. Wenn aber Klopstock einmal Epiker zu werden entschlossen war, wozu ihn vornehmlich, wie uns seine Jugendrede deutlich sagt, das patriotische Schamgefühl bestimmte, daß wir Deutschen eine Epopöe entbehrten, während die Nachbarn sich bereits classischer Leistungen zu rühmen hätten, so konnte er nicht, wie er anfangs vorhatte, einen Stoff aus der deutschen Geschichte wählen — denn dessen Behandlung wäre ihm jedenfalls noch mehr mißglückt — sondern der konnte es einzig und allein sein, den seine lyrisch-religiöse Begeisterung zu erfassen vermochte, der, welcher es ihm gestattete, neben dem Epiker auch Lyriker zu sein — und weil diese Lyrik das christlich Religiöse zu ihrem Hauptmoment gemacht hatte, so traf die Wahl am richtigsten die Geschichte der Erlösung.

Klopstock verschmähte den Weg, den mehrere Bearbeiter der evangelischen Geschichte eingeschlagen haben, diese nur poetisch zu reproduciren und die dort überlieferten Ereignisse im dichterischen Gewande vorzuführen. Nicht bloß die Vorgänge im Diesseits wollte er zum Gegenstand seiner Schilderungen machen, sondern das Erlösungswerk als das Ereigniß dreier Welten darstellen, so daß neben den Menschen auch die Bewohner des Himmels und die Dämonen der Hölle mithandelnd eingreifen. Wie nun Klopstock's Dichtung überall an dem Wirklichen mit einer gewissen Scheu vorübergeht und mit raschen Wendungen ins Reich der Abstraction flüchtet, so weilt er auch in der Messiade am wenigsten in der mittleren,

der irdischen Welt. Da der Dichter die epische Handlung erst nach dem Einzuge Christi in Jerusalem, wo das Volk ihm Palmen streut, beginnen läßt, so blieben nur die Ereignisse weniger Tage übrig, und selbst hier geht des Dichters einseitige abstracte Erhabenheit so weit, daß er solche Scenen, wo das rein-menschliche Gefühl die sanft rührende Sprache findet, Christi letztes Zusammensein mit den trauernden Jüngern, nur einer kurzen Behandlung würdigt. „Seine Sphäre," sagt Schiller, „ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen." Dieser epische Körper fehlt durchaus; die Handlung ist dürftig, und was sonst der Schilderung Mannigfaltigkeit hätte geben können, Benutzung der gegebenen Beziehungen in Geschichte und Leben, z. B. die Verhältnisse der Parteien unter den Juden gegen einander und ihre Stellung zu den Römern, ist unterblieben. Indem der Dichter dies durch Anspannung der Phantasie in der Schilderung des Jenseits zu ersetzen sucht, bewegt er sich bei aller Anstrengung doch nur in dem Einerlei der Abstractionen, und selbst die subjective Begeisterung, die nicht einmal der Dichter immer auf ihrer Höhe zu erhalten im Stande ist, am wenigsten in der zweiten Hälfte des Gedichts, vermag uns nicht dauernd zu fesseln. Denn auf alles das, was dem Epos Leben und Bewegung giebt, Mannigfaltigkeit und Wechsel der Begebenheiten, Verschiedenheit der Charaktere, wird Verzicht geleistet, sobald der Dichter den festen Boden der Erde ver-

läßt; weder bei den Engeln und Seligen noch bei den Dämonen der Hölle ist eine Charakteristik möglich; es redet aus ihnen die Abstraction des absolut Guten und des absolut Bösen, und ihre Reden können nicht anders als einförmig sein. Selbst was auf der Erde vorgeht, ist nur der Widerschein der jenseitigen Regionen; ein Judas und Kaiphas sind nicht menschliche Charaktere mehr, sondern Geister der Hölle, und die edlen Menschen haben die Erde schon hinter sich und wandeln mit ihrem geistigen Sein bereits in den Vorhöfen des Himmels. Der Messias selbst, als Mittelpunct des Epos, ist seiner menschlichen Natur völlig entkleidet; er ist nicht der sanfte Meister im Kreise der Jünger, der liebevolle Lehrer, zu dessen Füßen Maria die Tröstungen des Himmels vernimmt: er ist vielmehr der mit allen Kräften der Allmacht ausgerüstete Gott, an dem alles Menschliche nur als die um der Passion willen gewählte Hülle erscheint. Nachdem der Dichter im Eingange des Epos zum Schwur der Erlösung den Messias mit Gott zusammengeführt hat und zu ihm also reden läßt:

— — Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre Dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie Du: ich will die Menschen erlösen!

nachdem er ihn so als Gott gegenübergestellt hat, ist ihm der Weg verschlossen, ihn als epischen Helden einzuführen; er kann nicht handeln, sondern nur leiden — sagt doch der Dichter selbst von ihm: „leiden, beten, lehren, leiden und leiden war sein Leben!“ Wie daher in dem Ganzen das Leiden den Grundton bildet, so erscheint auch in den übrigen

Charakteren die Passivität als der herrschende Typus; auch die Jünger, die Freunde und Freundinnen Jesu beweisen ihre Gegenwart mehr im Reden als im Handeln; ihre Thaten sind fast nur Gebete und Hymnen, es sind Thaten der Seele, wie Klopstock selbst sich einmal ausdrückt.

Verhältnißmäßig ziehen der vierte, der sechste und siebente Gesang am meisten durch die epische Handlung und den Wechsel der Scenen an. Der erstere enthält die gefühlswarme Schilderung des letzten Zusammenseins Jesu mit seinen Jüngern, seine Abschiedsreden und die Einsetzung des heiligen Abendmahls. Die beiden letzteren erzählen die Gefangennahme und das Gericht, die Berichte der Evangelien besonders dadurch erweiternd, daß auch die Theilnahme der Frauen in die Handlung verwebt ist. Dagegen dehnen sich die Kreuzigung, die Leiden am Kreuz und die sie begleitenden Wunder über drei Gesänge (8 — 10) allzu weit aus.

Die letzten zehn Gesänge lösen sich fast ganz in Engelhymnen auf, da nach dem im 10ten Gesange geschilderten Kreuzestode die Scene von der Erde weg ins Jenseits verlegt wird; dazu kam noch, daß der Dichter in Folge der langen Zögerung nicht mehr die jugendliche Begeisterung festzuhalten vermochte, womit die ersten zehn Gesänge verfaßt wurden. Darüber dürfen wir uns also nicht täuschen, daß die Messiade die Forderungen, die man an ein Epos zu machen hat, unerfüllt läßt, geschweige daß sie uns, wie der Dichter allerdings beabsichtigte, ein Nationalepos hätte werden können. Allein sie bleibt dennoch das Werk

eines großen lyrischen Dichters. Wo er sein Herz reden läßt, ist seine Sprache die reinste Dichtung, mag er Freude oder Schmerz, Liebe oder edlen Zorn besingen. Mit ergreifenden Tönen versteht er die elegische Wehmuth wie das mächtig erschütternde Pathos tiefster Empfindung auszusprechen. Um dieser überall eingestreuten lyrischen Perlen willen wird niemand, der für erhabene Lyrik Sinn hat, die ersten zehn Gesänge ohne Erhebung und Rührung lesen, und diesem lyrischen Genusse wird man sich um so ungestörter hingeben, je weniger Ansprüche man an das Epos macht; man wird vielmehr diese lyrische Perlenschnur den Oden und Elegieen des Dichters anreihen. Besonders malt er Todesbetrachtungen und Sterbescenen in beredten elegischen Schilderungen aus. Eine solche ward ihm sogar zu einer dramatischen Dichtung. Die Sterbescenen des ersten Menschen malt er in dem „Tod Adams“, einer lyrisch-elegischen Idylle, die er „Trauerspiel“ betitelte. Er schildert darin, wie der erste Mensch den Tod erwartet, von dem er noch keine Vorstellung hat, und welchen Eindruck der letzte Kampf des Lebens auf seine Umgebung macht.

Durch Anlage und Bildungsgang war Klopstock der dramatischen Poesie völlig entrückt; nie hätte es ihm gelingen können das höchste Ziel des Drama's zu erreichen, das Shakespeare so treffend dahin bezeichnet hat: der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Körper des Jahrhunderts den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen! — In eine nähere Beziehung zu dem, was seine Zeit bewegte,

suchte sich Klopstock durch die lyrisch-dramatischen Hermanns-Dichtungen zu setzen, welche er Bardiete nannte. Daß er hier seinen Zweck nicht ganz verfehlte, beweist uns die enthusiastische Theilnahme, womit damals „Hermanns Schlacht", das erste der Bardiete, aufgenommen ward; es traf glücklich in den Beginn der sogenannten Sturm- und Drangperiode, welche die Herstellung einer nationalen Poesie mit leidenschaftlichem Ungestüm anstrebte und schon um des vaterländischen Stoffes willen der Klopstockischen Bardendichtung zufiel. Indeß vermißt man auch hier alles wahrhaft Dramatische; die Handlung fehlt fast gänzlich: die Ereignisse erscheinen nicht in ihrer nothwendigen Verknüpfung, so daß wir über die Gründe, weshalb die Deutschen über die Römer siegten, völlig im Unklaren bleiben, wogegen die Unterredungen über das Geschehene weit ausgesponnen sind. Mehr Handlung ist in dem zweiten Bardiet: „Hermann und die Fürsten." Hier bemüht sich Hermann vergebens, seinen bessern Rath in der Fürstenversammlung geltend zu machen; Stolz, Eifersucht, Neid der Andern streben entgegen und behalten die Oberhand. Aber der Erfolg bestätigt, daß Hermann Recht hatte; die Schlacht gegen das römische Lager geht verloren. In einem dritten Bardiet schildert er uns „Hermanns Tod" durch Hinterlist seiner Verwandten. Die beiden letzten Dramen trafen in die Zeit nach dem Götz von Berlichingen und wurden bei den schon gesteigerten Ansprüchen der Zeitgenossen weit kälter als die Hermanns-Schlacht aufgenommen. Die lyrischen Partieen, nämlich die Bardenchöre, wodurch Klopstock den Chor

der griechischen Tragödie zu ersetzen dachte, traten in allen so sehr in den Vordergrund, daß man deutlich sieht, wo sich Klopstock's Poesie heimisch fühlte. Sie fallen in Eine Classe zusammen mit den patriotischen Oden, welche die alte Bardenzeit heraufzubeschwören suchten und ebenfalls durch ein abenteuerliches Bardenwesen und durch die Einmischung einer farblosen nordischen Mythologie der lebendigen Theilnahme der Gegenwart fern standen. Unsere Betrachtung kehrt also dahin zurück, daß die Lyrik die eigentliche Sphäre der Klopstockschen Poesie ist. Diese Dichtungsart verlangt keine plastische Bestimmtheit, keine lebendige objective Individualisirung, wie das Epos und das Drama; sie hat vielmehr der Musik des Herzens, der Begeisterung des Gedankens ihre Stimme zu leihen. In den Oden und Elegieen findet daher die Persönlichkeit Klopstock's den vollsten Ausdruck bis herab zu den Freuden des Eislaufs, die er mit der Wärme des Künstlers pries. Wie innig sie mit seinem Leben zusammenhangen, habe ich bereits erwähnt, und ich kann hinzusetzen, daß dieser Theil seiner Oden der eigentliche unsterbliche Kern derselben ist. Auch die Oden der späteren Lebensjahre des Dichters sind noch dann von hohem Werth, wo sie seine persönlichen Beziehungen zum Inhalt haben. Nur darf man dies nicht auf diejenigen Oden ausdehnen wollen, wo der Dichter seine grammatischen und metrischen Bestrebungen und Grundsätze zum Gegenstand der Ode macht und die Poesie sich über das, was nur des Dichters Handwerksgeräth ist, aussprechen läßt. Wo ein Versfuß, wo die grammatischen Eigenheiten unserer

Sprache besungen werden, bleibt uns trotz alles Aufwandes künstlicher Allegorie nur die leere Abstraction.

Von diesem Fehler, daß uns Klopstock statt Poesie abstracte Begriffe giebt, ist selbst seine religiöse Lyrik nicht frei. Klopstock sprach zwar das große Wort aus, der Geist mit seinem idealen Inhalt bilde auch für die Dichtkunst den eigentlichen Gehalt; allein er übersah, daß Geist ohne Leib für uns kein Leben hat und das Göttliche selbst ohne Welt für uns ein wesenloser Gedanke bleibt. Wo er daher die religiöse Empfindung an die Welt anknüpft, zieht er unsere Andacht auf erhabenen Schwingen mit sich fort; in der allbekannten Hymne „Frühlingsfeier“ sind Gewitter und Sturm die Zeugen der göttlichen Allmacht, und im Säuseln der kühlenden Frühlingslüfte fühlen wir die Nähe des Allgütigen; — unter der sich glanzvoll über uns wölbenden Sternennacht stimmen wir mit ihm ein in den Preis dessen, der mit diesem lichten Kranz die schweigende Nacht schmückt und die Gräber noch schmückt mit den Blumen des Lichtes.

Poetische Anschaulichkeit mangelt indeß den Hymnen, welche „das Anschaun Gottes,“ „die Glückseligkeit Aller“ und ähnliche abstracte Themata behandeln; hier fühlt auch der Dichter die Unmöglichkeit des entsprechenden Ausdrucks; geschärfte Ausrufungen müssen oft den Gedanken vertreten, und die wiederkehrende Hinweisung auf das Unaussprechliche ist nur das Geständniß der Ohnmacht der Poesie, wodurch in dem Leser keine Begeisterung erweckt werden kann. Klopstock nannte solch einen geistlichen Hymnus — Gesang und stellt ihn in der Vorrede zu seinen geist-

lichen Liedern folgendermaßen in Gegensatz zu dem Liede: „Der Gesang ist feurig, stark, voll himmlischer Leidenschaften; oft kühn, heftig, bilderreich in Gedanken und im Ausdrucke, und nicht selten von denjenigen Gedanken beseelt, die allein von dem Erstaunen über Gott entstehen können. Ich sage nicht, daß das Lied nicht auch Vieles von diesem Allen haben könne! aber es mildert es fast durchgehends und bildet es in Vorstellungen um, die leichter zu übersehen sind. Jenes ist die Sprache der äußersten Entzückung oder der tiefsten Unterwerfung; dieses der Ausdruck einer sanften Andacht und einer nicht zu erschütternden Demuth." Geistliche Lieder in diesem Sinne hat Klopstock ebenfalls gedichtet, nicht Kirchenlieder im alten Sinne des Worts, sondern gemilderte geistliche Oden, nicht die Töne des einfachen religiösen Gefühls, welche das nach Trost und Beruhigung strebende Herz zu beschwichtigen vermöchten, sondern nur Klänge gläubiger Begeisterung, die in ätherischer Höhe über uns dahin schweben. Doch ist es Pflicht an schöne Ausnahmen zu erinnern, namentlich das Auferstehungslied: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Leib" 2c., das Morgenlied: „Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, aufersteh'" und das diesem entsprechende Abendlied. Haben wir somit den Kreis der Klopstockschen Dichtungen durchwandert, so dürfen wir mit einem Epigramme des Dichters schließen:

„Sage, was nennst in den Werken der Kunst Du Vollendetes?" Gut muß
Jeder Theil und harmonisch mit den andern verknüpft sein!

„Hat ein Künstler gelebt, der so hoch stieg?" Keiner. Man will nur Ueberall sehn, er habe nach Vollendung gerungen.

In diesem geisteskräftigen Ringen nach Vollendung steht unter den Mitstrebenden nur Einer ihm zur Seite, dessen Streben sich auf andern Gebieten der Literatur mit eben so ruhmeswerthen Erfolgen bethätigte — Lessing, während Wieland mehr eine leicht erregte und die von verschiedenen Seiten empfangenen Eindrücke reproducirende Dichternatur war, gewandt im Vermitteln der Gegensätze unserer Literatur. Was in der Mitte des 18ten Jahrhunderts neben diesen drei Sternen erster Größe geglänzt hat, ist jetzt so ziemlich verblichen und von der Geschichte auf seinen wahren Werth herabgesetzt. Verunglückt sind die Nachahmungen der Messiade, weil man wohl das epische Gerüste und die Aeußerlichkeiten Klopstockscher Sprache zu copiren vermochte, aber die weiten Räume dieses Gebäudes nicht auszufüllen verstand. Bodmer z. B. verfaßte ein Epos „Noah oder die Sündfluth," über dessen Schönheiten, die jetzt niemand mehr zu finden vermag, damals Bücher geschrieben wurden. In der Schweiz, vornehmlich in dem Kreise, der sich um Bodmer gebildet hatte, fand die religiöse und sentimentale Seite der Klopstockschen Poesie die meisten Verehrer und Nachahmer, unter denen keiner zu seiner Zeit reicheren Ruhm erntete, als Salomon Geßner, dessen „Tod Abels," dessen „Idyllen" die Nachklänge Klopstockscher Gefühlweise am reinsten wiedergeben, aber mit einer Weichheit und Sentimentalität, daß in diesen überspannten Schilderungen alle Umrisse der Charaktere verwischt sind und von Handlung kaum die

Rede sein kann. Was die wahre Idylle sei, lernte erst Voß von Homer und führte uns in wirklich vorhandene Zustände ein.

Nachhaltiger zeigt sich die Einwirkung Klopstocks in der lyrischen Dichtung. Er beseitigte die trockene Lehrdichtung, er machte zum Inhalt der Lyrik die innigsten Regungen des Gemüths, die Empfindungen der Liebe und Freundschaft, die in der bisherigen ceremoniellen Poesie kaum ein offenes Geständniß gewagt hatten, die höchsten menschlichen Interessen, Religion und Vaterland. In der religiösen Ode hat Klopstock Andreas Cramer zur Seite, der vergebens den Wettlauf versuchte, in welchem er weit zurück blieb; nur einige Kirchenlieder haben sein Andenken als Dichter erhalten. In der patriotischen Lyrik wetteiferten die preußischen Dichter, welche die Thaten Friedrichs besangen und durch den engeren Zusammenhang mit der Gegenwart vor Klopstock einen Vorsprung hatten. Allein was ist Ramler, der gepriesene Berliner Horaz, gegen Klopstock gehalten! Was bei diesem frische Frucht ist, ist bei jenem nur dürre Schale, eine glatte Sprache in Odenversmaßen, welche ohne den Klang des künstlichen Rhythmus sich völlig wie Prosa liest. Man leistete ihm daher einen schlimmen Dienst, als man seine Oden, um Friedrich dem Großen Geschmack an dem größten Dichter Berlins beizubringen, ins Französische übersetzte. Das Eine Verdienst bleibt ihm unbestritten, als sprachkundiger Uebersetzer römischer Dichter eine Bahn gebrochen zu haben, welche nach ihm Voß mit glücklicherem Erfolge ging. Auf derselben bescheidenen Stufe hält sich Alles, was in dem halberstädtischen

Kreise, der sich um Gleim bildete, gedichtet ward. Kleist's Dichtungen ziehen uns, so wenig vollendet ihre Form ist, durch die Wahrheit des elegischen Gefühls an, das durch den frühen Tod des Dichters auf dem Felde der Ehre eine noch tiefere Bedeutung gewinnt. Sein „Frühling“ war nach Haller's Alpen das beste beschreibende Gedicht, reiht aber die Scenen mehr äußerlich an einander, so daß wir zwar wechselnde Bilder an uns vorüberziehen sehn, doch ohne die Poesie des Naturlebens, die ja auch dem Landschaftsgemälde erst den echten Reiz verleiht, mitzugenießen. Wie manche seiner Gedichte, so wird man auch die Oden und Lieder des Ansbachers Joh. Peter Uz nicht ohne Genuß lesen, weil ein edles Gemüth, ein tüchtiger moralischer Sinn sich in ihnen ausspricht, wenn auch die höhere poetische Weihe fehlt. Das war eine Reihe der berühmtesten Namen aus der Zeit vor 1770, über die Klopstock weit emporragte, ja die zum Theil nur auf ihn gestützt zu einiger Bedeutung gelangten. Einen noch weit fruchtbareren Boden fand die Klopstocksche Poesie in der nach 1770 zur Geltung gelangenden jüngeren Generation. Sein verehrter Name war die Losung des Göttinger Dichterbundes, der Hölty, Voß und die Stolberge zu Mitgliedern zählte. Seine Messiade trug die deutsche Poesie wiederum nach dem katholischen südlichen Deutschland; hier, wo man aller Poesie fast entwöhnt war, trugen herumreisende Declamatoren die Messiade vor, und wer einen Begriff haben will, welche Wirkungen diese Vorträge hatten, braucht nur die Selbstbiographie des durch seine Gedichte wie durch seine schmähliche

Gefangenhaltung bekannten Schubart zu lesen, der durch ähnliche Vorlesungen aus dem Messias ganze Versammlungen zu Ulm und Augsburg in Thränen versetzt zu haben bekennt. Wien erhielt damals seine ersten Dichter; am Rhein wird es nach und nach lebendig; Schwaben, lange in seiner Bildung durch geistlichen und weltlichen Druck gehemmt, machte die ersten Versuche, an deutscher Literatur Theil zu nehmen, sämmtlich in Klopstockscher Weise. So mußten erst ganze Landschaften Deutschlands für die Theilnahme an der deutschen Literatur wieder erobert werden. Gerade aus diesen bis dahin theilnahmlosen Landschaften kam die frische neue Kraft, kamen Goethe und Schiller, welche unsere Literatur in eine Bahn brachten, die uns über den Standpunct Klopstock's hinausführte. So wenig er selbst dies hat anerkennen mögen und darin mit der Ansicht vieler Mitlebenden zusammentraf, wird es doch jetzt kein stimmfähiger Beurtheiler unserer Literatur bezweifeln.



Herder

in

seiner Jugend und im Aufgange des Ruhms.

1861.



In der ostpreußischen Ebene liegt zwischen Haide und Sümpfen versteckt das unscheinbare Städtchen Mohrungen, seit den Kämpfen des deutschen Ordens unberührt von den Stürmen politischer Ereignisse und in den Jahrbüchern der Geschichte durch nichts ausgezeichnet, als dadurch, daß einer der hervorragendsten Vertreter und Förderer deutscher Geistesbildung hier, gleichsam an den äußersten Grenzen deutscher Nationalität, ins Leben eintrat. Am 25. August **1744** wurde Johann Gottfried Herder in Mohrungen geboren.

Sein Vater hatte wenige Jahre zuvor das Weberhandwerk, das ihn und seine Familie nicht mehr nährte, mit dem Amte eines Mädchenschullehrers und Vorsängers bei dem damals noch dort gehaltenen polnischen Gottesdienste vertauscht, ein fleißiger, biederer Mann, ernst und schweigsam, doch freundlich nnd liebevoll gegen die Seinen, zufrieden mit dem bescheidenen Einkommen, das bei sparsamem Haushalte eben genügte, um die Familie vor Dürftigkeit zu schützen. Zu der treuen, fleißigen, frommen Mutter fühlten sich die Kinder, unter denen Gottfried der einzige Sohn

war, am meisten hingezogen; sie war lebhaften Geistes, gesprächig, die aufmerksamste Zuhörerin in der Kirche; ihr Haus und die Kirche waren ihre Welt. Ihr sanftes Betragen milderte den Ernst des Vaters, und ihre zarte Natur ging auf den Sohn über.

In dem Elternhause herrschte Liebe und Frömmigkeit zugleich mit alter strenger Zucht. „Mein Vater," erzählt Herder, „war ein ernster Mann, der wenig Worte machte; alle häuslichen Geschäfte und die Lectionen waren an Zeit und Ordnung streng gebunden; wenn das Geschäft jetzt gethan werden mußte, so durfte keins der Kinder sich entschuldigen — es mußte gethan werden. Nur bei einer so strengen Ordnung konnten meine Eltern mit ihrer geringen Einnahme auskommen. — Wenn mein Vater mit mir zufrieden war, so verklärte sich sein Gesicht; er legte seine Hand sanft auf meinen Kopf und nannte mich Gottesfriede. Dies war meine größte, süßeste Belohnung. Streng und gerecht in hohem Grad, aber eben so gutmüthig war er; sein ernstes, schweigendes Gesicht mit dem kahlen Scheitel vergesse ich nie." Eben so trug er seine Mutter im Herzen. Mehrmals erzählte er den Seinigen, mit wie sanfter Gemüthsart und Liebe sie ihre Kinder behandelt, wie unermüdet fleißig sie mit ihren Töchtern gewesen sei.

Der in Fleiß vollbrachte Tag wurde jedesmal von der Familie Herder mit dem Gesange eines geistlichen Liedes beschlossen. Tief und bleibend war der Eindruck, den dieser fromme Abendgesang auf Herder's Gemüth gemacht hatte; er erinnerte sich oft daran mit Rührung und wehmüthiger Sehnsucht; noch später

verlangte ihn oft in bewegter Stimmung ans Clavier zu treten und in der Stille der Nacht einen der alten Choräle wieder zu singen. Mit der Bibel ward der Knabe früh vertraut. Bücher, wie „Arnd's wahres Christenthum“, bildeten einen Hauptbestandtheil der kleinen Familienbibliothek des Herder'schen Hauses.

Zu seiner weiteren Ausbildung wurde Herder auf die lateinische Schule seiner Geburtsstadt geschickt. Der Rector Grimm war ein alter, oft mißlauniger Mann, der die damals gewöhnliche Schuldisciplin mit despotischer Strenge handhabte. Seine Schüler zitterten vor seiner Zuchtruthe, die selten von seiner Seite kam. Sobald sie das Schulgebäude nur von weitem erblickten, mußten sie mit entblößtem Haupte sich ihm nähern. Im Grunde seines Herzens war jedoch viel Biederkeit und Rechtschaffenheit. Er unterrichtete gern; wäre es ihm gestattet gewesen, würde er selbst die Nächte seinen Schülern gewidmet haben; wenn sie etwas recht gut gemacht hatten, konnte er sie oft herzlich küssen. Seine Lehrstunden waren für Herder, den er als seinen fleißigsten Schüler mit besonderer Liebe auszeichnete und den Uebrigen oft als Muster vorstellte, nicht ohne vielfachen Nutzen; wenigstens wurde das, was gelehrt ward, aufs gründlichste eingeprägt. Zwar lief der Unterricht der Hauptsache nach auf fertiges Lateinschreiben und Lateinsprechen hinaus. Die Lectüre erstreckte sich nicht auf die geistvollsten Historiker und Dichter des Alterthums; indeß lernte Herder in besonderen Stunden, die der fleißige Lehrer ihm und einigen auserwählten Mitschülern widmete, auch die Anfangsgründe des Griechischen

und Hebräischen, wodurch er eine Grundlage für seine eifrigen Privatstudien gewann. Mit Dankbarkeit hat er stets seines gestrengen Lehrers gedacht, wenn er auch bekannte, welch eine freiere Bildung sein Geist durch einen methodischen, anschaulichen Unterricht erhalten haben würde.

Das Meiste verdankte er seiner fleißigen Lectüre. Wo er irgend ein gutes Buch entdeckte, suchte er es zu leihen, und nicht bloß zu flüchtigem Durchlesen: frühzeitig begann er sich Auszüge zu machen, Alles in klarer Zusammenstellung, meist in tabellarischer Form. Für die Poesie offenbarte sich ein reger, empfänglicher Sinn schon in dem Knaben; lyrische Versuche fallen in frühe Jahre. Gern suchte er mit einem guten Buche die Einsamkeit, um sich seinen Gedankenträumen ungestört überlassen zu können. Sein Lieblingsspaziergang war um den Mohrunger See durch das schöne Wäldchen, das er in einem seiner gefühlvollsten Gedichte „Fliegt ihr, meine Jugendträume!“ besungen hat. Uebrigens war er ein stiller, schüchterner Knabe. Selten sah man ihn laufen und springen und sich den Spielen der Jugend anschließen. „Von Kindheit auf erinnere ich mich nichts als Scenen der Empfindsamkeit und Rührung oder eines einsamen Gedankentraumes, der meistens von Planen des Ehrgeizes belebt wurde, die man in einem Kinde nicht sucht“ — so charakterisirt Herder kurz seine geistige Eigenthümlichkeit in den Jahren der Kindheit. Ein Zug seiner empfindsamen zarten Natur ist unter andern, daß ihm, als er zum erstenmal im Homer auf die Stelle traf, wo das rasch von der Erde ver-

schwindende Geschlecht der Menschen mit den Blättern der Bäume verglichen wird, die Thränen ausbrachen.

Den Religionsunterricht erhielt er von dem Prediger Willamovius, dem Muster eines liebenswürdigen Religionslehrers. An ihm hing Herder mit innigster Liebe; in diesem frommen Pfarrhause schien ihm ein Himmel auf Erden aufgethan; er fand hier Nahrung für Geist und Herz; er fand hier, was er so sehr bedurfte — Liebe.

Um die Zeit seiner Confirmation vertrat der junge Herder mehrmals seinen Vater in der Schule. Der Trieb zu lehren, der stets einen Grundzug in Herder's Wesen ausmachte, erhielt dadurch frühzeitige Anregung. Indeß traf um jene Zeit Manches zusammen, um sein Gemüth niederzudrücken. Seine Zukunft fing an, ihn mit Sorge zu erfüllen; dem Licht der Wissenschaft hatte sein Geist sich geöffnet; mächtig zog es ihn hinaus über die beengende Wirklichkeit, und stets fühlte er sich von ihren Schranken festgebannt. Ein Augenleiden, das allen Heilversuchen widerstand, war allein schon geeignet, eine mißmuthige Stimmung zu unterhalten. Vielleicht trug es jedoch dazu bei, ihn von einer andern Gefahr zu befreien, die lange Zeit wie ein drohendes Gespenst über seinem Haupte schwebte und ihn mit Sorge erfüllte: er war in seinem Kantonsbezirke in das Militär eingeschrieben und konnte jeden Augenblick ausgehoben werden. Er blieb glücklich verschont. Diese Eindrücke der Jugendzeit flößten ihm eine Abneigung gegen den preußischen Militärstaat so tief ein, daß er auch in späteren Jahren für sein Vaterland keinerlei Sympathie fühlte. Zunächst

trat aber auch für seine äußeren Umstände eine ungünstige Aenderung ein.

Im Jahre 1760 kam Trescho, der als Prediger und besonders als fruchtbarer Schriftsteller im Fach der Erbauungsschriften eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, als Diaconus nach Mohrungen. Er hatte Herder schon als Kind gekannt; jetzt war er zum Jüngling gereift, und Trescho selbst erzählt, wie sehr er betroffen gewesen sei, als er ihn auf seine katechetischen Fragen und bei der Wiederholung der Predigten fertig und besonnen antworten hörte. Da Trescho, ein kränklicher Mann, allein mit seiner Schwester, welche die Wirthschaft führte, in einem leeren Hause wohnte, so nahm er ihn, ohne ihn in seinen Schulbesuchen zu beschränken — auch die Kost hatte er bei den Eltern — als seinen Hausgenossen zu sich. Die Eltern mochten sich von diesem Verhältniß ganz andere Dinge versprechen, als sich erfüllten. Die Schwester behandelte den geduldigen Knaben als einen Hausburschen; sie gebrauchte ihn zu allerhand häuslichen Verrichtungen, zu Marktbesorgungen und Botendiensten, und da er sich bei solchen mechanischen Beschäftigungen oft linkisch benahm, so gab es viel Tadelns und Scheltens. Trescho selbst nutzte ihn als gelehrten Famulus und ließ umfangreiche Manuscripte von ihm abschreiben. Wenn er dabei gelegentlich die Kenntnisse seines jungen Gehülfen förderte, so geschah es keineswegs in der Absicht, seinen Wissenstrieb aufzumuntern und ihn in die höhere Laufbahn gelehrter Studien einzuführen, er ertheilte ihm keinen Unterricht. Bei der Mittellosigkeit der Eltern hielt er es,

seinem eigenen Geständnisse nach, für nachtheilig, Wünsche zu erregen, die keine Befriedigung finden könnten: nach seiner Ansicht sollte Herder künftig als ehrbarer Mohrunger Bürger sein Brod verdienen. Die bekümmerte Mutter mußte oft von dem hartgesinnten Mann hören: „wo sie wohl hindächte, wenn sie wünsche, ihr Sohn möge studiren oder irgend zu etwas Anderem, als zu einem Handwerk schreiten.“

Unter dem Druck indeß, dem ein schwächerer Geist als Herder erlegen wäre, stärkte sich die inwohnende Kraft des Genius, um die unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten zu besiegen. Mancher einzelne Zug verrieth in dem schüchternen schweigsamen Jüngling, daß es in seinem Innern vorwärts drängte. Die ansehnliche Bibliothek Trescho's war für sein Privatstudium ein reicher Schatz. Die Nacht gebrauchte er insgeheim zum Lesen und ersparte sich von seinem geringen Frühstücksgelde soviel, um das zu seiner Lampe erforderliche Oel kaufen zu können. Einstmals bemerkte Trescho in einer schlaflosen Nacht durch die Ritzen der Thür, welche in Herder's Schlafkammer führte, einen Lichtschimmer. Er trat ein und fand ihn in seinem Bett in tiefem Schlaf, umgeben von einem Haufen von Büchern, meist griechischen und lateinischen Classikern, und in der Mitte das brennende Licht. Der Schlaf hatte ihn beim Lesen übermannt. Trescho verlöschte das Licht, und am andern Morgen, nachdem er seinen Unwillen gegen ihn ausgelassen und ihm das Lichtbrennen untersagt hatte, fragte er ihn, indem er das griechische neue Testament aufschlug, ob er, was er gelesen habe, auch verstehe. Herder ant-

wortete, er bemühe sich und glaube auch es zu verstehen. Trescho ließ sich eine Stelle übersetzen und war erstaunt über die Fertigkeit und Richtigkeit der Uebersetzung.

In Trescho's Büchersammlung lernte er auch die deutschen Dichter näher kennen und machte selbst Versuche in deutschen Versen, in denen er für seine schwermüthige Stimmung einen Ausdruck suchte. Einstmals gab ihm Trescho den Auftrag, ein Packet Manuscripte zur Post nach Königsberg an den Buchhändler Kanter zu besorgen. Diese wurden gedruckt und zugleich eine Ode „Cyrus an Astyages" zur Feier der Thronbesteigung Peters III. Sie ward mit großem Beifall aufgenommen. Kanter fragte bei Trescho an, wer der Verfasser der Ode sei. Dieser ließ Herder vor sich kommen, um Rede zu stehen, wer das Gedicht dem Packete beigelegt habe. Herder konnte nun das Geständniß nicht zurückhalten, daß er es gewagt habe, diesen kleinen poetischen Versuch als unbedeutende Beilage mitzusenden. Seitdem stieg Herder's Ansehen auch in den Augen seiner Mitbürger: Trescho mußte ihn etwas besser behandeln und ließ ihn seitdem — an einem Tische mit ihm schreiben.

Indeß nahte sich das Ende der Leidenszeit. Ein russisches Regiment, das aus dem siebenjährigen Kriege nach Rußland zurückkehrte, kam durch Mohrungen. Bei demselben befand sich ein Regimentschirurgus — nach Einigen soll er Schwarzerloh geheißen haben, was indeß nicht ganz erwiesen ist, da seltsamer Weise selbst Herder dessen Namen vergessen hatte — Kurländer (nach Andern Schwede) von Geburt und in

den medicinischen Wissenschaften auf der Universität Abo vorgebildet, überhaupt ein Mann, der durch seine angenehme Persönlichkeit, seinen rechtschaffenen Charakter und seine Bildung den vortheilhaftesten Eindruck machte. Bei einem seiner Besuche in Trescho's Hause wurde ihm zufällig durch Herder's Hand ein Glas Wasser überreicht. Er betrachtete ihn aufmerksam und erkundigte sich näher nach dem Jüngling, dessen bescheidenes Wesen wie leidendes Aussehen ihm Theilnahme eingeflößt hatte. Er suchte dessen Augenübel zu heilen, besprach sich mit den Eltern und erklärte sich bereit, ihren Sohn mit sich zu nehmen, ihn in der Wundarzneikunst zu unterrichten und für seine Zukunft zu sorgen. Welche Freude war nun im Herderschen Hause! Gottfried war froh, wie der Gefangene, dem die Thür seines Kerkers geöffnet wird, als er mit seinem Wohlthäter die Reise nach Königsberg antrat. Seine Geburtsstadt, seine Eltern sah er nicht wieder.

Die Einfahrt in die große Stadt Königsberg, die ihm eine ungekannte Welt eröffnete, blieb ihm unvergeßlich. „Einzig war der Eindruck,“ pflegte er zu erzählen, „aus meinem armen stillen Mohrungen in die große, gewerbreiche, geräusch- und geschäftsvolle Stadt mit einem Male versetzt! wie staunte ich Alles an! wie groß war mir Alles!“ Zunächst war es ihm nur um Befreiung zu thun gewesen. Zur Chirurgie fehlte alle und jede Neigung. Der russische Wundarzt nahm ihn bald nach ihrer Ankunft zu einer Section mit — hier sank sein Zögling vor Grausen in Ohnmacht, und damit stand des jungen

Herder Entschluß fest, eine andere Bahn zu suchen. Er blieb in Königsberg zurück, indem er seinem Erretter einen kleinen Tribut des Dankes dadurch abstattete, daß er seine medicinische Abhandlung für ihn ins Lateinische übersetzte. Dieser empfahl ihn bei seiner Abreise dem dortigen Arzte Hamann, dessen Sohn, der in der Geschichte der Literatur wie in Herder's Leben eine ausgezeichnete Stelle einnimmt, bald sein vertrauter Freund ward.

In Königsberg traf Herder mit einem seiner tüchtigsten Mohrunger Mitschüler, Emmerich, damals Candidaten der Theologie, zusammen. Dieser munterte ihn in seinem Vorsatz, seiner Neigung zur Theologie zu folgen, auf und ertheilte ihm den Rath, sich sogleich unter die Studirenden aufnehmen zu lassen. Herder bekannte ihm furchtsam seine Bedenken, daß seine Kenntnisse wohl nicht zureichend befunden würden; darüber beruhigte ihn Emmerich. Das Examen fiel sehr befriedigend aus, und mit dem 9. August 1762 war Herder Student. Seine Baarschaft war aufgezehrt. Dennoch schrieb er den Eltern, indem er ihnen sein Vorhaben meldete, daß er zu seinem weitern Unterhalt nichts verlange, sondern durch eigenen Fleiß sich fortzuhelfen hoffe. Trescho war sehr unzufrieden; andere edelgesinnte Mohrunger bedachten ihn durch einige Geschenke, und ein für Mohrunger Stadtkinder gestiftetes Stipendium ward ihm ertheilt. Emmerich besorgte ihm ein Logis und verschaffte ihm einigen Privatunterricht. Herder war zufrieden und sparsam, und über alle Beschwerden des Lebens half die Begeisterung für die wissenschaftlichen Studien hinweg.

Bald hatte er durch diese sich Freunde und Gönner erworben, die dem aufstrebenden Talente hülfreich und liebevoll entgegenkamen. Zu den edelsten und gebildetsten zählte der Buchhändler Kanter, dem er schon von Mohrungen aus durch seine Ode „Cyrus" bekannt geworden war. Sein Haus war ein Vereinigungspunct der Gelehrten Königsbergs. In dem Lesezimmer wurden jeden Posttag die neuangekommenen literarischen Producte auf einen großen Tisch gelegt; um 11 Uhr pflegten ältere und jüngere Gelehrte, die mit Kanter befreundet waren, hier zusammenzutreffen, um sich zu belehren und zu unterhalten. Auch Herder ward durch Hamann eingeführt. Manchmal erzählte Herder seiner Familie von seinem ersten unersättlichen Genuß der in Kanter's Hause ausgelegten Bücher, bei denen er, so oft es seine Zeit erlaubte, Stunden, halbe, ja ganze Tage beschäftigt war. Die Lectüre war bei ihm wichtiger, als das Anhören von Vorlesungen. Auch in deren Wahl zeigt sich der umfassende Gesichtspunct, aus dem er das Reich der Wissenschaften betrachtete. Am eifrigsten hörte er die philosophischen Vorträge des großen Immanuel Kant, der ihm den unentgeltlichen Besuch seiner Vorlesungen gestattete. Kant ahnte die künftige Bedeutung des genialen Jünglings. Einst in einer heiteren Frühstunde — so erzählt ein Studiengenosse Herder's — wo Kant mit vorzüglicher Geisteserhebung und, wenn die Materie die Hand bot, wohl gar mit poetischer Begeisterung zu sprechen und aus seinen Lieblingsdichtern Pope und Haller Stellen anzuführen pflegte, war es, wo der geistvolle Mann sich

über Zeit und Ewigkeit mit seinen kühnen Hypothesen ergoß. Herder wurde sichtbarlich und so mächtig davon ergriffen, daß er, als er nach Hause kam, die Ideen seines Lehrers in Verse kleidete, die Haller Ehre gemacht hätten. Kant, dem er sie am folgenden Morgen vor Eröffnung der Stunde überreichte, war betroffen von der meisterhaften poetischen Darstellung seiner Gedanken und las sie mit lobpreisendem Feuer im Auditorium vor.

Einige Gedichte sowie kleinere Aufsätze ließ Herder damals in der Königsberger Zeitung erscheinen; alle haben den schwülstigen Ausdruck, der damals durch Klopstock's Dichtersprache in Aufnahme gekommen war, aber in einzelnen Stellen bricht tiefe Empfindung durch. Kant sagte einmal bei Gelegenheit eines Charfreitagsgedichts: „Wenn das brausende Genie wird abgegohren haben, wird er mit seinen großen Talenten ein nützlicher Mann werden.“

Schon im Jahre 1763 wurde Herder auf Hamann's Empfehlung als Inspicient in das Collegium Fridericianum aufgenommen. Mit diesem war nämlich eine Pensionsanstalt verbunden. Auf jedem Zimmer wohnten gewöhnlich zwei Kostgänger unter Aufsicht eines Studirenden, der weiter keine Verpflichtung hatte, als das Morgen- und Abendgebet mit ihnen zu halten und darauf zu sehen, daß sie sich außer den Schulstunden zweckmäßig beschäftigten, wofür er freie Wohnung, Heizung und Licht erhielt. Der Inspicient erhielt indeß dadurch zugleich Gelegenheit, sich durch Privatunterricht an seine Untergebenen etwas zu erwerben. Bald wurden Herder

auch Unterrichtsstunden in der Lehranstalt übertragen. Man erstaunt über die Vielseitigkeit des kaum neunzehnjährigen Jünglings, wenn man erfährt, daß er in der griechischen, lateinischen, hebräischen und französischen Sprache, und außerdem noch in Geschichte und Mathematik, zum Theil bis in die oberen Classen, unterrichtet hat. Und dennoch ward er kein gelehrter Tagelöhner, sondern sein Genius schuf große Entwürfe als Lebensaufgaben für die Zukunft und stärkte seine Kraft an der immer frischen Quelle der Wissenschaft. Nur an wenige auserwählte Freunde schloß er sich an. Außer Emmerich und Hamann, der bald von ihm getrennt ward, schätzte er den Umgang mit Gottfried Schlegel, der damals sein College am Fridericianum war und als Generalsuperintendent und Prokanzler der Universität Greifswald gestorben ist. Mit dem nachmaligen Kriegsrath Kurella verband ihn vornehmlich die Liebe zur schönen Literatur. „Unsere erlebten Stunden“ — schreibt Kurella vierzig Jahre später an einen Freund — „waren die seligsten. Der Gegenstand unserer Unterhaltung waren die schöne Literatur und die kritischen Journale. . . . . Wir waren dann bei einer Tasse Thee froher, als mancher leere Kopf bei einer Flasche Tokaier. Seine Superiorität benutzte ich mit einem Heißhunger . . . . so trug sein Umgang sehr viel zu meiner Ausbildung bei; denn er war schon damals eine lebendige Bibliothek. Die Welt war für uns nicht da; wir waren beisammen uns Alles, und froh, wenn die Stunde schlug, die uns in die Arme führte — auch waren wir immer allein beisammen, weil ich nur

meinen Herder hören wollte, dessen süßer Ton ganz hinriß und dessen großer Geist Alles umfaßte."

Im Jahre 1764 machte Herder zuerst als Redner Aufsehen. Kanter's verstorbener Schwester hielt er am Sarge eine Gedächtnißrede voll Feuer; sie erschien im Druck und erregte allgemeines Aufsehen.

Königsberg hielt Herder nicht lange. Auf Hamann's Betrieb erhielt er im Herbste 1764 eine Berufung nach Riga. In einer höchst traurigen Zeit sollte er von Königsberg Abschied nehmen: eine große Feuersbrunst hatte im November einen Theil der Stadt in Asche gelegt; sein Abschiedsgedicht war der „Trauergesang über die Asche Königsbergs." Am 22. November reiste er ab und verließ damit sein Vaterland Preußen für immer. Er hatte es nicht geliebt. Riga erschien ihm als die Stätte bürgerlicher Freiheit, wie er sie noch nie gekannt hatte. Gern sprach er nachmals von dem Gemeingeist, von den schönen Resten des Geistes der alten Hansestädte, die er dort getroffen und durch die er seine Ansichten über bürgerliche und politische Verhältnisse geweckt und genährt habe.

Sein Amt in Riga war ein doppeltes. Er ward Lehrer an der Domschule und Gehülfsprediger. Seine Abhandlungen „von der Grazie des Lehrers", und „der Redner Gottes" sind Beweise, mit welch einem idealen Eifer er in beiden Richtungen nach dem höchsten Ziel strebte. Zwanzig Jahr alt, erscheint er doch in Allem als der gereifte Mann — viel Arbeit, aber viel Arbeitskraft, Lust und Ernst. Leicht überwand er die Mühen durch heitere, rasche Thätigkeit und ein Gemüth voll Zufriedenheit. Strenge und Milde wußte

er als Erzieher der Jugend so zu vereinigen, daß seine Schüler mit innigster Liebe an ihm hingen. Seine Rednergabe zog eine zahlreiche Zuhörermenge zu seinen Predigten, welche, wenn auch oft mit den Blumen einer phantasievollen Beredsamkeit allzu verschwenderisch ausgestattet, doch auch durch die Gedankenfülle und Wärme der Ueberzeugung fesselten. An keinem Orte hat er sich wohl innigere Freunde erworben, als in Riga; er war heiterer, mittheilender, geselliger, als je zuvor oder hernach. Allgemeine Liebe, Achtung, ja Bewunderung kam ihm von allen Seiten entgegen. Einer seiner treuesten Freunde war der Buchhändler Hartknoch, mit dem er schon in Königsberg Bekanntschaft gemacht hatte; er erleichterte ihm zugleich die Anschaffung literarischer Hülfsmittel, die er bei dem Mangel einer großen öffentlichen Bibliothek oft schmerzlich entbehrte, und wurde der Verleger seiner ersten schriftstellerischen Versuche.

Umfassende literarische Entwürfe brachte Herder schon aus Königsberg herüber und setzte seine Studien in staunenswerthem Umfange fort. Geschichte der Menschheit, Geschichte der Poesie, Geschichte der Religionen, morgenländische Alterthumskunde sind gewissermaßen die Ueberschriften über den Hallen seiner wissenschaftlichen Forschungen, in denen fortan sein denkender und schaffender Geist verweilte. Seinen Ruf als Schriftsteller gründete er zuerst durch die Fragmente über die neuere deutsche Literatur, welche in den Jahren 1766 und 1767 erschienen. In der ersten Sammlung bespricht er die

Gesetze der Sprache, die Formen des Stils und des Versmaßes; er verlangt vor allen Dingen, daß man sich frei mache von der bisherigen Steifheit und Bedächtigkeit und dagegen der Phantasie, der Leidenschaft eine freiere, lebendigere Bewegung einräume. Wie er auf Feuer und Kraft in der Sprache dringt, so giebt sein eigener, frischer, hin und her springender Stil, der alle Anziehungskraft jugendlichen Schwunges hat, ein redendes Beispiel, wie er die Sprache behandelt wissen will.

Die zweite Sammlung vergleicht die morgenländische und die griechische Poesie mit den deutschen Dichtern seines Jahrhunderts, zeigt den Unterschied und weist damit zugleich auf das Ziel hin, dem wir entgegenzustreben haben. In der dritten Sammlung geht er auf den Vergleich mit der lateinischen Poesie ein. Hatte er bis dahin die Poesie allein ins Auge gefaßt, so wandte er sich in den kritischen Wäldern zu der Beurtheilung der bildenden Künste, um auch auf diesem Gebiete seine Ansichten über das Schöne in der Kunst zur Geltung zu bringen. Rasch hatte er sich durch diese gehaltvollen Schriften bei den namhaftesten Vertretern der Kritik in Ansehen gesetzt; man drängte sich von allen Seiten mit Briefen an ihn und suchte seine Mitarbeit an den gelesensten Zeitschriften.

Herder hat die in Riga verlebten Jahre seine goldene Zeit genannt. Und doch fehlte es bei seinem reizbaren Gemüthe, dem stets ein höheres und unerreichbares Ziel vor Augen schwebte, keineswegs an Stunden des Unmuths und bitterer Klagen, daß er

unter andern Verhältnissen mehr hätte werden können und Jahre von seinem Leben verliere. An Hamann schrieb er im Herbst 1766: „Da ich immer mehr meine hiesige Situation, den Genius dieses Ortes und meine eigenen Projecte kennen lerne, so mehren sich meine Einsichten und meine Melancholieen; es ist ein elend, jämmerlich Ding um das Leben eines Literatus und insonderheit in einem Kaufmannsorte." Indeß als im nächsten Jahre ihm die Gelegenheit dargeboten wurde, Riga mit Petersburg zu vertauschen, wo man ihm von Seiten der lutherischen Gemeinde die Stelle eines Directors des Instituts der Sprachen, Künste und Wissenschaften antrug, schlug er sie aus, weil er fürchtete, zu viel zerstreuende Geschäfte übernehmen zu müssen, so daß dieser Posten das Grab seiner Ruhe werden müsse. „In Riga" — so spricht er sich in einem Briefe darüber aus — „sah ich einen freundschaftlichen Auflauf meinetwegen, ich sah Thränen fließen, wo ich sie nicht vermuthet hatte, man wünschte mich zu erhalten und nur gleich eine Stelle für mich offen zu haben. Da keine war, so öffnete der Rath eine außerordentliche. Er erklärte mich zum associirten Pastor der beiden vorstädtischen Kirchen (Jesus und Gertrud), ohne daß ich bei meiner Augenkur aus dem Zimmer gekommen war. Bei der Schule behielt ich meine drei und im Winter zwei Stunden, ohne das beschwerliche Vicariat führen ze dürfen; als Pastor habe ich in der einen Kirche allu vierzehn Tage, in der andern alle Fest-, Buß- und Marientage zu predigen und außerdem den Leichen beizuwohnen. Ich habe also, wenn keine Krankheiten

vorfallen, mittelmäßige Arbeit und zwischen 5 bis 600 Rthlr. möchte ich an Gehalt stehen, wenn ich Alles zusammennehme.“ Am 10. Juli ward er ordinirt und trat demnächst sein Amt in beiden Kirchen an.

Je mehr sich indeß sein Geist erweiterte, desto beengender ward für ihn seine Stellung. Mit dem Frühjahr 1769 sollte ein kühner Entschluß, wie er nur in dem Geiste eines Herder zur Reife kommen konnte, alle Fesseln mit einem Male zerreißen. „Geliebt von Stadt und Gemeinde“ — so spricht er sich nachmals über diesen entscheidenden Wendepunct seines Jugendlebens aus — „angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten! der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich, weiß Gott! zu welchen Ab- und Aussichten bestimmten — ging ich demohngeachtet vom Gipfel dieses Beifalls und aus den Armen einer unglücklichen Freundin, taub zu allen Vorschlägen einer kurzsichtigen Gutherzigkeit, unter Thränen und Aufwallungen Aller, die mich kannten, ging ich weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: Nütze deine Jahre und blicke in die Welt!“

Aus diesen Worten geht zur Genüge hervor, daß man ihn ungern scheiden sah. Da jedoch alle Versuche, seinen Entschluß wankend zu machen, vergeblich waren, ertheilte man ihm unter dem 9/20. Mai in den ehrenvollsten Ausdrücken seine Entlassung. Damals dachte er noch nicht, daß er die Stadt, wo er die glücklichsten Jugendjahre hingebracht, wo er den Grund zu seinem literarischen Ruhm gelegt hatte,

nicht wiedersehen werde; denn die Hoffnung begleitete ihn in die Ferne, dereinst mit größerer geistiger Reife zurückzukehren und der Gründer eines großen liefländischen Erziehungsinstituts zu werden. Ein dankbares Gefühl hat er der geliebten Stadt stets bewahrt: er sprach es auch beim Scheiden aus in der wehmuthvollen Ode: „Als ich von Liefland zu Schiffe ging," den Moment erfassend, wo seine Freunde, unter ihnen der treugesinnte Hartknoch, mit ihrem Boot sich von dem Schiffe trennten, das ihn über die Ostsee tragen sollte.

Dein Mutterschooß empfing den Fremdling sanfter,
Als sein verjochtes Vaterland!
Ihn sanfter, als die eignen Halbgebornen,
Und liebtest mütterlich,

Gabst mütterlich dem Fremdling Wunsch und Hoffnung,
Arbeit und Muse, Freud' und Brot,
Und Reidessporn, ihn anzuglüh'n! und gabst ihm
Der Freunde warmes Herz,

Der Freunde Herz, aus deren Bundesarmen
Ich mich dort bitter weinend rang —
Für Alles! Alles! segnet dich der Fremdling —
Mehr sagen kann er nicht!

Es war ein unwiderstehlicher Drang der stürmisch erregten Seele, der Herder aus der liebgewordenen Wirksamkeit und Umgebung in die Ferne zog. In unbegrenzten Weiten schien sich ihm die Welt zu öffnen, als sein Schiff ihn in langsamer Fahrt über die Ostsee trug; alle Hoffnungen, alle Lebensplane hatten freies Spiel. Die Welt, die er in seinen bisherigen Studien aus Büchern in sich aufgenommen

hatte, breitete sich jetzt vor ihm auf einem weiten Schauplatz in lebendigen Bildern aus. Wenn die Wellen um sein Schiff rauschten, die auf- und untergehende Sonne sich in der Fluth spiegelte, oder der Mond und der Sternenhimmel ihn mit ihrem Zauberlicht umgaben, dann erklangen alle erhabenen Töne der Poesie in seinem Innern wieder; mit den Bildern der Ossian'schen Dichtung füllte sich seine Phantasie, und aus dem ahnungsvollen Dämmerlicht der Vorzeit, in dem sie so gern verweilte, tauchten die Heldengestalten und die großen Völkerbewegungen hervor, deren Zeugen jene Küsten gewesen waren, an denen er vorüberfuhr. Ueberall sah er für seine wissenschaftliche Forschung und Darstellung neue Aufgaben erwachsen. Aber auch wirken und schaffen möchte er im weiten Kreise, bald als Lehrer der Jugend, der dem in veralteten Formen erstarrten Unterrichtswesen eine neue Gestalt giebt und ein frisches Leben einhaucht, bald als Prediger, als Verkündiger edlerer Menschlichkeit, Licht verbreitend und für alles Hohe erwärmend. Es war die Sturm- und Drangperiode in seinem Leben, sie war es zugleich in der deutschen Literatur und ward es noch mehr durch ihn.

Im Angesichte Kopenhagens befand er sich am 17. Juni. Rasch mußte er vorüberziehen, ohne sein Verlangen befriedigen zu können, Klopstock seine Verehrung auszudrücken und von dem Meister der deutschen Poesie zu lernen. Durch die Nordsee und den Canal ging die Reise um Frankreichs Küste herum, bis er am 15. Juli in die Mündung der Loire einlief. Nicht die französische Hauptstadt war, wie seine

Freunde mit Recht erwarten mochten, sein nächstes Ziel, sondern Nantes. Hier wollte er sich zuvörderst mit französischer Sprache, Sitte und Literatur durch ruhiges Studium bekannt machen. Pläne drängten sich auch hier; er setzte die kritischen Wälder fort, sammelte zur Kunde des morgenländischen Alterthums und griff dann plötzlich wieder in die neuere Völkergeschichte, um unter den, große Hoffnungen erregenden, Anfängen des russisch-türkischen Kriegs ein Werk über die Geschichte der politischen Entwickelung des russischen Reiches zu verfassen. Mehr aber paßte es dann in seinen Ideenkreis, als von der Berliner Akademie der Wissenschaften eine Preisfrage über die Entstehung der menschlichen Sprachen aufgestellt wurde, diesen Gegenstand zu seinem Studium zu machen.

Erst im Beginn des Novembers kam er in Paris an. Hier in dem Mittelpunct der schönen Künste, umgeben von den gefeiertsten Philosophen und Kunstkritikern Frankreichs, beschäftigte ihn Poesie und Kunst vorzugsweise. Im Garten zu Versailles entwarf er den ersten Plan seiner Plastik und schrieb sogleich die Abhandlungen „von der Bildhauerkunst fürs Gefühl“ und „über die schöne Kunst des Gefühles.“ Am französischen Theater fand er kein Gefallen; er hatte bereits Shakspeare und die Griechen kennen gelernt.

Herder's weiterer Reiseplan war, sobald seine Wißbegier in Frankreich befriedigt sei, England und dann Schottland, die Heimath der Bardengesänge, aufzusuchen. Die Reisekosten machten ihm wenig Sorge; sie wurden aus Hartknoch's Vorschüssen bestritten,

und in seinem Geiste fühlte er die Kraft, alles das durch die Werke, zu denen er jetzt sammelte, mit einem Mal abzutragen. Indeß wurde dieser Plan durch ein unerwartetes Anerbieten durchkreuzt, das zu lockend war, um von der Hand gewiesen zu werden. Der Fürstbischof von Lübeck wollte seinen sechzehnjährigen Sohn, den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm, mit seinem Haushofmeister, einem Herrn von Cappelmann, drei Jahre auf Reisen schicken und ließ Herder den Antrag machen, als Reiseprediger und Informator denselben zu begleiten. Der Fürst versprach nach Ablauf der auf drei Jahre festgesetzten Reisezeit für seine fernere Anstellung als Prediger oder Professor in Kiel Sorge zu tragen. Außer freier Station während der Reise erhielt er ein Gehalt von vierhundert Thalern. Auf der Reise nach Holstein sah er noch einige Hauptstädte Belgiens und Hollands und reiste zu Lande durch Friesland nach Hamburg, wo er im Umgange mit Lessing, Claudius und andern literarischen Berühmtheiten, an denen Hamburg damals reich war, genuß- und lehrreiche Stunden verlebte.

Am Hofe zu Eutin wurde er mit großem Wohlwollen von der fürstlichen Familie aufgenommen. Der Prinz, ein gutmüthiger Jüngling, in dessen Wesen schon jene Geistesschwäche sich vorbereitete, die ihn nachmals zu Regierungsgeschäften unfähig machte, schloß sich ihm mit Liebe und Vertrauen an. Seine Predigten erregten Bewunderung. Am 15. Juli hielt er seine Abschiedspredigt und trat die Reise durch Deutschland an, deren Ziel zunächst Straßburg sein

sollte, wo die Reisenden den Winter über zu verweilen beabsichtigten. In Darmstadt, wo sie zwei Wochen sich aufhielten, machte Herder die Bekanntschaft des Kriegsraths Merck, dessen Geist und Charakter so bedeutsam in der Entwickelung von Goethe's Jugend hervortritt, und ward durch ihn in die Familie des Geheimraths Hesse eingeführt, in der sich für ihn ein Band knüpfte, das ihn durch den Wechsel glücklicher und gar vieler trüber Jahre bis ans Ende der Tage umschlungen hielt.

Wenn Herder in dem Kreise der Darmstädter Freunde seine hochfliegende Pläne für die Zukunft des deutschen Geistes besprach, wenn seine Begeisterung für Klopstock und andere Heroen der Poesie von seinen beredten Lippen floß, so blickte schüchtern und kaum beachtet ein junges Mädchen voll innerer Erregung zu ihm auf und barg jedes seiner Worte im empfänglichen Herzen. Und als sie ihn am 19. August in der Schloßkirche predigen hörte, da vernahm sie — es ist ihr eigenes Geständniß — die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie sie niemals sie gehört: ein Himmlischer in Menschengestalt stand er vor ihr. Es war Marie Caroline Flachsland. Als früh verwaistes Mädchen, war sie im Hause ihres Schwagers, des Geheimraths Hesse, auferzogen worden. Die beschränkten Verhältnisse, in denen sie aufwuchs, hatten keine vielseitige Ausbildung ihrer geistigen Anlagen gestattet; allein ihr lebhaftes, leicht aufwallendes Gefühl fand Nahrung in den Schilderungen deutscher Dichter: Klopstock, Kleist waren ihre Lieblinge. So fand sie Herder — eine blühende Jungfrau von

21 Jahren. Einige wenige Unterhaltungen in stillen Stunden, einsame Spaziergänge schlossen ihre Herzen einander auf. An seinem Geburtstage, dem 25. August, wagte Herder in einem Briefe das erste offene Geständniß seiner Gefühle. Wenn sein Worte noch den Ausdruck einer völligen Seelenhingebung vermieden und mehr die ideale Freundschaft betonten, welche sich an der Gegenwart genügen läßt, ohne von der Zukunft mehr als Seelengemeinschaft zu fordern, so war ihre Erwiderung volle Hingebung des Herzens, das in dem Besitz des Freundes die ganze Welt sieht. Bald schlug die Stunde des Scheidens. Am Morgen des 27. trafen sie noch auf ein Viertelstündchen in Merck's Hause zusammen. Als Herder die Geliebte unter Küssen in seine Arme schloß, sagte ihm das Lächeln des thränenfeuchten Blicks, daß er mit aller Wärme jungfräulicher Hingebung geliebt wurde, und stets, wenn er in seinen Briefen auf die Tage in Darmstadt zurückblickt, weilt er bei jenen Augenblicken, wie sie im Menschenleben nur einmal erscheinen — „ich sehe noch oft Ihr weggewandtes himmlisches Gesicht, voll der schönsten Thränen, wie es sich alsdann mit der ganzen Wärme der Wehmuth auf einmal heiter zu mir wandte und mich, wie ein Engel Gottes, anlächelte."

Die Umstände schienen aufs schönste zusammenzutreffen, um in nicht gar langer Zeit die Verbindung zu ermöglichen. Der Graf Wilhelm von Bückeburg ließ Herder die Stelle eines Oberhofpredigers und Consistorialraths antragen. Kurz vor seiner Abreise von Eutin war die erste Anfrage an ihn gerichtet:

eine zweite dringendere Aufforderung erhielt er in Darmstadt. Schon damals sah er das Mißliche seiner Stellung an der Seite des Prinzen ein, und vorsorglich hatte er seinen Contract so geschlossen, daß er die Verbindung lösen konnte, wenn er wollte. Jetzt wäre Entschiedenheit an ihrer Stelle gewesen, und sowohl sich als Carolinen hätte er viele kummervolle Stunden erspart. Statt dessen begleitete er den Prinzen auf der Reise nach Straßburg und nahm das Bückeburger Amt nur vorläufig an, indem er sich vorbehielt, den Zeitpunct des Antritts desselben später zu bestimmen.

Daß er das bisherige Verhältniß, welches ihm durch das schroffe Benehmen des Hofmeisters unerträglich ward, lösen müsse, ward ihm bald nach seiner Ankunft in Straßburg völlig klar. Am 20. September setzte er den Prinzen von seinem Entschluß in Kenntniß; der Jüngling, der herzliches Vertrauen und Liebe zu ihm gefaßt hatte, war aufs tiefste gerührt. Auf sein schriftliches Gesuch erhielt er vom Eutiner Hof die gewünschte Entlassung. Zugleich traf von Bückeburg das förmliche Berufungsschreiben ein, in welchem alle seine Forderungen bewilligt wurden; auch die Reisekosten waren angewiesen. Gleichwohl trieb es ihn noch nicht nach dem Norden, wo so viel Sehnsucht seiner harrte; er erbat sich noch eine fernere Frist, machte Projecte zu einer Reise nach der Schweiz und Italien, oder wünschte in Straßburg sein krankes Auge operiren zu lassen. Wer konnte es dem liebenden Mädchenherzen verargen, wenn es solche Bedächtigkeit mit den Liebesversiche-

rungen nicht in Harmonie zu bringen vermochte? wenn sie sich von jenen Briefstellen kalt berührt fühlte, in denen er die Möglichkeit einer künftigen Vereinigung ihrer Schicksale nur leicht andeutete, ohne das letzte Wort aussprechen zu wollen, das allein im Stande war, ihr als die Bürgschaft eines durch Liebe geschaffenen Lebensglückes zu gelten! Plötzlich breitete sich dann manchmal eine Wolke des Zweifels über ihre erregte Seele; sie fühlte sich getäuscht und sah die Nothwendigkeit einer Trennung ein. Dann stürmte es wieder in seiner Brust; er möchte Vergebung erbitten für jedes unbedachte Wort, das ihr hatte Kummer bereiten können. Von ihrer Seite dann wieder die freudigste Hingebung, die mitunter wehmüthig ausruft: „Mein Gott, warum müssen sich zwei der besten Herzen so quälen!“ So war es schon in Straßburg, so noch mehrmals während des langen Brautstandes; aber Keines konnte den Gedanken ertragen, jemals von dem Andern zu lassen.

Um sein Augenleiden gründlich zu heilen, unterzog sich Herder einer Operation des berühmten Straßburger Arztes Lobstein. Da die Entzündung von mangelhafter Absonderung der Thränenfeuchtigkeit herrührte, so suchte man, indem man den Nasenknochen durchbohrte, eine künstliche Thränenrinne zu bilden. Trotz mehrmals wiederholter Versuche, welche Herder mit bewunderswerther Standhaftigkeit ertrug, mußte man doch die Operation als mißlungen ansehen und die Wunde sich wieder schließen lassen. Fast den ganzen Winter über war Herder durch diese Cur an sein Zimmer gefesselt und zugleich an geistiger Thätig-

keit gehindert; die bittern Klagen seiner Briefe waren nur allzusehr gerechtfertigt. In dieser Leidenszeit schloß sich Goethe, damals in voller Frische der strebenden Jugend, liebend und lernend an den jungen Mann an, den die Verehrung ihm zugeführt hatte, und Herder durfte mit Recht von sich rühmen, ihm Vieles gegeben zu haben, was Frucht für die Zukunft tragen konnte. Er war es, der ihm in Volksliedern und Balladen wie in Shakspeare's Dramen die reinsten Quellen der Poesie erschloß und ihn in jene großen neugestaltenden Ideen einweihte, von denen sein geistiges Leben erfüllt war. Im April 1771 verließ er Straßburg, das ihm nur eine Leidensstätte gewesen war, hoffend auf den neuen Frühling und eine wiederkehrende Jugend. Doch ward den Tagen, wo er in Darmstadt verweilte, noch kein Frühlingshauch zu Theil; bei der Gewährung des langersehnten Wiedersehens hielten neue Mißverständnisse und Zweifel die Herzen der Liebenden gegen einander verschlossen, und erst in Briefen aus der Ferne vermochten sie wieder hoffnungsvoll sich zu öffnen. Herder trat sein Amt in Bückeburg an.

Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe hatte durch Anlagen und Erziehung — ein Enkel Georgs I., verlebte er seine Jugend in England — das Gefühl einer höheren Bestimmung erhalten, als sein kleines deutsches Ländchen befriedigen konnte. Als Militair erwarb er sich Ruhm im portugiesischen Kriege gegen Spanien; für seine Unterthanen ward seine militairische Thätigkeit, von der die Gründung Wilhelmsteins im Steinhuder Meer ein Denkmal ist, ein

schwerer Druck. Er liebte den Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern. Herder hatte er zum Hofprediger gewählt, um einen geistvollen Mann beständig in seiner Nähe zu haben. Dieser aber wollte ganz das sein, wozu er berufen war, ein gewissenhafter Seelsorger der ihm anvertrauten Gemeinde; er zog sich daher mehr auf sich und sein Amt zurück, und obschon der Graf nie aufhörte, ihm mit großer Achtung zu begegnen, sah er doch seine ersten und nächsten Erwartungen getäuscht.

Eine innigere Seelengemeinschaft verband Herdern mit der Gräfin Marie. Zarte Religiosität bildete von Kindheit auf den Grundton ihres stillen, empfindungsvollen Gemüths. Schmerzliche Lebenserfahrungen hatten sie der Tröstungen der Religion bedürftig gemacht. Mochte ihr Gemahl ihr die reinste Hochachtung widmen, für die tieferen Regungen ihres Herzens hatte er kein Verständniß. Herder war der Erste, in dessen Umgang sie den Klängen wieder begegnete, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Ihm theilte sie ihre religiösen Selbstbetrachtungen mit, ließ sich von ihm leiten und belehren und ward wiederum ihm, der gar leicht mit sich und seinem Geschicke unzufrieden war, ein erhebendes Beispiel der Resignation und Gottergebenheit. Sein Verhältniß zum Hofe und dadurch überhaupt seine Stellung und Wirksamkeit gestalteten sich daher in den nächsten Jahren immer freundlicher.

Auch seine geistige Thätigkeit erhielt neue Schwingungen. Er hatte die Freude, daß seine Schrift „über den Ursprung der Sprache“ von der Berliner Aka-

demie den Preis erhielt. Er fuhr fort, an seiner Plastik zu arbeiten und schrieb die weithin auf die deutsche Dichterjugend wirkenden Abhandlungen über Ossian und Volkslieder sowie über Shakspeare, wodurch er die Grundlinien echter Naturpoesie zog, welche ein Wegweiser für die neuerwachende Balladenpoesie und für die dramatische Dichtung wurden und in Goethe's Götz von Berlichingen bald in lebendigem Beispiel vor Aller Augen traten. Die jungen Dichtertalente drängten sich an ihn, sein Geist erschien ihnen als ein Leitstern auf der Bahn neuer Versuche. Ein befriedigtes Dasein, wie er es noch nicht gekannt, war ihm endlich beschieden, als er im Frühling 1773 seine Caroline in seine einsame Pfarrwohnung führte, wo nun, wie die liebende Gattin sich ausdrückt, „die paradiesischen Jahre ihres häuslichen Glücks, die goldene Zeit ihrer Ehe“ folgte. Sein langes Zögern, das aus Bedenken über seine finanzielle Lage entstanden war, hatte, je weniger er sie in seinen Briefen berührte, um so leichter zu Mißdeutungen führen müssen; erst jetzt lernten sie sich ganz verstehen und schätzen, und die wärmste Verehrung hat sie bis zur Trennungsstunde mit einander verbunden. In dem ersten glücklichen Sommer ihrer Ehe begann er die Bearbeitung seiner „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts“, worin sich der Dichter, der Geschichtsforscher und der Theolog die Hand reichten, um ein neues Verständniß der Schriften des alten Testaments, ja der morgenländischen Literatur und Geschichte überhaupt zu erschließen. Er wandelt in der ehrwürdigen Vorhalle der Völkergeschichte und beleuchtet die An-

fänge des Menschengeschlechts, ganz im Gegensatz zu der kalt spottenden Zweifelsucht seines Zeitalters, mit den Lichtblicken seiner poetischen Begeisterung, welche in den ahnungsvollen Räumen der Urzeit so gern sich erging.

Dieses und einige andere theologische Werke machten in dem Ministerium zu Hannover den Wunsch rege, ihn für die Universität Göttingen als Professor der Theologie und Universitätsprediger zu gewinnen. Die Verhandlungen zogen sich lange hin, da man an entscheidender Stelle in London Zweifel an Herder's theologischer Rechtgläubigkeit und Gelehrsamkeit zu erregen gewußt hatte. Er sollte vorerst noch durch eine Art von Prüfung seine Befähigung zu einem theologischen Lehramte darthun. Gegen ein solches „Knabenverhör“, wie es ihm erschien, sträubte sich das Gefühl seiner Würde, und nur mit einem inneren Widerstreben entschloß er sich endlich, „zu dem sauren Gange.“ Da gelangte gegen Anfang des Jahres 1776 an ihn von Seiten seines Freundes Goethe, der seit kurzem als Freund des Herzogs Karl August in Weimar — damals noch ohne eine Anstellung im Staatsdienste — verweilte, die Anfrage, ob er geneigt sei, in der weimarischen Residenz die Stelle eines Generalsuperintendenten und Stadtpredigers zu übernehmen. Herder folgte dem Rufe mit frohem Herzen. Indeß stellten sich auch in Weimar seinem Amtsantritte noch mancherlei Hindernisse entgegen, indem auch der Stadtrath bei der Wahl eine entscheidende Stimme hatte und man auch nachtheilige Berichte über die Begabung des Berufenen als Prediger

gegen ihn im Umlauf gesetzt hatte. Man wünschte eine Probepredigt, zu der er sich bereit erklärte. Doch von diesem Verlangen stand der Stadtrath ab; im Juni erhielt er das Berufungsschreiben. Fast um dieselbe Zeit löste der Tod das Band, das ihn am meisten an Bückeburg gefesselt hatte: die Gräfin starb nach langer Kränklichkeit; ein Jahr darauf folgte ihr der Graf. Als einen Segen des Himmels pries er es, die edle Dulderin gekannt und ihr Vertrauen genossen zu haben.

Am 20. Oct. 1776 hielt Herder seine Antrittspredigt in Weimar; sie erwarb ihm die ungetheilte Bewunderung der zahlreich versammelten Zuhörer. An der Schwelle des reifen Mannesalters trat er mit der vollen geistigen Kraft in den Wirkungskreis, dem er bis zu den letzten Stufen des Lebens — er starb am 16. December 1803 — treu geblieben ist, der Verdientesten und Größten einer, deren das kleine Weimar sich rühmen darf. Die vollendetsten Früchte seiner geistigen Entwickelung fanden hier ihr Gedeihen. Ueber mehrere Zweige der theologischen Wissenschaften wie über die Geschichte der Menschheit verbreitete er neues, frisches Leben, vor Allem, weil er sie durchdrang mit der Fülle seines poetischen Gefühls, das auch in mannigfachen dichterischen Formen einen Ausdruck fand. Das Denkmal, das ihm neben der Stadtkirche zu Weimar errichtet worden ist, trägt als Inschrift den Wahlspruch, der als der leitende Stern über seinem Leben stand:

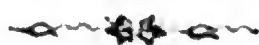
Licht, Liebe, Leben!



Goethe,

ein Lebens- und Charakterbild.

1853.



In der alten deutschen Reichsstadt, welche durch die Wahl und Krönung der Kaiser zu dem Range einer Metropole des Reichs erhoben war, trat der Dichter ins Leben, welcher bestimmt war, dem deutschen Volke einen Glanz zu verleihen, der nicht minder den Blick der Nachbarvölker auf unser Vaterland zog, als in früheren Jahrhunderten die Größe seiner weltlichen Macht. Am 28. August 1749 wurde Goethe zu Frankfurt am Main geboren.

Schon den Knaben empfing ein freundliches Geschick. Seine Schönheit erregte Bewunderung, sein Geist verrieth früh die reichen Gaben, mit denen die Natur ihn ausgestattet hatte. Der strenge Ernst und der unermüdliche Lehreifer des Vaters bildete den lernbegierigen Knaben von seiner zartesten Kindheit an, während der heitere, lebensfrische Sinn der Mutter, deren Jahre der Jugend noch nahe standen, seine empfängliche kindliche Phantasie lebhaft anregte und das weiche Gemüth an sich fesselte.

Das bewegte Leben der reichen Handelsstadt erweiterte früh den Gesichtskreis des Knaben über die enge Umgebung des Familienkreises hinaus. Selbst

die Ereignisse der Weltgeschichte drangen bis in die unmittelbare Nähe des väterlichen Hauses und ließen die Erschütterungen des Krieges und die Bilder der Helden des siebenjährigen Krieges an seiner Seele vorüberziehen. Zugleich konnte sich seine Schaulust an den Bühnenvorstellungen einer französischen Schauspielertruppe, an dem militärischen Pomp einer französischen Besatzung vergnügen und weckte den Sinn für theatralische Darstellung und dramatische Poesie. Der Friedensfeier folgte die Kaiserkrönung Josephs II., in deren Festlichkeiten sich dem jungen Dichter die ersten Abenteuer einer warmen Liebesneigung verschlangen, welche seine Phantasie in dem Bilde Gretchens dichterisch verklärte.

Poetische Darstellungen begleiteten die geistige Entwickelung seiner Knabenjahre und ließen ihn hoffen, dereinst neben Gellert mit Ehren genannt zu werden. Die ältesten der uns erhaltenen Versuche geben schon Zeugniß von einer bewunderswürdigen Herrschaft über die Sprache. Als die Zeit der akademischen Studien herannahte, war es der geheime Wunsch des Jünglings, sich dem Studium der Literatur zu widmen. In der Beschäftigung mit den Meisterwerken des griechischen und römischen Alterthums hoffte er für seinen Geist die edelste Nahrung zu finden. Jedoch der Vater, ein Jurist von gründlicher Gelehrsamkeit und kaiserlicher Rath, drang auf die Rechtswissenschaft. Als Eidam des Schultheißen war er zu der Hoffnung berechtigt, daß die Verwandtschaft mit der höchsten Aristokratie dereinst dem Sohne eine Stelle in dem Rathe seiner Vaterstadt verschaffen werde. Seinem

Wunsche zufolge begab sich der sechzehnjährige Jüngling, wissenschaftlich genugsam vorgebildet, wenn auch in sittlicher Hinsicht noch nicht selbstständig, im Jahre 1765 auf die Universität Leipzig.

Voll freudiger Hoffnung zog Goethe der Stadt zu, wo ihm die Quelle höherer Geistesbildung entgegen zu fließen, wo ihm Gellert die Weihe zum Eintritt in das Heiligthum der Poesie geben zu können schien. Doch bald ward es ihm klar, daß so hohe Erwartungen sich nicht erfüllten. Durch die engherzigen Systeme der herkömmlichen Gelehrsamkeit, welche ihm die Hörsäle überlieferten, fühlte er die Schwingen seines Geistes mehr gelähmt, als gestärkt. Eben so wenig fühlte er sich in der Ausübung der Poesie durch beschränkte Theorieen und gepriesene Muster gefördert. Um dichten zu können, mußte er in den eigenen Busen, ins eigene Leben greifen, und schon die ersten kleinen Lustspiele und Lieder, welche damals entstanden, geben uns einen Beweis von klarer Auffassung des Lebens und scharfer Beobachtung der Menschen. Zugleich läuterte das Studium der Schriften Lessing's und Winckelmann's, sowie der Umgang mit dem Maler Oeser seine Kunstbegriffe, und die Betrachtung der Gemälde, welche die Dresdener Bildergallerie aufbewahrt, entzündete ihn mit freudiger Begeisterung für die Schöpfungen der Meister.

Nach einem dreijährigen Aufenthalte in Leipzig nöthigte ihn der geschwächte Gesundheitszustand, welcher die Folge einer gefahrvollen schmerzhaften Krankheit war, ins Vaterhaus zurückzukehren. Die längere Zeit anhaltende Kränklichkeit entzog ihm den frohen Genuß

des Lebens und die heitere Stimmung, deren er zur Dichtkunst bedurfte. Allein sie lehrte ihn zugleich Geduld und Ergebung und machte ihn empfänglicher für den Trost frommen Glaubens. Die sanften Einwirkungen des Fräuleins von Klettenberg, der mütterlichen Freundin seiner Jugend, waren für sein Gemüth nicht verloren, sondern klangen noch in späteren Jahren in seiner Seele wieder.

Aufs neue regte der jugendliche Frohsinn die munteren Schwingen, als er mit gestärkter Gesundheit im Frühling des Jahres 1770 sich nach der Universität Straßburg begab, um seine juristischen Studien zu vollenden. Hier fand er nicht nur vielseitig anregende Lehrer, sondern auch Freunde voll warmen Gemüths und echtdeutscher Gesinnung. Längere Zeit war es ihm vergönnt den Umgang und die Belehrung Herder's zu genießen, welcher ihn zuerst die Poesie als die uralte Sprache der Menschheit erkennen lehrte, den Schatz echter Volksdichtung vor ihm aufschloß und ihn für immer von den dürren Theorieen der gelehrten Kunstpoesie befreite. Die Bekanntschaft mit Friederike Brion, der anmuthigen Pfarrerstochter zu Sesenheim, erfüllte den jungen Dichter mit der vollen Seligkeit einer hingebenden Jugendliebe und ungesucht klangen aus innerster Brust die lieblichsten Lieder als die reinsten Naturlaute warmer Empfindung hervor. Die Faustsage begann schon in der strebenden Seele des Jünglings eine dramatische Gestalt zu gewinnen. Das Leben des Götz von Berlichingen fesselte ihn als das Bild eines edlen ritterlichen Mannes, der, frei von dem Verderbniß und

der Schwäche seiner Zeit, kühn durch Hindernisse sich hindurcharbeitet und ihren Ränken mit männlichem Muthe entgegentritt. Shakspeare's Dramen ergriffen ihn als das Riesenwerk des weltdurchschauenden Dichtergeistes, als das Buch, worin alles Große der Menschheit aufgezeichnet, alles Geheimnißvolle des Lebens offenbart sei. Neben mannigfachen poetischen Entwürfen brachte Goethe zugleich seine Rechtswissenschaft zum Abschluß, um gegen den Herbst als Doctor der Rechte in seine Vaterstadt zurückzukehren.

Die Schranken, durch welche die freie Bewegung unserer Literatur gehemmt worden war, hatten Lessing und Herder niedergerissen. Von der neuen Strömung des Geistes ward vornehmlich die Jugend ergriffen. Goethe bemächtigte sich derselben mit dem Feuer einer genialen Jünglingskraft, zugleich aber auch mit der Besonnenheit und Klarheit einer echten Künstlernatur, welche nicht von der Richtung des Zeitalters beherrscht wird, sondern ihr die sichere Bahn vorzeichnet. Es lag ihm daher nicht daran, mit künstlich berechneten Effecten der Laune der Zeit zu schmeicheln: was er darstellte, mußte etwas Selbstempfundenes, Selbsterlebtes sein. Zu seinem empfänglichen Innern sprachen Leben und Welt stets auch mit den leisesten Tönen. Oftmals drohten leidenschaftliche Aufwallungen ihn fortzureißen, doch nie verlor er sich darin, und in der Beruhigung des Sturmes fand seine Poesie die tief-innige Wahrheit, die herzgewinnende Gewalt, welche auch dem zartesten, einfachsten Liede eingehaucht ist. Lag schon nach der Rückkehr ins Vaterhaus der Vorwurf schwer auf seiner Seele, in Friederike Hoff-

nungen erregt zu haben, die er sich nicht im Stande sah zu erfüllen, so folgte bald ein anderer schwerer Kampf, als er während seines kurzen Aufenthalts in Wetzlar von der Liebe zu Charlotten, der Braut seines Freundes Kestner, heftig ergriffen ward. Der Entschluß rascher Trennung war bald gefaßt; er machte sich frei und kehrte zum zweitenmal mit schwerverwundetem Herzen in die Vaterstadt zurück. Unter diesen Bewegungen seines Innern gestalteten sich die dichterischen Schöpfungen, die bald nach seiner Rückkehr vollendet wurden. Das Drama Götz von Berlichingen griff mit der vollen Kraft genialen Jugendmuthes und deutscher Gemüthstiefe in die Herzen der Nation. Der Humor der Hans-Sachsischen Zeiten erwachte wieder und geißelte mit dem Behagen naturkräftiger Derbheit in Schwänken und Fastnachtsspielen die Schwächen der Gesellschaft und der Literatur. Mit eben derselben Wahrheit entwarf Goethe das Gemälde des von leidenschaftlicher Neigung bewegten und zerstörten Herzens in dem erschütternden Roman Werthers Leiden, der die Nachklänge der Wetzlarer Erlebnisse bewahrt. Mit dieser Dichtung fand der Name des jungen Dichters den Weg zu allen gebildeten Nationen. Nicht lange jedoch verweilte seine poetische Darstellung bei diesen von dem thätigen Leben sich abwendenden Seelenkrankheiten; in den Entwürfen und Scenen des Caesar, Mahomet und Prometheus suchte er vielmehr die weltbeherrschende Gewalt des begabten Genius, die schöpferische Thatkraft großer Charaktere zur Anschauung zu bringen. . . .

Die geistigen Interessen zogen um Goethe einen weiten Kreis und brachten ihn mit den bedeutendsten Männern der Literatur in Verbindung. Er nahm lebhaften Antheil an Lavater's religiöser Beschaulichkeit und an den psychologischen Problemen, welche dessen Physiognomik zu lösen suchte; er stand in Verkehr mit Klopstock und den Jünglingen des Göttinger Dichterkreises; er schloß einen engen Freundschaftsbund mit Friedrich Jacobi und durchforschte mit diesem geistvollen Denker die höchsten Aufgaben philosophischer Speculation. Jetzt schien auch die Zeit gekommen zu sein, um durch ein inniges Liebesverhältniß die Wünsche des Herzens zu befriedigen und das Glück der Zukunft zu begründen. Das Verlöbniß mit Elisabeth (Lili) Schönemann, der feingebildeten, glänzend erzogenen Frankfurterin, brachte ihm einen Frühling voll schöner Lebenshoffnungen. Diese trübten sich jedoch bald wieder, da die beiderseitigen Familien der Verbindung nicht günstig waren. Um einem peinlichen Verhältniß auszuweichen, machte Goethe im Sommer des Jahres 1775 seine erste Schweizerreise, zum Theil in Gesellschaft der Grafen Stolberg. Die Sehnsucht rief ihn früher als seine Reisegefährten nach der Heimat zurück. Noch war das Band, das ihn an Lili fesselte, nicht zerrissen, noch schienen alle Hindernisse überwindlich. Allein die ersten Tage des Herbstes brachten die Entscheidung. Nach langem inneren Kampfe riß er sich von einer Liebe los, welche die heißeste und wahrste seines Lebens gewesen ist. Damit hatte er zugleich den Entschluß gefaßt, die Vaterstadt auf eine Zeitlang zu verlassen. Wiederholt von dem Herzoge

Karl August zu einem Besuche eingeladen, begab er sich im November 1775 nach Weimar, nicht ahnend, daß diese Reise über die ganze Zukunft seines Lebens entscheiden sollte.

In Weimar empfing ihn ein hochsinniger Fürst, der mit dem Vorsatz, die geistige Thätigkeit um sich zu beleben und Großes zu schaffen, seine Regierung antrat; ein Hof, an welchem unter dem Einflusse der geistvollen Anna Amalia das Leben die Schranken der Hofsitte zu durchbrechen und sich mit dem Reiz poetischer Genialität zu schmücken begann; ein Frauenkreis, welcher Schönheit und Anmuth mit der Empfänglichkeit für jede Art geistiger Bildung verband, in seiner Mitte die jugendliche Herzogin Luise, in der dem Dichter das Ideal hoher, reiner Weiblichkeit sichtbar entgegenzutreten schien. Mit Knebel, dem Goethe die Vermittelung der ersten Bekanntschaft mit dem Herzoge verdankte, mit Wieland, der ihm bei seinem ersten Eintritt in den weimarischen Kreis mit der Wärme jugendlicher Aufwallung entgegenkam, schloß er einen für das Leben dauernden Freundschaftsbund. Bald trat auch Herder unter die Sterne Weimars ein, wenngleich einsamer wandelnd und oft von den Wolken des Trübsinns verhüllt. Mit Charlotte von Stein, einer Frau von edlem und tiefem Gemüth, ward der junge Dichter gleich nach seiner Ankunft in Weimar durch ein inniges Verhältniß verbunden, das von zärtlicher Neigung sich zu einer idealen Freundschaft steigerte. Bald sah er sich so von freundlichen Banden umwebt, daß er seine Zukunft an Weimar zu knüpfen entschlossen war. Er trat in den weimari-

schen Staatsdienst, in welchem ihn Liebe und Dankbarkeit bis an sein Ende gefesselt hielten.

Die kleinen poetischen Arbeiten, welche Goethe in den ersten Weimarer Jahren hervorbrachte, waren, wie im Fluge, vom frischen Baum des Lebens gepflückt. Indem ein Liebhabertheater im Kreise des Hofes den Genuß dramatischer Vorstellungen, für die damals in der kleinen Residenzstadt keine öffentliche Bühne bestand, zu gewähren suchte, so verfaßte Goethe zu diesem Zweck mehrere kleine Dichtungen, Lila, die Geschwister, den Triumph der Empfindsamkeit. Er fand jedoch hierin zugleich die Veranlassung zu weitergreifenden Entwürfen. Wilhelm Meisters Lehrjahre wurden begonnen, ein Roman, in welchem die Hauptmotive aus der Geschichte seiner eigenen Bildung genommen wurden. Mit der Iphigenie betrat er die ideale Welt erhabener Charakterdarstellung; in diesem zarten dramatischen Seelengemälde wird der Sturm der Leidenschaft in der Seele des Mannes durch die sanfte Stimme reiner Weiblichkeit beruhigt. Diese Ruhe des Innern hatte jetzt auch Goethe gewonnen. Die reinste Stimmung des Gemüths begleitete ihn 1779 auf seiner Herbstreise in die Schweiz, wo er zum erstenmal die Erhabenheit der Alpennatur in ihrer ganzen Fülle in sich aufnahm. Diese Lebensepoche spiegelt sich zum Theil in dem bald darauf begonnenen Drama Torquato Tasso, dem Gemälde von Freud' und Leid einer weichgestimmten Dichterseele. Vom Geräusch des Lebens zog es ihn mehr und mehr zu der stillen Betrachtung der Natur, so daß seiner Poesie sich die Naturwissenschaft

als die mit gleicher Liebe gepflegte Schwester hinzugesellte.

Während der nächstfolgenden Jahre ward seine Thätigkeit im Verwaltungsfache sehr in Anspruch genommen, so daß ihm Muße und Stimmung fehlte, seine poetischen Arbeiten fortzusetzen. Iphigenie und Egmont waren zwar vollendet, aber erwarteten noch die letzte Hand des Dichters. Tasso, Faust, Wilhelm Meister lagen erst in unvollkommenen Bruchstücken vor. Noch mehr wuchs die Last der Amtsgeschäfte, als er 1782 in die Stellung eines Kammerpräsidenten eintrat, welche zugleich seine Erhebung in den Adelstand veranlaßte. Je mehr er sich dadurch auf der Bahn seiner geistigen Ausbildung gehemmt fühlte, desto schmerzlicher wuchs die Sehnsucht nach Freiheit; es trieb ihn hinaus in das Land, das schon in den Ahnungen seiner Jugend sich für ihn mit zauberhaft lockenden Reizen geschmückt hatte und ihm jetzt ein neues frisches Geistesleben verhieß. Durch raschen Entschluß machte er sich los und eilte gegen den Herbst 1786 über die Alpen.

Italien gab dem Dichter die Jugend noch einmal zurück. Ueber sein Gemüth breitete sich die schönste Harmonie des Daseins, dem heiteren von sanftem Farbenduft umwebten Himmel des Südens vergleichbar. Der Reiz der Natur und des bewegten Volkslebens sowie die Betrachtung der dort aufgehäuften Schöpfungen der Kunst, Alles wirkte zusammen, seinen Geist zum Urquell des Schönen hinzuführen. Am Ufer des Gardasees begann er die Umarbeitung seiner Iphigenie, und manche Stunde dichterischer Weihe war

dieser seelenvollen Dichtung während des Aufenthalts in Venedig und auf dem Wege nach Rom, wo sie ihre Vollendung erhielt, gewidmet. Nach den römischen Studien, die ihm das Heiligthum der Musenkünste des Alterthums eröffnet hatten, führten ihn Neapels Umgebungen und die Insel Sicilien, die er im schönsten Schmucke des Frühlings betrachtete, in die Fülle der Naturgenüsse. Seine Betrachtung der Pflanzenwelt entdeckte die Grundgesetze der Bildung der Pflanze, welche nachmals seine Naturforschung leiteten. Wenngleich bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom sein Fleiß mehr den technischen Uebungen in der Kunst als der Poesie gewidmet war, so wurde doch zuletzt der größte Gewinn seinen Dichtungen zu Theil. Egmont ward abgeschlossen, und die reizenden Singspiele Erwin und Claudine wurden von neuem bearbeitet. Den Schmerz des von Rom scheidenden Dichters nahm das Drama Torquato Tasso in sich auf, das ihm auf der Rückreise in die Heimat begleitete und erst auf deutschem Boden abgeschlossen ward.

Goethe war, als er 1788 aus Italien heimkehrte, ein anderer geworden. In den früheren Verhältnissen fühlte er sich nicht mehr mit alter Liebe heimisch. Niemand verstand ihn, und die Sehnsucht nach dem, was er in der Heimat schmerzlich entbehren mußte, verletzte. Auch das Band der Freundschaft mit Charlotte von Stein, das für ein ganzes Leben geknüpft zu sein schien, wurde gelöst und endlich zerrissen. Goethe suchte die Anforderungen der Welt mehr von sich abzulehnen und sich in die Stille

seines geistigen Schaffens zurückzuziehen. Das Amt eines Kammerpräsidenten übernahm er nicht wieder, sondern behielt nur die Leitung der Anstalten für Wissenschaft und Kunst, besonders der Universität Jena. In der Zeit häuslicher Zurückgezogenheit bildete sich das Verhältniß zu Christiane Vulpius, welches er als eine Ehe ansah, wenn er sich auch erst nach vielen Jahren entschließen konnte, diesem Bunde die kirchliche Weihe ertheilen zu lassen. Das Glück dieser Liebe, vereint mit Erinnerungen an die schönen in Rom verlebten Tage, schildern die römischen Elegieen; von einem kurzen Ausfluge nach Venedig im Frühling des Jahres 1790 brachte er eine Sammlung von Epigrammen heim. Doch gestalteten sich keine größeren dichterischen Entwürfe. Der Beginn der französischen Revolution griff störend in den Kreis seiner Ideen ein, er fühlte sich in seinem poetischen Schaffen gehemmt. Bald zwangen auch ihn die gewaltigen Zeitbewegungen die ihm liebgewordene häusliche Stille zu verlassen. Das Feldlager in Schlesien, bei welchem sich Goethe als Begleiter des Herzogs befand, war ein Vorspiel der Campagne in Frankreich von 1792, durch welche die verbündeten deutschen Großmächte vergebens die Umwälzung im französischen Staate unterdrücken zu können hofften. Goethe war auf diesem Feldzuge im Gefolge des Herzogs von Weimar, der eine Abtheilung der preußischen Armee befehligte, und theilte treulich Gefahr und Mühe. Ueber manche peinliche Lage half er sich hinweg, indem er seine Farbenlehre, die sich seit seiner italienischen Reise aus einzelnen Beobachtungen nach und nach in

seinem Geiste aufgebaut hatte, durch wiederholte Betrachtung der Naturphänomene ergänzte. Im nächsten Jahre ward er Zeuge der Wiedereroberung der Festung Mainz. Der Anblick der Verwirrung und Zerstörung im eigenen Vaterlande erfüllte ihn mit trüben Ahnungen. In dieser Mißstimmung unternahm er die Bearbeitung des Reineke Fuchs, in welchem die Verworrenheit der weltlichen Verhältnisse sich in die heiteren Bilder des Thierlebens kleidet.

Goethe war froh, nach dieser kurzen Campagne der ungestörten Muße seiner geistigen Beschäftigungen wieder zurückgegeben zu sein. Er hatte inzwischen die Leitung des Weimarer Hoftheaters übernommen; der Zeitpunct war daher geeignet, den Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre, welcher die Bildungsgeschichte des Jünglings von dem Drama und der Schauspielkunst ausgehen läßt, zu Ende zu führen. Seine kunstvolle Schilderung schöpfte aus dem Reichthum der eigenen Erfahrungen und brachte in diesem vielseitigen Lebensgemälde zur Anschauung, wie ein begabtes Talent sich unter dem Einflusse des Lebens und der Kunst zu höherem Bewußtsein seiner Zwecke entfaltet und durch eine unsichtbare Leitung zu edlerer Humanität erzogen wird.

Indem er mit diesem Werke aufs neue das Glück einer freudigen poetischen Thätigkeit empfunden hatte, ergriff er mit Wärme die dargebotene Freundeshand Schiller's. Ein Bund der innigsten Geistesgemeinschaft ward geschlossen, welcher beiden die jugendliche Dichterkraft wieder belebte und dadurch an dem Erblühen des an unsterblichen Dichtungen ergiebigsten

Jahrzehends unserer Nationalliteratur den größten Antheil hatte. Im Bewußtsein des eigenen Werthes zu groß zum Neide, suchte jeder den Andern in dem Streben nach dem Höchsten zu fördern. Was sie in dieser Zeit hervorbrachten, trägt nicht nur den Stempel ihrer gereiften Dichtertalente, sondern zugleich einer geistigen Gemeinschaft, die nur der uneigennützigsten Freundschaft möglich ward. Gemeinsam verhängten sie daher über die literarischen Zustände ihrer Zeit die strengen Richtersprüche, womit die Xenien den Tempel der Kritik und der Dichtkunst von unberechtigten Eindringlingen befreiten. Vereint begannen sie das Heiligthum deutscher Poesie, als seine echten Priester von neuem durch ihre vollendetsten Dichtungen zu weihen, Goethe durch das herrliche Epos Hermann und Dorothea, Schiller durch den dramatischen Cyklus Wallenstein. Um diese Meisterwerke, die letzten kostbaren Vermächtnisse der hohen geistigen Cultur des scheidenden Jahrhunderts, schlangen Balladen und lyrische Gedichte einen unverwelklichen Kranz der schönsten Blüthen. Dies geistige Streben verbreitete sich bei Goethe zugleich über die Gebiete der Naturwissenschaft und der bildenden Kunst. In den Propyläen und der kunstgeschichtlichen Schilderung „Winckelmann und sein Jahrhundert" wirkte Goethe in Gemeinschaft mit seinem Freunde Heinrich Meyer für die ideale Auffassung griechischer Kunst, während Schiller seine letzten großen dramatischen Werke schuf und im Verein mit Goethe das Weimarer Theater zu einer Musterbühne für Deutschland machte. Dies zog auch Goethe wiederholt zum Drama zurück; er brachte

den ersten Theil des Faust zum Abschluß und dichtete das erste Drama der tragischen Trilogie, die natürliche Tochter.

Mit Schiller's Tode ging eine glanzvolle Literaturepoche zu Grabe. Nach der Jenaer Schlacht brach 1806 das politische Unglück auch über das nördliche Deutschland herein: Weimar und die Universität Jena waren schwer getroffen. Goethe zog sich von der Poesie mehr in die Betrachtung der Natur zurück und bereitete seine Farbenlehre, das Werk der angestrengtesten Forschungen, zur Herausgabe vor. Die Muse der Poesie besuchte ihn vorzugsweise während des fast Jahr für Jahr wiederholten Aufenthalts in den böhmischen Bädern, in denen Geist und Gemüth durch die Schönheit der Naturumgebung wie durch freundschaftliche Verhältnisse zu bedeutenden Männern immer neue Anregungen fanden. Abgewendet von den politischen Stürmen, welche Europa erschütternd durchzogen, richtete sich der Blick des Dichters auf die einfachen Zustände des menschlichen Lebens. In einer Reihe von Novellen und in dem Roman die Wahlverwandtschaften schilderte er den Widerstreit der Neigungen, den Kampf zwischen Leidenschaft und Entsagung. Dadurch traten ihm auch die Erlebnisse seiner Jugend wieder näher. Er verfaßte seine biographischen Selbstbekenntnisse, in denen er die Wahrheit in das reizende Gewand der Dichtung kleidete, zugleich das mit sicherer Hand ausgeführte Gemälde der Entwickelung deutscher Bildung und Literatur von der Mitte des Jahrhunderts bis gegen die Zeit seines Eintritts in Weimar.

Rascher, als Goethe erwartet hatte, erkämpfte sich das deutsche Volk die Befreiung vom Joche der Fremdherrschaft. Das Festspiel, womit Goethe die Umgestaltung Deutschlands feierte, Epimenides Erwachen, schildert uns zugleich des Dichters Ueberraschung, nach dem Umschwunge der politischen Zustände sich plötzlich wie in eine neue Welt versetzt zu sehen. Auch ihn riß das allgemeine Gefühl der Freude und Hoffnung mit sich fort, es zog ihn an den deutsch gewordenen Rhein, er sah seine Vaterstadt wieder und feierte mit ihr das erste Jubelfest der Befreiung. Unter diesem frischen Hauch des freieren Lebens erklangen die Lieder des westöstlichen Divans, der schönsten Gabe der lyrischen Muse des Greises, worin er die sinnige Lebensweisheit des erfahrenen Alters in den Farbenglanz des Orients kleidete.

Durch den Wiener Congreß war der weimarische Staat vergrößert und zu einem Großherzogthum erhoben worden. Goethe behielt den Rang als erster Staatsminister und die Leitung der Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst. Die Direction des Theaters, um das er sich große Verdienste erworben hatte, legte er 1817 nieder. Er erfreute sich der glücklichsten Muße, welche er mit aller Anstrengung seiner Kräfte auf die Förderung seiner geistigen Bildung verwandte, um von dem Abend des Lebens noch jeden möglichen Gewinn zu ziehen. Stets blieb sein reger Geist offen und empfänglich für alles Bedeutende, was Natur und Kunst, Leben und Poesie ihm darboten; überall suchte er fördernd einzugreifen und mitzuwirken. Seine Betrachtungen über die Probleme

des Lebens und Wissens faßte er außer in zahlreichen Abhandlungen und Kritiken nochmals in größeren dichterischen Werken zusammen, die ihn bis zu den letzten Stufen des Daseins begleiteten. Wilhelm Meisters Wanderjahre und der zweite Theil des Faust waren die letzten Dichtungen des Greises, der in ruhiger Betrachtung auf ein inhaltreiches Leben zurückblickte; sie sind noch mit reicher Gedankenfülle ausgestattet, wenn auch die schwächer gewordene poetische Productionskraft sie nicht mehr mit der Frische und Lebendigkeit früherer Zeiten zu behandeln vermochte. Doch inmitten der Segnungen eines seltenen Glücks war seinen letzten Lebenstagen auch der Schmerz nicht erspart. Hatten ihm die Jubelfeste des Jahres 1825 noch vereint gezeigt, was ihn liebegebend und liebeempfangend ins hohe Alter begleitet hatte, so traf ihn rasch nacheinander der Schlag, seinen edlen fürstlichen Freund und die hochherzige Großherzogin Luise, das ideale Vorbild von manchen seiner dichterischen Gestalten, scheiden zu sehen. Auch sein einziger Sohn starb vor ihm dahin. Der unerwartete Schlag des Geschicks warf ihn aufs Krankenlager: doch siegte seine gesunde Natur auch über diese gefahrvolle Krisis. Seitdem war er bis zu seiner letzten kurzen Krankheit körperlich rüstig und erfreute sich einer ununterbrochenen geistigen Thätigkeit. Sanft war sein Scheiden von der Erde. Ein ruhiger Schlummer, durch den noch heitere Phantasiebilder zu spielen schienen, führte ihn hinüber zum Anschauen höheren Lichtes. Den Kreis des irdischen Daseins hatte er vollständig durchmessen; er vollendete am

22. März 1832 in seinem zweiundachtzigsten Jahre im Beginn des ersehnten Frühlings.

Voilà un homme! waren die Worte, womit der Kaiser Napoleon nach der Audienz zu Erfurt den Eindruck bezeichnete, den die ausgezeichnete Persönlichkeit Goethe's auf ihn gemacht hatte. Die Natur hatte ihn stets als ihren Liebling behandelt und ihm zu den reichen Gaben des Geistes eine schöne, kräftige Gestalt verliehen. In der Blüthe der Jugend gewann ihm seine von Geist und Anmuth belebte Schönheit schnell die Herzen. Würdevoll und ehrfurchtgebietend blieb seine äußere Erscheinung bis ins höchste Alter; die Jahre furchten nicht die hohe, klare Stirn, noch löschten sie das Feuer seines geistbelebten Auges.

Wahrheit und Offenheit waren der Grundzug seines Charakters. Er verschmähte die Maske der Heuchelei und bemühte sich nicht, anders zu scheinen, als er war. Doch lehrten ihn früh die Erfahrungen des Lebens, daß seine vielfach und künstlich verschlungenen Verhältnisse oft die Pflicht auferlegen, mit Gefühlen und Ansichten zurückzuhalten und in Aeußerungen vorsichtig zu sein. Es konnte daher nicht fehlen, daß Goethe, so mittheilend er von Natur war, unter Umständen schweigsam und abgemessen erschien; er mochte lieber ablehnen als heucheln, lieber an sich halten als sich zur Unzeit öffnen. Wo er den künstlichen Zwang, den ihm seine öffentliche Stellung und die Verhältnisse auferlegten, abstreifen konnte, offenbarte sich die Tiefe und Wärme seines reichen Gemüths, das eben

so liebefähig als liebebedürftig war. Die Weichheit und Erregbarkeit seines Innern riß ihn nicht selten bis zur Leidenschaft fort; sie bereitete ihm manche schmerzliche Erfahrung und reuige Selbstanklage. Es zieht sich deshalb durch sein ganzes Leben der Kampf männlicher Selbstbeherrschung gegen die leidenschaftlichen Aufwallungen des Herzens; wir begreifen, weshalb Entsagung ihm ein Wort voll tiefen Sinnes und die Grundidee der meisten seiner größeren Dichtungen ward. Für den Zauber weiblicher Schönheit und Anmuth blieb er bis ins späte Alter empfänglich. Frauenliebe ward ihm der edelste Gehalt seines Seelenlebens; in der reinen Weiblichkeit schien ihm nach seinem eigenen Ausspruche das Ideal des Menschlichen zur Erscheinung zu gelangen. Die Geschichte seines Lebens ist mit vielen schönen Frauenbildnissen geschmückt, und die Liebe des Dichters mit allem Reiz der Poesie ausgestattet. Die sittliche Beurtheilung kann freilich den Vorwurf nicht zurückhalten, daß seine Liebesneigung allzuleicht den Gegenstand wechselte. Charakteristisch ist dabei für ihn zugleich als Dichter, daß er weit mehr von weiblicher Milde und Anmuth, als von eigentlicher Schönheit angezogen ward. Im eigentlichen Sinne des schönen Worts hat Goethe jedoch nur e i n m a l geliebt; es war die Liebe zu Lili, die in ihren glücklichen Momenten das Gefühl der Ewigkeit und die Hoffnung eines unendlichen Lebensglücks in sich trug. Daß in Vergleich zu dieser alle andern Neigungen flüchtig und oberflächlich gewesen seien, hat er nahe dem Ziele seines Lebens selbst bekannt. Die Verbindung, welche er mit seiner

nachmaligen Gattin einging, wenn auch nicht ohne Herzlichkeit und Anhänglichkeit, entbehrte jedoch der höheren Weihe wahrer Seelengemeinschaft.

Die Freundschaft schätzte Goethe als eines der theuersten Güter des Lebens. Hatte er den Kern im Freunde mit Liebe und Vertrauen erfaßt, so ließ er sich durch einzelne Verletzungen und Schwankungen nicht irre machen. Die Duldsamkeit, womit er an Männern, deren Geist und Charakter seine Anerkennung und Achtung besaß, Launen und Härten ertrug, zeigt uns sein Gemüth im Lichte der edelsten Humanität. Nur wo diese Achtung aufhörte und die Lebensbahnen weit und weiter aus einander gingen, mochte er lieber das Band schonend auflösen, als künstliche Verhältnisse fortsetzen, in denen man sich und Andere betrügt, ohne Gewinn für Geist und Leben. Daher hielt er sich auch möglichst von hohlen und oberflächlichen Menschen fern, die weder etwas geben konnten noch von ihm lernen wollten. Wo er aber eine tüchtige Natur, ein strebsames Talent wahrnahm, bezeigte er sich hülfreich und dienstfertig. Immer war er bereit, das Gute zu fördern und das Vortreffliche anzuerkennen. Milde im Urtheil war ihm stets eigen; vor Allem leuchtet sie gleich den sanften Strahlen der Abendsonne über die letzten Abschnitte seines Lebens. Neid war seiner Seele fremd. Die schönste Wonne des Daseins dünkte ihm der Wetteifer und das Zusammenwirken mit großen Geistern.

In dem engen Bereich, das seiner praktischen Wirksamkeit angewiesen war, das Nützliche und Gute zu schaffen, war Goethe stets bemüht, und das wei-

marische Land verdankt seiner Thätigkeit und dem Einflusse seines Raths gar viel. Doch lag die energische Vaterlandsliebe, die in gefahrvoller Lage der öffentlichen Verhältnisse die Kräfte des Mannes zum Dienst der Gesammtheit aufruft, nicht in Goethe's Charakter. Als die Zeit der Erschütterungen und Stürme über Deutschland kam, entzog er sich möglichst der Berührung der Ereignisse. Zwar hat auch er das Schicksal des deutschen Vaterlandes tief empfunden; allein er traute sich keinen Beruf zu, anders für dessen Errettung und Befreiung thätig zu sein, als auf dem Wege, der ihm durch seine Anlagen und Talente vorgezeichnet war. Von der Geistescultur der deutschen Nation versprach er sich deren schönere Zukunft. Die Fortschritte der Völker in geistiger und sittlicher Freiheit galten ihm mehr, als freie politische Formen, wenn sie den Menschen nicht zugleich bilden, indem sie ihn entfesseln. Anarchie erschien ihm als die Zerstörung aller menschlichen Cultur und die Revolution als eine Abweichung von der Bahn naturgemäßer Entwickelung, von der einzig und allein er das Heil der Völker erwartete. Obgleich er stets für die Lage der untern Stände eine warme Theilnahme fühlte und ihm in dieser Hinsicht der Vorwurf aristokratischen Stolzes mit Unrecht gemacht worden ist, so wollte er doch in allen, auch den politischen Verhältnissen die Aristokratie des Talents, des Geistes anerkannt wissen und war daher ein entschiedener Gegner der Herrschaft der Menge, weil sie ohne Einsicht und Willen meist von ehrgeizigen Führern und von den Leidenschaften des Augenblicks geleitet werde.

In der Ausbildung der geistigen Anlagen sah Goethe den höchsten Schatz des irdischen Daseins, die Krone menschlicher Thätigkeit; sie galt ihm als Bürgschaft eines unendlichen, unvergänglichen Fortwirkens. Wie er sich schon als Knabe und Jüngling zur Erforschung der Geheimnisse der Natur und der menschlichen Verhältnisse hingezogen fühlte, so wuchs der Wissenstrieb mit der Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises. Je weiter die Jahre vorrückten, um so mehr erschien ihm die Zeit als das kostbarste aller Besitzthümer. Die Flamme, die in der Prometheusseele des geisteskräftigen Jünglings zum Entzücken der Welt emporloderte, durchleuchtete und erwärmte auch die Brust des Mannes bis zum letzten Scheideblick des Lebens. Die letzten Worte des Sterbenden: Mehr Licht! erhalten eine sinnvolle Bedeutung für einen Genius, dem das Streben nach Licht und Wahrheit eins mit seinem Dasein war, dem noch kurz vor seiner irdischen Vollendung neue Gedanken aufzugehen schienen, um derentwillen es sich lohne, das Leben noch einmal von vorn anzufangen. Die letzte und vollste Blüthe eines solchen Geistes, der überall in der Welt der Erscheinung das Gesetz aufzufinden bemüht war und in eine ideale Einheit die sinnliche und geistige Welt zusammenfaßte, mußte die Poesie der Wahrheit sein, nicht der gemeinen, die nur die äußere Erscheinung wahrnimmt, sondern der idealen, welche, über das Zufällige erhaben, die Menschheit und das Individuum in ihrer reinen „gottgedachten" Gestalt, in ihren ewigen Verhältnissen zu Gott und Natur auffaßt. Diese Erkenntniß der Einheit des

Menschlichen und Göttlichen ward ihm zur Religion, welche in letzter Instanz mit einer Poesie zusammentrifft, deren Aufgabe von unserm Dichter selbst als die Darstellung eines harmonischen innern Lebens, das die irdischen Conflicte löst und versöhnt, bezeichnet wird.

Den Mitgenuß eines idealen Daseins gewährten ihm auch die Meisterwerke der bildenden Kunst. Für diese fühlte schon der Knabe ein lebhaftes Interesse. Durch die Anschauung der Kunstschätze Italiens, durch gründliches Eindringen in die Grundsätze der antiken Bildnerkunst steigerte es sich zur Begeisterung: die Beschäftigung mit der Kunst bereitete ihm nicht nur viele genußreiche Stunden, sondern trieb ihn auch an, für die Ausbildung des deutschen Kunstgeschmacks durch Wort und Schrift thätig zu sein. Die Verehrung der idealen Plastik leitete nicht nur sein Urtheil in Sachen der Kunst: sie bestimmte auch mehr und mehr den Charakter seiner poetischen Schöpfungen. Während Götz und Egmont die Fülle individuellen Lebens vor uns ausbreiten, wird in den spätern Dichtungen das Charakteristische mehr verflüchtigt, das Ideal wird zum Symbol des Menschlichen und nimmt zuletzt zur Allegorie seine Zuflucht, ein Entwickelungsgang, den die beiden Theile der Faustdichtung vollständig veranschaulichen. Hält man neben Goethe's poetische Schöpfungen seine vielseitigen naturhistorischen Untersuchungen, so wird es klar, daß nicht eine zufällige Liebhaberei diese als unterhaltende Nebenbeschäftigungen heterogener Art hervorrief, sondern daß seine geistige Kraft in anscheinend abschweifender Bahn doch die gleiche Richtung

verfolgte. Das Buch der Natur ward ihm theuer, weil es in demselben Maße, als sein Auge es tiefer durchschaute, seinem Geiste desto mehr erhabene Gesetze offenbarte und er auf allen Blättern einen großen Gehalt erkannte. Wie seine Poesie die verworrenen menschlichen Leidenschaften und Bestrebungen auf die höhere, versöhnende Idee der Menschheit zurückzuführen suchte, so fühlte sich sein Geist in der Erforschung der Natur gehoben, wenn es ihm gelang, in der unendlichen Mannigfaltigkeit das einfache Grundgesetz zu entdecken, das die schaffende Kraft der Natur auch dann noch leitet, wenn sie in verschwenderischer Fülle gleichsam spielend ihre Bildungen ausschüttet.

Man könnte hinzufügen, es sei hiermit zugleich der Charakter der künstlerischen Darstellung bezeichnet, womit Goethe, sei es in Prosa oder in Versen, seine Meisterwerke ausgestattet hat. In dem kleinsten lyrischen Gedichte wie in den umfassenden Schilderungen bewegten Lebens stellte er sich stets die Forderung, daß seine Darstellung „ein Bild gebe“, daß die einzelnen Theile sich um einen Mittelpunct zusammenschließen und sich zu einem Ganzen runden. Dadurch erhalten seine Werke das schöne Ebenmaß der Form, indem alle Einzelheiten als nothwendige Glieder des Ganzen erscheinen; dadurch jene unerreichte Klarheit des Ausdrucks, der sich dem anmuthigen Körper als ein zartes durchsichtiges Gewand anschmiegt und durch seinen bescheidenen Reiz tiefer in die Seele dringt, als der mit künstlichem Flitterglanz geschmückte Stil, welcher im ersten Momente blenden und entzücken mag, aber wie Alles, was nicht aus der Wahrheit des Gemüths,

nicht aus innerster Bewegung der Seele hervorgeht, schnell seinen Effect verliert.

Die Wirkung eines Genius, wie dem deutschen Volke in Goethe geschenkt ward, beschränkt sich nicht auf den engen Raum eines Zeitalters. In vielen tausend Adern strömt das geistige Leben, von dem seine Werke erfüllt sind, der fernsten Nachwelt zu. Sein Name glänzt unter der Zahl der Wohlthäter und Lieblinge der Menschheit, welche in jedem neuen Geschlecht, das von den Früchten edler Geistesbildung vergangener Jahrhunderte sich nährt, ihr unsterbliches Dasein fortleben.



Goethe's Geistesentwickelung während der Frankfurter Jugendepoche.

Goethe in den Jahren 1771—1775.

Von

Bernhard Rudolf Abeken. 1861.



Wer sich aus dem reichhaltigen Leben unsers großen Dichters einen Abschnitt für eine specielle ausführliche Schilderung auswählen will, kann keine für den Biographen günstigere Wahl treffen, als wenn er, wie B. R. Abeken in seinem jüngst erschienenen Werke, den Zeitraum von Goethe's Scheiden aus Straßburg bis zu seiner Reise nach Weimar zum Gegenstand seiner Darstellung macht. Goethe durchlebte damals seinen glücklichen, gefühlsseligen Lebensfrühling; die Welt umgiebt ihn mit Allem, was ein empfängliches Dichterherz anzuziehen und mit Entzücken zu erfüllen vermag. Offen und arglos steht er noch den Menschen und den Verhältnissen gegenüber; keine bitteren Erfahrungen haben sein warmes Herz gegen die Außenwelt verschlossener gemacht, keine fehlgeschlagenen Erwartungen seinen Muth geschwächt, kein Fürstenhof hat ihm das Verhältniß rücksichtsvoller Abhängigkeit ertragen gelehrt. Mit vollen Zügen genießt er das Glück unbegrenzter Freiheit, wie er es nur einmal noch als kurzen Sonnenblick des Lebens während der italienischen Reise genossen hat; die Bedrängnisse, durch die das jugendliche Dichtergemüth

sich hindurchzukämpfen hat, sind für ihn noch keine andern, als die Sorgen der Liebe und die Schmerzen der Entsagung. Nur darin besteht bis dahin der Wechsel von Freud' und Leid, den die Dichtungen jener Jahre uns in den mannigfachsten Tönen, welche, so lange als es fühlende Herzen giebt, ein Echo finden werden, vergegenwärtigen. Auch über trübe Stunden trägt die den Schmerz verklärende Poesie ihn rasch hinweg, und selbst der Sturm der Leidenschaft wirft die kostbarsten Perlen der Poesie ans Ufer.

Und welch eine schöne Reihenfolge von Lebensbildern, welch eine Laufbahn eröffnet sich in jenen Jahren vor unsern Blicken! Jeder Weiterschritt ist eine neue Entdeckung, eine neue Errungenschaft seiner dichterischen Welt. Nach Wetzlar kommt der zweiundzwanzigjährige Jüngling — als „ein gewisser Doctor Goethe aus Frankfurt“: so bezeichnet ihn ein Brief Kestner's, mit dem sich eben ein Freundschaftsverhältniß anknüpfte; ein Jahr später begrüßte ganz Deutschland den Dichter des Götz von Berlichingen als den Meister des deutschen Drama's, und nicht lange, so war der Verfasser des Werther die Bewunderung der gebildeten Welt. Die ersten Männer Deutschlands suchen seine Bekanntschaft, viele seine Freundschaft; er steht mit einemmal in der Mitte der ganzen neuen Literaturbewegung. Fürsten schenken dem Frankfurter Bürgerssohn ihre Gunst; in kurzem hat er die Freundschaft eines Herzogs in solchem Maße gewonnen, daß er, an Einfluß weit über den dominirenden Hofadel erhaben, der Leiter desselben, eine Zeitlang fast sein Mitregent wurde. Aus dem Stillleben des Frank-

furter Bürgerhauses sind wir mit raschen Schritten auf den Schauplatz einer neuen Epoche deutscher Nationalcultur versetzt worden.

Wenn man an ein Dichterleben den Maßstab welthistorischer Begebenheiten hält, so sind das allerdings keine sogenannten großen Ereignisse, und mit Lesern, die nur diesen ein Interesse abgewinnen können und Dante's Vita nuova langweilig finden würden, ist nicht zu rechten. Man muß der Schilderung eines Dichterlebens auch eine poetische Stimmung entgegentragen, um an den einzelnen Miniaturbildern idyllischer Lebenszustände, welche die Geistes- und Gemüthsbildung unserer großen Dichter und damit die Neugestaltung der nationalen Dichtung begleiteten, ein reines Wohlgefallen zu empfinden. Solche Jahre der Entwickelung eines hervorragenden Dichtergenius, in denen eine auf Jahrhunderte sich erstreckende geistige Verjüngung ihre Keime, ihr erstes Wachsthum erhalten hat, sind auch in ihrem kleinsten Detail nicht minder anziehend, als die großen Epochen im politischen Leben der Völker. Mehr als von manchem gewaltigen Herrscher, dem bei all seiner Macht die schaffende, menschenbeglückende Kraft fehlt, läßt sich von einem Dichter, der nach Jahrhunderten noch mit jedem neuen Geschlecht in unendlicher Kette fortwirkt, das große Wort gebrauchen:

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn.

Man könnte versucht sein zu glauben, eine ausführliche Schilderung der Jugendjahre Goethe's müsse das Schicksal einer Ilias nach dem Homer haben und sei

zumal überflüssig, wenn sie, wie die des Herrn Abeken, die Kritik der in denselben producirten Werke des Dichters ausschließt und sich auf das rein menschliche Interesse an den Lebensereignissen des Dichters beschränkt. Goethe's ausführliche autobiographische Darstellung führt uns bekanntlich gerade bis zu der Weimarer Reise gegen Ende des Jahres 1775, wo die Würfel über seine Zukunft geworfen wurden. „Dichtung und Wahrheit“ wird stets einen eigenen unnachahmlichen Reiz behalten, den kein Biograph wird überbieten wollen. Allein es bleibt doch immer das Werk des Mannes, der an der Schwelle des Greisenalters seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben unternahm. Nicht nur einzelne Umstände und Vorfälle waren seinem Gedächtnisse entschwunden: er selbst war ein völlig Anderer geworden; er kehrte gleichsam auf die Spielplätze seiner Kindheit zurück, wo ihn eine Welt umgab, die nicht mehr die seinige war. Er hält sich daher mehr an die hervorragenden Erscheinungen, die auf die Zukunft des Lebens hinweisen oder mit seinen bedeutenderen dichterischen Erzeugnissen in Beziehung stehen. Daher erhalten seine Schilderungen eine innere, durch die Kunstform vollendete Wahrheit, die das Wesen selbst dann richtig erfaßt, wo sie der Wirklichkeit in den Einzelheiten nicht genau entspricht. Indeß sind diese darum keineswegs gleichgültig. Es schlingt sich so viel anmuthiges Blüthen- und Blätterwerk hindurch, daß es ein größerer Genuß ist, die Frühlingslandschaft von Goethe's Jugendleben in ihrem ganzen, reichen, mannigfaltigen Farbenschmuck zu betrachten. Seine eigene Erzählung reicht bei weitem

nicht an die Fülle im Einzelnen, wie sie uns in den zahlreichen brieflichen Urkunden aus der Periode seiner Frankfurt-Wetzlarer Jahre und in gleichzeitigen Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen dargeboten wird. Auch wird das Lebensgemälde nicht bloß reicher an Detail: selbst die Farbe, die es dadurch erhält, ist wesentlich verschieden. Denn wie weit hatte der Dichter der Pandora sich vom Dichter des Götz entfernt!

Denn Goethe blieb nicht, wie so mancher Dichter, selbst Jean Paul, auf der früheren Stufe seiner Geistesbildung stehen, nicht in der jugendlichen Gemüthsrichtung befangen. Zwar wird der Zusammenhang der Stufenfolge nicht unterbrochen: nicht gewaltsam springt er von einem Extrem zum andern: sein Leben ist eine in gesetzmäßigem Proceß fortgehende organische Entwickelung, in der es bis zu dessen Grenze keinen Stillstand giebt. Daß nicht jede Umwandlung uns als ein Gewinn erscheint, wer wollte es verkennen? Ihm selbst erschien sie nur als ein Fortschritt auf einer unendlichen Bahn. In diesem Gefühl mochte er daher nahe dem Ziele des Daseins das Bekenntniß aussprechen, daß ihm noch Ideen aufgingen, weshalb sich's lohne, das Leben noch einmal zu durchleben. Es scheint uns daher stets ein verkehrtes Beginnen, das schon unendlich viel Verwirrung angerichtet hat, wenn man Goethe's Aussprüche aus verschiedenen Perioden seines Lebens in beliebiger Auswahl aus Briefen, Gesprächen, bald ernsten, bald humoristischen Schriften zusammenwirft, um danach etwa über Goethe's Christenthum, Vaterlandsliebe, und was nicht überhaupt für sittliche Eigenschaften

abzuurtheilen. Es müßte wunderlich zugehen, wenn man in einem bis zu lichthellster Oeffentlichkeit vorliegenden achtzigjährigen Leben eines großen Mannes nicht so viel Schatten auftreiben sollte, als man, in welchem Genre es gerade verlangt wird oder zu den Phrasen der Zeit paßt, zum Schwärzen braucht.

Abeken hat unstreitig darin Recht, daß wir in der Beurtheilung Goethe's weiter kommen, wenn wir einzelne bedeutende Lebensperioden schärfer ins Auge fassen und zu ausführlicher Darstellung verarbeiten. „So war der Jüngling Goethe, als er von der Universität ins Vaterhaus zurückkehrte bis zu seiner Reise an den Weimarer Hof“: das zu zeigen war des Verfassers Aufgabe. Wiederholt spricht er sein Bedauern aus, bei dem besten Willen ihrer Lösung nicht gewachsen zu sein, und wie sollten wir eine so seltene Bescheidenheit nicht ehren? Allerdings legen wir das Buch nicht mit voller Befriedigung unserer Erwartung aus der Hand. Es dient dem Buche nicht zum Vortheil, daß die biographische Behandlung von vier Lebensjahren unsers Dichters auf einen Band von 27 Bogen ausgedehnt worden ist. Statt die Sache reden zu lassen, hat der Verfasser zu viel über die Sache gesprochen; seine Betrachtungen und seine Parallelen führen uns oft in einem weiten Kreise herum, ehe wir wieder in den Bereich der Thatsachen zurückgelangen, und dabei dienen die häufigen Vorausblicke auf spätere Aussprüche und Dichterworte keineswegs zur Verdeutlichung. Weit mehr, als es geschehen ist, sollte die Jugend aus sich selbst erklärt werden, die geistig-sittliche Eigenthümlichkeit aus den Dichtungen

jener Jahre; diese mußten gründlicher benutzt werden, um die biographische Charakteristik zu beleben und zu vervollständigen. Bei Schiller, dem Dichter der Idee, sind die dichterischen Productionen ohne erhebliche Bedeutung für die biographische Auffassung; wer dies verkennt, gelangt zu falschen Voraussetzungen und Folgerungen, denen freilich Schiller zum Theil jene überschwängliche Apotheose verdankt, die dem Verständniß der Literatur nur nachtheilig sein kann. Goethe ist groß als Dichter der zu idealer Kunstform verklärten Wahrheit des Lebens; Leben und Dichten ist bei ihm aufs engste verwebt; der innerste Kern seiner dichterischen Schöpfungen wurzelt nicht in allgemeinen Ideen, sondern in der gehobenen, durch bedeutende Momente erregten Stimmung des Gemüths. Sie bewegen sich daher innerhalb des Kreises der eigenen Lebenserfahrungen und erhalten dadurch ihre Tiefe, ihre fesselnde und ergreifende Wirkung. Mag auch für ihn als Dramatiker dadurch die Grenze enger als für Schiller gezogen sein, so scheiterte er doch nie an der Klippe rhetorischer Phrase. Dies realistische Element der Poesie ist vornehmlich in den Dichtungen herrschend, welche in jener Jugendepoche zur Sprache kommen. Sie konnten mehr, als von Abeken geschehen ist, herangezogen werden, um den Dualismus, der in Goethe's Jugend unter den mannigfachsten Formen erscheint, schärfer zu zeichnen, einmal die weiche, bis zu düsterer Schwermuth versinkende Sentimentalität, bei der mitunter selbst die krankhafte Empfindsamkait, welche damals um sich gegriffen hatte, sich nachtheilig eindrängte, andrerseits den schranken-

losen Uebermuth des Humors, der noch in den ersten Weimarer Jahren forttollte, bis jene innere Versöhnung eintrat, von der die Conception der Iphigenie Zeugniß giebt. Auf jener Seite liegen Werther, Clavigo, Stella und die nachher völlig verworfenen Singspiele, auf dieser das Jahrmarktsfest, Pater Brey, Satyros, Götter Helden und Wieland; nur im Götz ist der ganze Jüngling Goethe, sowohl in seiner Kraft und derben Offenheit als in seiner Mäßigung, Milde und Herzensgüte.

Der Biograph sollte sich den lebenvollen Farbenwechsel nicht entgehen lassen, welchen seine Darstellung gerade durch diese Doppelseitigkeit des jugendlichen Dichtergemüths erhalten kann. Heitere Bilder des Lebens reihen sich an gefühlsschwärmende Liebesidyllen, die wie ein Kranz von lyrischen Gedichten sich in einander schlingen. Hier sind die Quellen, aus denen der Biograph zu schöpfen hat, schon an und für sich eine so lebendige Poesie, daß sie wie von selbst zu einem wirkungsvollen Ganzen zusammenfließen; der Kestner'sche Briefwechsel, das gehaltreichste Document dieser Epoche, hat eben so wenig seines gleichen, wie der Briefwechsel mit Schiller; beide sind unvergängliche Ehrendenkmale von Goethe's sittlicher Größe. Außerdem bieten sich der biographischen Schilderung eine Menge der anziehendsten Genrebilder, der Verkehr im gastlichen elterlichen Hause, die Freundeskreise in Frankfurt, Darmstadt, Wetzlar und Homburg, die vorüberziehenden Besuche ausgezeichneter Zeitgenossen. Wie herrlich steht überall das Bild des begabten Jünglings vor uns, der ebensosehr die

Bewunderung wie die Liebe derer war, die ihm nahe traten, mag er heiter mit Lavater und Basedow durch die schöne Sommerlandschaft dahinziehen, „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten“, oder an der Seite seines Jacobi in durchwachter Nacht, entzückt von dem im Spiegel des Rheins zitternden Mondlicht, die tiefsten Fragen der Philosophie erörtern, oder einem Klopstock mit der Pietät des angehenden Dichters die größte Dichtung des Jahrhunderts, den ersten Theil seines Faust (die wichtigsten Abschnitte waren bereits vollendet) vorlesen; der enge Rahmen weniger Jugendjahre umspannt viele schöne Lebensbilder, und hier deuten sie auf eine große Zukunft.

Wie Goethe in allen diesen mannigfachen, vielfarbigen Lebensbildern in jugendlicher Frische und Unbefangenheit vor uns steht, so trägt auch die Umgebung, in der er sich bewegt und die er zu sich heranzieht, ein jugendliches Angesicht, und die Sonne der Jugend leuchtet über die ganze Landschaft. Es liegt in dem Wesen seiner im Werden begriffenen Bildungsepoche, daß Vieles noch vereint wirkt, was sich nachmals trennt, das um den Einen Mittelpunct einer hoffnungsreichen geistigen Bewegung sich verschieden geartete, strebende Naturen versammeln, welche die Radien der weiteren Lebensrichtung und schärferen Charakterentwicklung weit und weiter auseinander führen. So war es im Beginn der Reformationsbewegung, so in der Zeit des geistigen Umschwungs, welcher der französischen Staatsumwälzung voranging und in die neue Bildungsperiode unsers Jahrhunderts hinüberleitet.

Wenige Abschnitte in Goethe's Leben möchten

sich in der Darstellung des Erzählers dramatisch so beleben lassen, oft schon durch die bloße Gruppirung — und das ist unverkennbar die schwächere Seite in Abeken's Behandlung —, wie jene Frankfurter Jahre, wo die neue Literatur gleichsam in Scene gesetzt wird. Da stürmt es in Poesie und Philosophie, Kirchenglauben und Pädagogik; überall sucht die geniale Subjectivität aus den verknöcherten Zuständen einer geistlosen Ueberlieferung den Weg zu Natur und Wahrheit und macht ihr Recht gegen das Hergebrachte geltend. Lavater, Herder, Merck, Jacobi, Zimmermann, Basedow, Jung-Stilling, Fritz Stolberg, welch eine Reihe weithin bedeutungsvoller Namen! alle scharf ausgeprägte, in ihren Grundzügen durchaus heterogene Charaktere, aber damals noch durch gleiches Streben vereinigt, noch friedlich zusammenwandelnd und alle in freundlichem Verkehr mit dem genialen lebensmuthigen Dichterjünglinge. Zwischen diese schlingt sich eine Reihe anmuthiger Frauengestalten hindurch, Charlotte und Lili, die in Goethe's Liedern leben, die Schwester Cornelia, Auguste Stolberg, die Jacobi's, Gerock's, Caroline Flachsland, die Braut Herder's, mit ihren empfindsamen Freundinnen, sie alle vielfach anregend für die tiefe Wahrheit und Zartheit der Lyrik unsers Dichters, dem das Ideal der Poesie stets in der Form weiblicher Anmuth erschien. Wir wollten im Obigen nur auf den überreichen Stoff hinweisen, der für eine auf die Zeichnung des Einzelnen eingehende Darstellung der Frankfurter Jahre Goethe's vorhanden ist.

Wenn wir auch Manches gern noch sorgfältiger und klarer ausgeführt sähen und die ganze Art der

Darstellung im Einzelnen lebendiger und abgerundeter wünschen möchten, so freuen wir uns doch, daß Abeken eine Eigenschaft in hohem Maße besitzt, ohne die niemand das Leben eines großen Mannes zu schreiben unternehmen sollte: er ist warm und voll freudiger Anerkennung des vielen Schönen, das seine Schilderung unsern Blicken darzulegen hat; in der innigen Liebe, mit der der Verfasser zu dem verehrten Meister emporblickt, gewinnt man ihn selbst lieb. Mit Recht konnte er seinem Werke als Motto die Worte Goethe's voraussetzen: „Wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist; Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere ist eitel und vereitelt nur.“ Schon aus diesem Grunde begrüßen wir Abeken's Werk als eine anerkennenswerthe Erscheinung, weil es auch seinerseits dazu beitragen wird, die Nation vor dem Schatze an Geist und Bildung, den sie durch Goethe erhalten hat, Achtung zu lehren. Denn wenn Schelling nach dem Hinscheiden des Dichters feierlich auszusprechen berechtigt war: „Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt: es war in aller Schwäche und inneren Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, so lange — Goethe lebte“: so dürfen auch wir Nachlebenden mit gleicher Wahrheit hinzufügen: so lange Goethe in Ehren gehalten wird!

Goethe und Reinhold Lenz.

Reinhold Lenz, Leben und Werke, mit Ergänzungen der Tieck'schen Ausgabe.

Von

O. F. Gruppe. 1861.

Wir begegnen in der Geschichte der Kunst und Literatur häufig jenen problematischen, halbentwickelten Talenten, die durch geniale Anlagen, durch die stets erneuten Versuche, das ihnen vorschwebende Ideal in entsprechenden Formen zur Darstellung zu bringen, uns mächtig anziehen, denen aber das Eine und Letzte aller künstlerischen Gestaltung unerreichbar bleibt, wodurch ihre Leistungen ein Anrecht erhielten, in die Reihe jener Kunstschöpfungen gestellt zu werden, welche für alle Zeiten Wirkung und Bedeutung haben. Es giebt viele geistvolle Versuche und Entwürfe, die, weil sie momentan die geistige Entwickelung unterstützten, zu eingehender Betrachtung zu reizen, Achtung und Theilnahme zu verdienen vermögen, ohne hinreichend zu sein, der Nachwelt zur Bewunderung und zum Studium zu dienen. Wenig mehr als ein historisches Interesse flößen uns jetzt die Dichtungen der jungen Stürmer und Dränger ein, deren stolze Hoffnungen durch Goethe's Jugend sich schlingen. Ihre Namen erhält mehr der unvergängliche Reiz, mit welchem er die Schilderung seiner Jünglingsjahre ausgestattet, in lebendiger Erinnerung, als die Anziehungskraft

ihrer dichterischen Werke, mochte gleich theilweise deren Erfolg im ersten Moment ihres Erscheinens sie in der Täuschung erhalten können, nicht kleiner zu sein, als der „Bruder auf dem Parnaß.“ Wie es eine Zeit gab, in der man alles Ernstes Bürger für ein größeres Dichtertalent hielt, als seinen strengen Beurtheiler, der noch keinen Wallenstein verfaßt hatte, so gab es auch für Reinhold Lenz eine goldene Zeit der Bewunderung, wo selbst ein Klopstock eines seiner anonym erschienenen Dramen für ein Werk Goethe's halten konnte, und der einsichtsvolle Schröder in Hamburg, der die Dramen Shakspeare's zuerst auf die deutsche Bühne brachte, sie vor allen andern als „theatralisch“ auszeichnete. Der Nation ist Lenz ziemlich fremd geblieben. Selbst nachdem durch die von Ludwig Tieck im Jahre 1828 veranstaltete Sammlung seiner Werke aufs neue die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt war, blieb doch die eingehendere Beschäftigung mit ihnen auf die historische Literaturforschung beschränkt, und das Urtheil der Literatoren war eben so wenig, wie das von Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ ausgesprochene, besonders geeignet, ihnen eine allgemeinere Theilnahme zuzuwenden.

Ein neuer Versuch, den unglücklichen Dichter in der Schätzung der jetzigen Zeit zu restituiren, nicht allein seinen Lebensschicksalen unser Mitgefühl, sondern auch seinen Dichtungen eine größere Anerkennung zu verschaffen, ist vor kurzem von O. F. Gruppe gemacht: Reinhold Lenz, Leben und Werke. Mit Ergänzungen der Tieckschen Ausgabe. (Berlin, A. Charisius, 1861). Ich will es dahin gestellt sein

lassen, ob nicht der Verfasser durch eine kürzere Fassung der Untersuchungen und durch planmäßigere Anordnung seinem Buche einen günstigeren Erfolg gesichert hätte. Die philologische Gründlichkeit, mit der die spärlichen Mittheilungen über Lenz zusammengestellt, im Einzelnen, nicht ohne manche Wiederholungen, abgewogen und durch Stellen und Auszüge aus seinen Werken beleuchtet werden, wird für Leser, die nicht mit ähnlichen Untersuchungen beschäftigt sind — und der Verfasser hat ein weit größeres Publicum im Auge — im Verlauf des Buches ermüdend sein. Das dramatische Interesse der Biographie hört schon mit dem Ende des achten Abschnitts auf; zwei Drittel des Buches enthalten die dazu gehörenden, überaus breit angelegten Excurse. Gleichwohl ist die aufrichtige Forschung nach Wahrheit unter allen Umständen etwas werth. Die biographischen Nachrichten über Lenz sind mit einer Vollständigkeit gegeben, wie wir sie noch nirgends zusammengestellt finden, und auch in den psychologischen Erörterungen, die sich vornehmlich an Lenz' Dichtungen anlehnen, folgen wir dem Verfasser gern, wenn auch mitunter die Vorliebe für den in den Vordergrund gezogenen Schützling das ruhige Urtheil über Andere beeinträchtigt hat.

Weniger vermag ich Herrn Gruppe in dem beizustimmen, wo sie sein ästhetisches Urtheil über Lenz als Dichter geleitet hat. Nach meiner Ansicht — und ich glaube, daß die meisten Beurtheiler auch nach dem Erscheinen von Gruppe's Schrift sie theilen werden, — hat Lenz auf die hohe Stellung, die ihm der Verfasser in unserer Literatur anweisen möchte, kein

Anrecht. Wer wollte in seinen Dichtungen den mächtigen poetischen Drang eines begabten Jünglings verkennen? Allein die kühnen, überall hervorleuchtenden Blitze der Genialität gleichen doch nur einzelnen Streiflichtern, die mit der Sonnenklarheit des echten Künstlergeistes wenig gemein haben. Man sagt wohl von solchen früh zu Grunde gegangenen Talenten, sie seien in ihrer Entwickelung gehemmt, sowie Bürger von sich selbst urtheilt, seines Lebens Keime seien gestorben, werth eines besseren Lenzes. Allein so wenig Bürger in einer glücklicheren Lebenslage etwas Höheres erreicht hätte, als da er mit seiner Lenore sich die Herzen in ganz Deutschland eroberte, eben so wenig würde aus Lenz' dramatischen Jugendarbeiten eine Iphigenie, ein Wallenstein sich entwickelt haben; die Grenzen waren ihm früh genug gezogen. Hierüber will ich mit unserm Biographen nicht weiter rechten, im Gegentheil anerkennen, daß er in einzelnen Fällen oberflächlich absprechende Urtheile nach Gebühr zurückgewiesen und zu einer richtigeren Würdigung wesentlich beigetragen hat. Vorzugsweise halte ich mich an den biographischen Inhalt seines Werkes und hoffe es am besten zu empfehlen, wenn ich das Ergebniß seiner Untersuchung in kurzer Darstellung zusammenfasse.

Jacob Michael Reinhold Lenz war am 12. Januar 1750 zu Seßwegen in Liefland geboren, der zweite Sohn des dortigen Geistlichen. In Dorpat, wohin sein Vater einige Jahre später als Prediger der deutschen Gemeinde berufen war, besuchte er die lateinische Schule. Sein poetisches Talent, zuerst an-

geregt von Klopstock's Messiade, dem trojanischen Roß der damaligen Dichterliteratur, entwickelte sich frühzeitig. Ein uns erhaltenes Bruchstück eines religiösen Gedichts in Hexametern, „Gedanken von dem Versöhnungstode Christi", giebt uns Nachklänge jener Dichtung mit einer anerkennenswerthen Sprachgewandtheit. Durch Lessing erhielt Lenz die erste Richtung auf das Drama. Unter dem frischen Eindrucke der kurz zuvor bekannt gewordenen Minna von Barnhelm verfaßte er als sechzehnjähriger Jüngling bei Gelegenheit der Hochzeitsfeier eines Barons Igelström das kleine Lustspiel „Der verwundete Bräutigam" (erst 1845 bekannt geworden); es war ein Beweis von seiner Naturanlage für dramatische Poesie wie von dem Vertrauen, das man bereits in sein jugendliches Talent setzte, indem man ihm eine solche Arbeit übertrug.

Die Neigung zur Poesie begleitete ihn 1768 auf die Universität Königsberg, wo er sich theologischen Studien widmete. Das umfassende Gedicht „Die Landplagen" in sechs Gesängen, womit er 1769 an die Oeffentlichkeit trat, hält sich in der bis dahin beliebten Bahn poetischer Beschreibung, welche von Klopstock, Kleist und Thomson Form und Farbe entlehnte. Die Beschäftigung mit Lessing's Laokoon und Herder's theoretischen Schriften mochte ihm bald diese Dichtgattung für immer verleiden. Schon hier ist der Einfluß der englischen Poesie bemerkenswerth. Eine Uebersetzung von Pope's Essay on criticism fällt noch in die Periode seiner akademischen Jahre. Das theologische Studium scheint dabei zu kurz gekommen zu

sein, ward auch vor der Zeit abgebrochen, da Lenz im Jahre 1770 zwei Herren von Kleist, die in französische Kriegsdienste zu treten wünschten, als Hofmeister und Gesellschafter nach Straßburg begleitete. Der vielseitige Umgang, in welchem er hier lebte, die geistigen Anregungen, die er in den literarischen Kreisen der damals noch deutscheren Universität erhielt, und die Muße, die ihm mehrere Jahre hindurch die freie Wahl seiner Beschäftigungen möglich machte, alles dies vereinigte sich aufs günstigste, um seiner poetischen Production förderlich zu sein. Diese richtete sich jetzt fast ausschließlich auf das Drama. Vor einer Hinneigung zu den beschränkten französischen Formen hatte die Bekanntschaft mit Lessing's Schriften ihn von vornherein bewahrt. Naturwahrheit, kühner Griff in wirkliche Lebensverhältnisse, freie Behandlung der äußern Form war sein Augenmerk; Plautus und Shakspeare, die er, ihrer Sprache mächtig, an der Quelle studiren konnte, wurden seine Vorbilder. Wieland's Uebersetzung, die den Shakspeare zuerst bei uns einführte, bot ihm kein Genüge mehr; er übertraf ihn in der Kunst, Shakspeare's humoristische Darstellung wiederzugeben, durch die für jene Zeit vortreffliche Uebertragung von Love's labour's lost.

Hieran arbeitete er grade zu der Zeit, als Goethe mit ihm in nähere Bekanntschaft trat. Die Beschäftigung mit Shakspeare ward ein mächtiges Band der Freundschaft; hier konnte Goethe von Lenz lernen, wie er von Herder gelernt hatte. Doch auch Lenzens angenehme Persönlichkeit gab der kurzen Zeit ihres Umgangs einen bedeutenderen Gehalt. „Klein, aber

nett von Gestalt“ — so schildert ihn Goethe in Dichtung und Wahrheit —, „ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge [die Bezeichnung ist nicht außer Acht zu lassen] vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eines begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Mann gar wohl anstand.“

Goethe war nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt und arbeitete am Götz von Berlichingen. Lenz versuchte die Conflicte des modernen socialen Lebens zu schildern; er verfaßte den Hofmeister, ein „Lustspiel“ oder vielmehr bürgerliches Schauspiel, das erst nach dem Götz ans Licht trat, so daß seine Wirkung abgeschwächt war, gleichwohl noch effectvoll genug, um den jungen Dichter in die Reihe derjenigen zu stellen, welche allen herkömmlichen Formen den Krieg erklärten und vom Drama vor Allem „nackte Natur“ verlangten, die hier allerdings unverschleiert genug vor uns hintritt. Rastlos fuhr er nach dem ersten glücklichen Wurf fort zu schaffen, so daß sich in wenig Jahre die bedeutendsten Erfolge seiner dramatischen Muse zusammendrängen, der neue Menoza, die Soldaten, die Freunde machen den Philosophen. Andere waren entworfen und, nach Lenz' Angaben zu schließen, theilweise schon 1776 vollendet. Daneben erschien 1774 seine Bearbeitung von fünf Stücken des Plautus, welche er modernen Verhält-

nissen anpaßte — wie schon Lessing in seinem Lustspiele „Der Schatz“ versucht hatte — und ausdrücklich „fürs deutsche Theater“ bestimmte; Goethe, dem man einigen Antheil an der Bearbeitung zuschreibt, beförderte sie zum Druck*).

Zu gleicher Zeit war Lenz ein eifriges Mitglied der unter Salzmann's Leitung 1775 gestifteten literarischen Gesellschaft, zu deren Secretär er gewählt wurde. Die Gegenstände seiner Vorträge, deren Titel uns aus den in Straßburg aufbewahrten Protokollen mitgetheilt sind, deuten auf vielseitige literarische Interessen. Aus dem, was wir von seinen „Briefen über Werthers Moralität“ erfahren, müssen wir auf seine offenherzige Zustimmung zu dem Urtheil der Verehrer seines vom Ruhme schneller emporgetragenen Freundes schließen, welcher, durch spätere Vorfälle gegen Lenz eingenommen, mit Unrecht die Beschuldigung ausgesprochen hat, Lenz habe ihm in der Mei-

*) Sie enthalten fünf Plautinische Stücke: das Väterchen (Asinaria); die Aussteuer (Aulularia); die Entführungen (Miles gloriosus); die Buhlschwester (Truculentus); die Türkensklavin (Curculio). Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, die Freunde der Literatur auf die 1861 im Verlage der Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienene Uebersetzung der vier anziehendsten Lustspiele des Plautus (Trinummus, der Bramarbas, die Gefangenen, das Schiffstau), aufmerksam zu machen, durch die W. A. B. Hertzberg aufs neue einen Beweis von seiner formgewandten und geistvollen Uebersetzungskunst gegeben hat. Die deutsche Bearbeitung ist so treu, selbst in Beobachtung der metrischen Formen des Originals, als es die Eigenthümlichkeit unserer Sprache nur irgend gestattet, und in jeder Hinsicht den besten Uebertragungen antiker Dramen ebenbürtig.

nung des Publicums zu schaden gesucht. Wenn er dahin auch den Umstand zählt, daß Lenz die gegen Wieland gerichtete geniale Satire „Götter, Helden und Wieland“ habe drucken lassen, so wissen wir, daß Goethe dieser Druck keineswegs unerwartet und so ganz ungelegen kam, wenn er gleich ein Jahr später, als er mit dem weimarischen Hofe in Berührung trat, ihn hinwegwünschte, ferner daß Lenz zu gleicher Zeit nahe daran war, das Nämliche zu wagen und mit demselben scharfen Urtheil gegen Wieland's Poesie an die Oeffentlichkeit zu treten. Sein satirisches Drama „Die Wolken“, namentlich gegen Wieland gerichtet, wurde jedoch von ihm noch kurz vor dem Drucke wegen seiner Pläne auf Weimar zurückgezogen. Es ist entweder verloren gegangen oder, wie Gruppe vermuthet, eins mit der Humoreske Pandaemonium germanicum, das erst 1819 nach dem Originalmanuscripte abgedruckt worden ist.

In eben jenen Jahren des dramatischen Schaffens entfaltete sich für Lenz ein bewegtes Gemüthsleben, das für den Augenblick seiner Dichterkraft neue Schwingen verlieh, aber bald mehr zerstörend als heilend und belebend wirkte. Eine leicht entzündliche Dichterseele, wie die seinige, welche, unbesorgt um die Zukunft, sich ganz den Träumen der Phantasie hingab, zumal in einer Zeit, wo die Werther-Schwärmereien als ein idealisches Dasein galten, konnte dem Reiz weiblicher Anmuth nicht gefahrlos nahen; seine Dichtungen lassen auch auf die Macht sinnlicher Erregbarkeit schließen, die zu der sittlichen Haltung, die Gruppe seinem Helden zuschreiben möchte, gar wenig

paßt. Goethe besaß die Energie, sich aus den stürmischen Fluthen der Leidenschaft zu retten, und, wenn die Wogen sich gelegt, der poetischen Perlen sich zu erfreuen, die sie an's Ufer geworfen hatten. Lenz hatte den Stürmen, die sein Jugendleben bewegten, nicht eine gleiche Kraft entgegenzusetzen.

Das Vorspiel beginnt, so viel uns bekannt ist, — ähnliche Liebeständeleien mochten schon vorausgegangen sein — in Sesenheim, wo jeder Leser von Goethe's Dichtung und Wahrheit durch den Zauber seines jugendlichen Liebesidylls heimisch geworden ist. Daß Lenz sein Nebenbuhler und Nachfolger in Friederikens Liebe geworden ist, hat Goethe dort absichtlich verschwiegen, um den dichterischen Eindruck nicht zu beeinträchtigen, obwohl wir anderweitig erfahren, daß Goethe, selbst aus Friederikens eigenem Munde, von Lenzens Liebeswerbung wußte.

Es war ein Jahr nach Goethe's Abreise von Straßburg, als Lenz, während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Fort Louis, in dem Pfarrhause des nahegelegenen Sesenheim zu häufigen Besuchen sich einfand. Als ein junger Mann von gewinnender Persönlichkeit, dazu Candidat der Theologie, hatte er es leicht, sich das Zutrauen des alten Pfarrers zu erwerben, dessen Amt er mehrmals auf der Kanzel versah. Seine Bewerbung um Friederike konnte von den Eltern nur mit günstigen Augen angesehen werden. Eine aufrichtige Herzensneigung scheint es mir (Gruppe ist anderer Ansicht) weder von seiner noch von Friederikens Seite zu sein. Für ihn war es, trotz seiner im schwärmerischen Modestil geschriebenen

Briefe an Salzmann, doch nur ein eitles Spiel zu vorübergehender Unterhaltung eines flatterhaften Dichtergenie's; er dachte nicht an eheliche Verbindung, noch an ein Pfarramt, das ihm zuwider war. Wenn Friederike den Wünschen der Eltern und seiner, wie es anfangs scheinen mußte, treugemeinten Bewerbung so weit nachgab, daß Lenz sich selbstgefällig eines Veni, vidi, vici! rühmen konnte, so war es nicht Leichtsinn, noch war darum Goethe's Bild so schnell in ihrem Herzen erloschen, sondern wir gedenken entschuldigend der eigenen Worte Goethe's im Götz: „Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt sind, wird ein Heirathsvorschlag bald gar." Die Eltern scheinen bald selbst eingesehen zu haben, daß der unruhige Lenz kein Vertrauen verdiene; denn nach seiner Rückkehr nach Straßburg ist der Verkehr mit ihm völlig abgebrochen. Daher können Friederikens Worte an Goethe, daß Lenz sich um sie beworben habe, aber abgewiesen worden sei, der Hauptsache nach mit der Wahrheit recht gut bestehen.

In Straßburg fand Lenz ein anderes weibliches Ideal, das ihn mit der glühendsten Leidenschaft erfüllte. Während uns kein einziges Lied von seiner Liebe zu Friederike Kunde giebt — kaum möchten wir, wie Gruppe thut, uns rasch zu der Vermuthung entschließen, diese Gedichte seien von ihm absichtlich vernichtet worden — so macht ihn nunmehr die Liebe zum Lyriker. Der Gegenstand dieser Leidenschaft, die für sein Leben verhängnißvoll werden sollte, ist Adelaide Baronin von Waldner, deren Bekanntschaft er gegen das Jahr 1774 machte. Ihr sind

die beseeltesten Töne seiner lyrischen Poesie gewidmet, so daß Gruppe, der in allen Theilen seiner Biographie der Bewunderung für seinen Schützling Ausdruck giebt, bei diesen erotischen Poesieen zu dem extravaganten Ausspruch greift, daß wir es hier mit einem der größten Lyriker nicht nur Deutschlands, sondern aller Zeiten zu thun haben. Zu einem solchen Range berechtigen nach meinem Dafürhalten die Gedichte auf Adelaide keineswegs, und ich glaube doch nicht zu den „fühllosen“ Kritikern zu gehören, gegen die der Verfasser wiederholt seine Entrüstung ausdrückt. Einzelne Stellen treten mit ergreifender Gewalt hervor, aber dann zerfließt die Empfindung wieder im Verlauf des Gedichts. Das treffliche Lied „Mit schönen Steinen ausgeschmückt“ (Gruppe, S. 91) hat doch seinen Werth nur durch die beiden Anfangsstrophen; die folgenden sind ein schwächerer Nachhall des in ergreifenden Tönen angeschlagenen Accords.

Das pathologische Interesse, mit dem uns das Werden und Aufflammen dieser Liebesleidenschaft erfüllt, steigert sich, wenn wir gegen den Frühling 1776 den jungen Dichter von Straßburg nach Weimar begleiten. Hier war inzwischen Goethe als Freund und Rathgeber eines Fürsten zu Einfluß und Ansehen gelangt, Fräulein von Waldner lebte als Hofdame in der Nähe der Herzogin Luise. Mit was für Zukunftsträumen mochte er sich auf den Weg machen! Aber er langte an „die Todeswunde tief in der Brust“ — denn unterwegs hatte er erfahren, daß Adelaide verlobt sei, und so erklären sich die melancholischen Worte, womit er Goethe von seiner Ankunft in Weimar in

Kenntniß setzte! „Der lahme Kranich ist angekommen, er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz."

Die freundliche Aufnahme, die er in der weimarischen Gesellschaft fand, that ihm wohl; er war in mannigfachem Verkehr mit der herzoglichen Familie und den literarischen Notabilitäten; selbst mit Wieland, dem sonst gehaßten und verfolgten, stand er im besten Einvernehmen. An Lavater, der damals der Vertraute seines Herzens war, schreibt er einige Wochen nach seiner Ankunft in seiner gewöhnlichen überschwänglichen Weise: „Ich bin hier verschlungen vom angenehmen Strudel des Hofes, der mich fast nicht zu Gedanken kommen läßt, weil ich den ganzen Tag oben beim Herzog bin." Gleichwohl hatte Lenz, der nur gewohnt war, sich bequem gehen zu lassen, sich nicht jene besonnene Haltung zu eigen gemacht, welche erforderlich war, um auf dem glatten Boden fürstlicher Salons nicht zu straucheln, und die leidenschaftliche Erregtheit, in die er durch die Nähe der im Kreise des Hofes lebenden Geliebten gerieth, erhöhte die Gefahr für ihn. Sein Erscheinen in einer Dominomaske auf einem Hofball, zu dem er nicht geladen war, gab nach Goethe's Ausdruck „ein Lachfieber"; Böttiger und Falk haben den Vorfall so erzählt, wie ihn die Klatschlust boshaft vergrößert hatte. Wieland schreibt am 13. Mai: „Lenz am Hofe! — Was dünkt euch dazu? Seit er hier ist, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen oder den andern Streich ausgeführt, der jeden anderen als ihn in die Luft gesprengt hätte. Dafür wird er nun freilich auch was Rechts geschoren; aber das ficht ihn nicht an,

er geht seinen Weg fort.“ Man sah über Manches hinweg, und behielt ihn lieb. Auch Goethe bestätigt es, indem er im Juli an Merck schreibt: „Lenz ward endlich gar lieb und gut in unserem Wesen, sitzt jetzt in Wäldern und Bergen allein, so glücklich, als er sein kann.“

Damals weilte Lenz längere Zeit in Berka, nicht, wie Goethe meinte, in einer glücklichen Stimmung, sondern in der Einsamkeit versank er tiefer in sich selbst. Zu viel hatte in kurzer Zeit auf ihn eingestürmt; auch das kam noch hinzu, daß er mit Vater und Bruder zerfallen war. Sein Gemüth hatte gelitten, der Geist konnte, obwohl er sich noch vielfach in poetischen Productionen versuchte, das Seelenleid nicht mehr bewältigen. Als er gegen den Herbst nach Weimar zurückkehrte, war er ein anderer geworden, „ein krankes Kind“, wie Goethe an Merck schreibt; „wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und lassen ihm vom Spielzeug, was er will.“

Das Spielen hatte indeß bald ernstlichere Vorfälle zur Folge. Gruppe hat über „die Katastrophe zu Weimar“ alle Briefstellen und auch die leisesten Hindeutungen in Lenz' Dichtungen, die darauf Bezug haben können, zu einem weitläufigen Zeugenverhör zusammengebracht, als gälte es eine Wallenstein'sche Haupt- und Staatsaction, „die eine Welt im Sturze nach sich reißt.“ Trotzdem gewinnen wir nur ganz winzige Resultate. Lenz, dem man bisher Vieles verziehen hatte, verletzte mehr und mehr die Grenzen conventioneller Gesellschaftssitte, die selbst unter dem genialen Treiben des Weimarer Hofes ihr Ansehen

nicht ganz verloren hatte. Seine Leidenschaft für Adelaide mußte hier Alles verderben; er hielt ihre Verlobung für eine nur der Convention angehörige, und war in dem festen Glauben, daß ihm eigentlich dies Herz gehöre, ganz der Standpunct Werther's. Nun erfolgten Zurechtweisungen ernster Art, und wohl auch aus Goethe's Munde. Dadurch wurde sein Ehrgefühl erregt; er meinte denn noch nicht mehr die gute Sitte zu verletzen, als die ihn zur Rede stellten, und vergaß nur, daß er weder der Herzog noch Goethe war, denen er sich im Dichterselbstgefühl an die Seite setzte. Er ließ seiner Zunge freien Lauf und scheint namentlich Goethe beleidigt zu haben, indem er sich über dessen Verhältniß zu Frau von Stein ausließ. Wieland, der ihn sonst harmlos genannt hatte, hält jetzt die Bezeichnung von „boshaft“ und „impertinent“ nicht zurück: kurz er hatte Viele in der Gesellschaft des Hofes gegen sich aufgebracht. Der entscheidende Auftritt erfolgte am 29. November, wo er wahrscheinlich vor den Augen mehrerer Personen des Hofes seine Geliebte mit einer anstößigen Zudringlichkeit überrascht und dadurch die sittenstrenge Herzogin persönlich beleidigt hatte.

Lenz erhielt herzoglichen Befehl, Weimar auf der Stelle zu verlassen; ein Tag Aufschub, um den er durch Herder bitten ließ, wurde ihm stillschweigend gewährt. Der Vorfall war der Art, daß die sonst so schwatzhafte weimarische Gesellschaft in den uns bekannt gewordenen Briefschaften wie auf ein gegebenes Wort über das Einzelne ein völliges Stillschweigen beobachtet hat; selbst von einem in Herder's

Nachlaß befindlichen Briefe Lenzens, worin sich dieser gegen Herder zu rechtfertigen sucht, ist das Blatt, worin die näheren Umstände zu lesen sein würden, abgerissen und vernichtet. Goethe schreibt an Frau von Stein die kurzen Worte: „Lenz hat mir weggehend noch diesen Brief an Herzogin Luise zugeschickt, übergeben Sie ihn, liebe Frau. Die Sache reißt wieder so an meinem Innersten, daß ich erst da dran wieder spüre, wie tüchtig es ist und was aushalten kann.“ Goethe war bei diesen Vorgängen schwer beleidigt, aber zu der Vermuthung, daß gerade er seine Wegweisung betrieben habe, ist auch nicht der leiseste Grund. Mich dünkt, Goethe ist in seinem ganzen Verhalten gegen Lenz nicht der geringste Vorwurf zu machen, und von Neid und Eifersucht in der Liebe und im Ruhm kann keine Rede sein. Ob jene Vorgänge in der weimarischen Hofsphäre auf Goethe's Tasso influirt habe, wie Gruppe annimmt, muß dahingestellt bleiben. Die Grundzüge zu der Darstellung eines leidenden, mit der Welt zerfallenen Dichtergemüths fand Goethe in seinen Jugenderlebnissen so vielfach vor und waren schon in Tasso's Lebensereignissen so deutlich vorgezeichnet, daß nicht grade Lenz, dem zum Tasso doch allzuviel fehlte, zu diesem Bilde gesessen zu haben braucht.

Von der Abreise aus Weimar hatte Lenz nicht mehr weit bis zum Wahnsinn. Zunächst arbeitete er noch rastlos fort. Vieles von ihm wurde in den nächsten Jahren zum Druck befördert, so daß er nicht Mangel kann gelitten haben. Den Winter verlebte er in Emmendingen bei Schlosser, Goethe's Schwager,

oder in dessen Nähe. Das ruhige klare Gemüth seiner Gattin übte auf Lenz eine heilende Wirkung; er selbst hat es dankbar bekannt:

Ihr zart Gefühl, das jeden Mißlaut spürte,
Litt auch kein Wort, auch keinen Blick,
Der nicht der Wahrheit Stempel führte.

Im nächsten Frühling (1777) ging er wieder auf Reisen, hielt sich an verschiedenen Orten der deutschen Schweiz auf, verweilte lange bei Lavater, dessen milder Zuspruch ihm besonders jetzt erquickend sein mußte, und machte die Bekanntschaft mit vielen in der Literatur hervorragenden Männern, an denen die Schweiz damals reich war. Die Wirkung war anders, als man hätte erwarten mögen. Verstörten Geistes kam er im folgenden Winter in die oberen Rheingegenden zurück. Im Hause des Pfarrers Oberlin zu Waldbach im Steinthal hatte er Anfälle von Wahnsinn; nur mit Mühe hielt man ihn vom Selbstmorde zurück. Dazwischen hatte er wieder Perioden, wo sein Geist klar und heiter war, so daß er mehrmals den Pfarrer, in dessen Pflege er war, auf der Kanzel vertrat. Bei dem Besuche in Schlosser's Hause zu Emmendingen, wo er Cornelia nicht mehr fand, brach die Krankheit des Gemüths aufs neue hervor und steigerte sich bis zur Tobsucht, so daß man ihm Ketten anlegen mußte! Einigermaßen geheilt, wurde er von Schlosser in dem Hause eines Schuhmachers untergebracht. Er war jetzt mit seinem Loos und seiner Umgebung so zufrieden, betrieb sein Handwerk mit solcher Lust, als wäre jede Erinnerung an all seine Zukunftsträume, an Dichterglorie und Frauenhuld, an

Hofsäle und Fürstenumgang auf immer verschwunden. Hier wie demnächst durch einen Landaufenthalt zu Wyswyl war er so weit wieder hergestellt, daß er im Sommer 1779 in Begleitung seines Bruders in die Heimat zurückkehren konnte. Aber der Geist war für immer gebrochen, und von jenem Lenz, auf dem die Hoffnungen Deutschlands geruht hatten, war wenig mehr übrig geblieben.

Lenz lebte anfangs zu Riga, wohin sein Vater als Generalsuperintendent berufen war. Er bemühte sich um ein Lehramt, aber vergebens. Eine Sammlung seiner Werke, für die er seine weimarischen Gönner, mit denen er wieder in Correspondenz trat, zu interessiren suchte, — auch der Herzog hatte seine Hand nicht ganz von ihm gezogen — kam nicht zu Stande, wie es scheint, in Folge seiner Unentschlossenheit. Einige Jahre darauf begab er sich nach Petersburg, und da hier sich keine besseren Aussichten für ihn eröffnen wollten, nach Moskau. Einiges erwarb er sich durch mechanisches Uebersetzen; doch konnte der Erwerb nicht hinreichen, ihn vor Dürftigkeit zu schützen. Größere Dichtungen brachte er nicht mehr zu Stande, und selbst die kleineren sind matt und unklar. Gleichwohl verlor er nicht das Gefühl seines Werthes, das durch unzählige Demüthigungen nur noch mehr zum Trotz gesteigert ward. Obschon er von Unterstützungen, beinah von Almosen lebte, so war er doch beleidigt, wenn man ihm unaufgefordert Gaben anbot. Der Tod machte am 24. Mai 1792 seinem traurigen Dasein ein Ende. Ein russischer Edelmann, in dessen Hause er lange Zeit gelebt hatte, sorgte für sein Begräbniß.

Das ist der tragische Verlauf eines Dichterlebens, von dem Gruppe nicht mit Unrecht sagt, daß es „das vollständige Romaninteresse“ besitze. Es ist kaum zu zweifeln, daß uns bald ein Roman in üblicher Ausführlichkeit ein um Reinhold Lenz gruppirtes farbenreiches Zeit- und Charaktergemälde vorführen wird. Hier sind die vielfachen Räthsel in Lenzens Leben, bei denen die Geschichte der Literatur sich mit Vermuthungen begnügen muß, bequemer und leichter zu deuten und zu lösen.



Goethe und Plessing.

1861.



Den Lesern Goethe's ist aus des Dichters eigener Schilderung*) sein erstes abenteuerliches Zusammentreffen mit dem nachmaligen Duisburger Professor Friedrich Victor Leberecht Plessing, während der Harzreise im December des Jahres 1777, bekannt. Er hat diese Erzählung als Episode in die Schilderung der Campagne von 1792 auf Anlaß der kurzen Erwähnung seines letzten Besuchs bei Plessing einge-

*) Auf diesen Aufsatz (Deutsches Museum, 1861. Nr. 19) erfolgte eine Entgegnung von Düntzer (Bremer Sonntagsblatt, 1861. Nr. 38. 39), worin der verdienstvolle Kritiker ausführlich zusammenstellte, was wir in den bis jetzt veröffentlichten Briefen und Berichten über Plessing und sein Verhältniß zu Goethe aufgezeichnet finden, und zugleich, obschon das Unrichtige in einzelnen Angaben Goethe's einräumend, doch dessen Bericht in der Hauptsache als wahrheitsgemäß zu vertheidigen und die Widersprüche durch anderweitige Deutung und Zusammenstellung auszugleichen suchte. In einer kurzen Erwiderung (Br. Sonntagsblatt, 1861. Nr. 42) legte ich die Gründe dar, weshalb ich meine Ansicht glaubte aufrecht erhalten zu müssen. Da eine Erneuerung dieser Polemik unstatthaft sein würde, so habe ich nur Einiges aus dem letzten Aufsatze hier einschalten können, und verweise für die, welche Düntzer's Ansicht näher kennen zu lernen wünschen, auf die oben angeführte Abhandlung.

schaltet. Die Grundzüge, um die es sich handelt, will ich, um sie in Rücksicht auf die nachfolgenden kritischen Bemerkungen dem Leser klar zu vergegenwärtigen, in kurzem Auszuge andeuten.

Im Jahre 1776 erhält Goethe — ich folge genau seinem Berichte — von einem jungen Gelehrten Namens Plessing, dem Sohne des Superintendenten in Werningerode, einen Brief, fast ein Heft, worin ihn derselbe, um sich von dem Dichter des Werther Rath und Trost zu erbitten, in ausführlichster Weise mit seinem selbstquälerischen Gemüthszustande vertraut machte. (Ein fast zwölf Jahre später geschriebener Brief Plessing's an den Oberconsistorialrath von Irving in Berlin (s. „Neue berlinische Monatsschrift“ herausgegeben von Biester, Bd. 21, S. 5—28) belehrt uns einigermaßen über die Sturm- und Drangperiode, welche der damals einundzwanzigjährige Jüngling gleich so vielen andern in jener empfindsamen Zeit durchzumachen hatte. Er sagt in dem Rückblicke auf jene Jahre unter Anderm: Von meinen Jünglingsjahren an war ein gewisses dunkles Gefühl in mir, das mich von den gewöhnlichen jugendlichen Freuden ableitete, hingegen hinriß, andere Arten derselben — die ich mit mehr Gluth und Leidenschaft umfassen konnte — aufzusuchen, wodurch ich aber immer ins Romantische gerieth. Dies dunkle Gefühl spiegelte mir ein glänzendes Ideal vor, das ich mit blinder Leidenschaft, als eine Geliebte, immer verfolgte. Allein ich fand sie in dem mich umgebenden gewöhnlichen Menschenleben nicht, konnte sie also nicht genießen, und doch war meine Leidenschaft unbegrenzt gegen sie.

Hierdurch wurde ich auch unter anderem in dem Soldatenstande zu den ausschweifendsten Begeisterungen und Bedürfnissen in der höheren Liebe und hernach zu einem gänzlichen Ueberdruß des Lebens gebracht, weil ich nunmehr verzweifelte, das Geliebte, welches ich suchte, je gewinnen zu können. Nur seit der Zeit, da ich einige Ahnungen erhielt, daß ich auf irgend eine Art zu dem gewünschten Zwecke kommen könnte, verlor sich dieser Ueberdruß zum Leben etwas.)

Da eine Antwort von Goethe ausblieb, erfolgte ein zweiter und dringenderer Brief, worin Plessing ihn feierlichst beschwor, ihm eine Antwort nicht zu versagen. Gleichwohl schreibt Goethe nicht an ihn, sondern entschließt sich, den seltsamen jungen Mann von Angesicht zu sehen und zu versuchen, was durch mündlichen Zuspruch auszurichten sein möchte. Zu einer Reise in den Harz treibt ihn zugleich das Verlangen, sich mit dem Bergbau, wenn auch nur flüchtig, bekannt zu machen, weil man in Weimar mit der Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergbaus umgeht, obgleich von ihm, „dem damaligen Gast in Weimar", weder Gutachten noch Meinung verlangt ward.

Im November 1777 wird eine große Jagd bei Eisenach gehalten, zu der auch Goethe eingeladen ist. Er macht sich auf einige Wochen von der Jagdgesellschaft los, schlägt zu Pferde den Weg über Sondershausen, wo er die erste Nacht zubringt, nach Ilfeld ein, wo er für die nächste Nacht nur mit Mühe ein Unterkommen findet, besucht folgenden Tags die Baumannshöhle und gelangt am Abend nach Werningerode. Nachdem er vom Kellner des Gasthofes eine treffende

Charakteristik des jungen Superintendentensohnes erhalten hat, läßt er sich noch selbigen Abend im Pfarrhause als einen Fremden, der dessen Bekanntschaft zu machen wünsche, anmelden. Bei seinem Eintreten giebt er sich Plessing gegenüber für einen Zeichenkünstler aus Gotha aus, der in Familienangelegenheiten nach Braunschweig zu reisen beabsichtige. Alsbald lenkt jener darauf das Gespräch auf Weimar und auf Goethe. Da der fremde Maler diesen zu kennen vorgiebt, so läßt er sich von ihm die Persönlichkeit des jungen Dichters, der so viel von sich reden mache, schildern, beklagt sich über dessen Schweigen auf seine offenherzigen und dringenden Briefe, holt diese selbst im Concept herbei und liest das erste Schreiben des Ausführlichen vor, um schließlich zu fragen, ob eine so herzliche Zuschrift keine Antwort verdient habe. Aus dem weiteren Gespräche, worin Goethe seine Denkweise dem trostbedürftigen Jünglinge einigermaßen explicirt, soweit die angenommene Maske eine Bezugnahme auf Goethe's Lebensansichten gestattet, gewinnt er die Ueberzeugung, daß dem Seelenzustande des armen Jünglings nicht beizukommen sei, läßt in der Frühe des folgenden Morgens sein Pferd satteln und lehnt mit einem anonymen Bleistiftblättchen, das er dem Kellner zur Besorgung übergiebt, die Einladung zum Mittag ab.

Längere Zeit erfährt Goethe von Plessing nichts. Da wird ihm eines Tages ein Billet mit dessen Unterschrift ins Gartenhaus gebracht, worin er sich zu einem Besuche anmeldet. Er schreibt ihm einige Zeilen zurück: er werde willkommen sein. An

der Handschrift dieses Billetchens hat Plessing erkannt, daß er in Goethe jenen geheimnißvollen Reisenden wiedersehen werde, der ihm bei der Abreise von Wer-ningerode das Bleistiftblättchen zurückgelassen. Statt eines „seltsamen Erkennungsauftritts“, den Goethe erwartet hatte, erfolgt ein trauliches Gespräch; er läßt sich von seinem Gaste seine gegenwärtige, nicht eben erfreuliche Lage schildern; sie scheiden freundlich — „nur daß ich sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwidern konnte“. Plessing erlangt nachmals einen Ruf als gelehrter Schriftsteller und sendet an Goethe seine Bücher, sowie sie erschienen sind. Er wird als Professor der Philosophie an die Universität Duisburg berufen. Goethe kommt wiederholt in den Fall, ihm „reelle Dienste zu leisten“; er besucht ihn auf der Rückreise von dem Feldzuge 1792, wo das Zurückschauen in jene frühern Tage beiden Theilen einige angenehme Stunden gewährt; sie scheiden im besten Vernehmen, Goethe nicht ohne Besorgniß für ihn wegen der drohenden Zeitverhältnisse.

In dieser kurzen Zusammenstellung der Umstände tritt die Seltsamkeit von Goethe's erstem Besuch klar in die Augen; so wie der Bericht ihn darstellt, möchte er schwer zu rechtfertigen sein. In Bezug darauf macht Gutzkow zu einer in den „Unterhaltungen am häuslichen Herde“ erschienenen, mit jener Harzreise in Verbindung gesetzten novellistischen Schilderung einer edlen Handlung unsers großen Dichters die Bemerkung: „Wir möchten gerade im Gegentheil die Möglichkeit eines solchen detaillirten Eingehens Goethe's

in Abrede stellen, vielmehr umgekehrt bewiesen finden, daß sich Goethe, wenn auch nicht Nothständen, doch äußersten Verirrungen und ihren Folgen gern entzog. . . Wer Plessing . . . nicht durch sein Bekenntniß: Ich bin Goethe! erquicken und aufrichten konnte oder mochte, wäre wohl auch kaum jener Rolle fähig, die er im obigen . . . mythischen Bilde spielt".

Wir kommen hier in den Fall, Goethe, wie in manchen andern Puncten seiner Lebensgeschichte, gegen seine eigene Erzählung in Schutz nehmen zu müssen; sein Bericht ist eben auch „ein mythisches Bild", dem ich, wie ich nach meiner jetzigen Ueberzeugung bekennen muß, in meinem „Leben Goethe's" noch allzuviel Glauben geschenkt habe.

Der Leser darf sich von der Anmuth der autobiographischen Schilderungen unsers Dichters niemals so bestechen lassen, daß ihm Alles und Jedes darin historische Wahrheit dünke. Gar häufig spielt die Kunst der Poesie sehr frei mit dem Material, theils mit absichtlicher Dichtung, theils weil sein Gedächtniß bei so vielfachem Zudrange des Erlebten das Einzelne nicht mehr treu bewahrte. Dem Phantasiebilde fehlt aber nie der künstlerische Zusammenhang, um die Täuschung zu vollenden.

Es ändert nichts an der Sache, daß die in Rede stehende Erzählung nicht in den „Dichtung und Wahrheit" betitelten Bänden, sondern in der Schilderung der Campagne in Frankreich enthalten ist. Denn auch in jenen später erschienenen Lebensberichten tragen alle Erzählungen, die nicht, wie bekanntlich meistens geschehen, aus gleichzeitig niedergeschriebenen Tagebü-

chern und Briefen redigirt oder doch geschöpft sind, ganz den nämlichen Charakter, wie jene früheren, ja um so mehr, da sie in den letzten Lebensjahren des Dichters aufgezeichnet sind, als die Erinnerung noch mehr verblaßt war und die Dichtung sich unwillkürlich unterschob. Geben uns die neben den Briefen fortlaufenden Berichte über den zweiten Aufenthalt in Rom die volle Wahrheit? sollte es nicht erlaubt sein bei der Erzählung von der jungen Mailänderin, bei der Deutung des Liedes: „Cupido, loser, eigensinniger Knabe"! ein absichtliches Verhüllen des wahren Thatbestandes anzunehmen?

Bemerkenswerth ist dabei, daß Goethe es verschmäht, seine Kunst dazu anzuwenden, sich wärmer, reiner, edler darzustellen, als er in Wirklichkeit sich gezeigt hatte. Im Gegentheil hat die genaue Aufklärung über sein Verhältniß zu den Freunden und Freundinnen seiner Jugendjahre, wie sie namentlich durch gleichzeitige Briefe gegeben ist, ihn stets in einem vortheilhafteren Lichte erscheinen lassen, als in seinen eigenen Berichten. Ich erinnere nur an den Briefwechsel mit Kestner und Charlotte, mit Auguste Stolberg, mit Merck, Lavater und Herder. Erst dadurch haben wir das herrliche Bild des alle Herzen gewinnenden Jünglings, der den Götz und den Werther schuf, ganz kennen gelernt, seine Offenheit, Herzenswärme und Hochsinnigkeit. Trotz glänzender Schilderungen im Einzelnen breitet sich doch über Goethe's Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" der Abendhauch der Ironie einer spätern Lebensepoche, wodurch uns oft der reine Genuß des schönen

Frühlingsmorgens, der seiner Jugend leuchtete, verkümmert wird.

Die Erzählung von der winterlichen Harzreise, flüchtig als Episode behandelt, ist so dürftig und enthält nachweisbar in den einzelnen Angaben so viel Unrichtiges, daß nicht anzunehmen ist, Goethe habe dabei die Aufzeichnungen eines Tagebuchs oder Reisejournals zur Hand gehabt. Er verwechselt die Tage und übergeht Reiseerlebnisse, welche in seinen Briefen an Frau von Stein als die Gipfelpuncte seiner Wanderfreuden erscheinen, ja sogar solche, die seinem Gedächtnisse unmöglich entschwunden sein konnten, wie denn auch seine Schilderung nicht im entferntesten die Erhebung des Gemüths ahnen läßt, die in der großartigen winterlichen Bergnatur, vornehmlich bei Besteigung des Brockens, ihn um so erquickender durchströmte, je mehr die Langeweile des Hoflebens und der fürstlichen Jagdvergnügungen, aus denen er sich in die Bergeinsamkeit flüchtete, ihn kurz zuvor niedergedrückt hatte. Plessing zu besuchen, dem lebensmüden Jünglinge, dessen trostbegehrende Briefe er bisher unbeantwortet gelassen hatte, durch persönliche Zurede und Theilnahme Trost zu bringen, das bezeichnet er selbst in den in spätem Alter geschriebenen Erläuterungen seiner Ode „Harzreise im Winter“ als das hauptsächlichste Motiv seines improvisirten Ausflugs. Freilich durfte er so offen nicht gestehen, daß zugleich der Widerwille, an der Eisenacher Saujagd wochenlang Theil zu nehmen, ihn gerade um diese Zeit forttrieb. Daß er sich übrigens nach einer zweijährigen Anwesenheit in Weimar noch „als damaligen

Gast — von dem weder Gutachten noch Meinung verlangt ward" dem Leser vorstellt, ist denn doch wenigstens eine Gedächtnißschwäche, die gegen Anderes in dem Berichte von vornherein mißtrauisch machen darf.

Gewichtiger sind die, wenn auch nur kurzen, Angaben, die wir in den Briefen an Frau von Stein finden. Am Abend des dritten Reisetags (2. Dec.) gelangte Goethe, nachdem er „den ganzen Tag in der Baumannshöhle" zugebracht hatte, nach Elbingerode. Nach Werningerode gelangte er erst am Morgen des nächsten Tags und spazierte „mit Plessing auf die Berge", brachte also den ganzen Tag in Plessing's Gesellschaft zu; denn erst am nächsten Tage (4. Dec.) reiste er über Ilsenburg nach Goslar. Von hier schreibt er an die Freundin, was sich nur auf den Besuch bei Plessing beziehen kann: „Mein Abenteuer habe ich bestanden, schön, ganz wie ich mir's vorauserzählt, wie Sie's sehr vergnügen wird zu hören, denn Sie allein dürfen's hören, auch der Herzog, und so muß es Geheimniß sein. Es ist niedrig, aber schön, es ist nichts und viel — die Götter wissen allein, was sie wollen und was sie mit uns wollen, ihr Wille geschehe". Auch nach der Rückkehr von der Reise zeigt sich bei beiden das fortdauernde Interesse für Plessing's Gemüthszustand; daher schickt Goethe seiner Freundin dessen Papiere zu (s. Briefe Bd. I. S. 143.)

Vergleicht man damit Goethe's Bericht von seinem späten Abendbesuche und schleunigen Abreise, so bleibt wenig von ihm übrig. Namentlich glaube

ich noch aus andern Gründen berechtigt zu sein, Zweifel zu erheben gegen den Hauptpunct, daß er die ganze Besuchsscene in der Incognitomaske eines Malers aus Gotha durchgespielt habe. Ich finde die Gründe theils in der ganzen Situation und der Handlungsweise, wie sich sein Charakter gleichzeitig bei ähnlichen Vorfällen bewährt hat, theils in den Beziehungen, in denen er später zu Plessing steht.

Das Ereigniß fällt in eine Zeit, wo Goethe, weit entfernt, sich gegen die Menschen mehr und mehr zu verschließen, für das Leiden Anderer das wärmste Mitgefühl empfindet. Es ist die Zeit, wo das „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut“ bei ihm in vollem Maße zur Wahrheit geworden war. Unter vielen Beweisen seiner in jenen Jahren überaus menschenfreundlichen Gesinnung erwähne ich nur sein Benehmen gegen den Unglücklichen, der in Ilmenau unter dem Namen Kraft von seiner Unterstützung lebte, auch ein Lebensüberdrüssiger; ein Jahr nach seiner Harzreise schrieb er an diesen die Trostesworte: „Dem, der sich mit den Wellen herumarbeitet, ist's wohl der schlimmste Herzensstoß, wenn der Willige nicht Kräfte genug hat, Alle zu retten, die der Sturm an seine Küste treibt“ — und in einem andern Briefe: „Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben . . . . es ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man selten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt!“ In solch einer sanften Seelenstimmung, die bald nach der stürmischen Erregtheit des ersten weimarischen Jahrs eintrat und den Weg zu einer Iphigenie bahnte, treffen ihn die Briefe

Plessing's — „frisch und brav aus dem Herzen geschrieben“, wie er sie selbst bezeichnet, — worin sich das dringendste Verlangen aussprach, von ihm, und nur von ihm, dem mit düsteren Gemüthszuständen vertrauten Dichter des Werther, beruhigende Worte zu vernehmen. Daß es in dem väterlichen Pfarrhause an anderweitigen Troſtreden nicht werde gefehlt haben, versteht sich von selbst. Statt einer schriftlichen Antwort entschließt sich Goethe zu einem persönlichen Besuche in Werningerode. „Ist auf deinem Psalter, Vater der Liebe, ein Ton, seinem Ohre vernehmlich, so erquicke sein Herz“! mit so sehnlichem Wunsche will er zu ihm und widmet ihm einen Tag seiner Reise. Und nun wird uns zugemuthet zu glauben, er habe seine Aufgabe für erledigt angesehen, weil er durch ein Gespräch, daß er mit Plessing als ein durchreisender Maler gepflogen, von der Unmöglichkeit überzeugt worden sei, auf seinen Gemüthszustand einzuwirken? Mag Riemer, auf dessen Urtheil in solchen Sachen wenig zu geben ist, kurzweg behaupten, Goethe habe „durch den frommen Betrug mehr gewirkt, als er durch die Wahrheit erreicht haben würde“, es widerstreitet der Natur der Sache. Ob einem Trostbedürftigen „beizukommen“ ist, kann ich nicht wissen, so lange ich mich hinter dem Namen einer völlig gleichgültigen unbekannten Person verstecke; der Lebenshauch des Trostes ist Vertrauen und Wahrheit.

Ebenso wenig kann ich als Motiv annehmen, Goethe hätte fürchten müssen, durch ein offenes Hervortreten gegen Plessing werde er sich eine Last auf-

bürden. Eingebildete „Genie's," die ihn in Weimar aufsuchten, um bei ihrem vom Glück begünstigten Bruder im Lande Gosen zu wohnen, und bei Hofe compromittirten, wie Lenz, der eine „Eselei" beging, so daß seines Bleibens nicht lange war, mochten ihm durch ihre Gegenwart lästig werden. Hülfsbedürftige hat er nicht von sich gewiesen. „Sie sind mir nicht zur Last!" schreibt er an Kraft; „und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind?" Plessing konnte ihm weder in der einen noch in der andern Hinsicht zur Last fallen.

Wenn ich demnach vollgültige Gründe zu haben glaube, zu behaupten, daß Goethe bei seiner Erzählung von der Incognitoscene im Irrthum sei oder aus was immer für einem Grunde die volle Wahrheit nicht habe berichten wollen, so möchte ich, wenn eine Vermuthung gewagt werden darf, einige Veranlassung zu einer Täuschung der Erinnerung in dem Umstande finden, daß er auf seinem winterlichen Ausfluge — wie wir aus seinen Briefen an Frau von Stein erfahren, um von neugierigen Fragen nicht belästigt zu werden, unter einem angenommenen Namen als Maler reiste und sich vielleicht im Plessing'schen Hause, um eine Ueberraschung zu bereiten, als solcher anmelden ließ und introducirte. Die Vorfälle mit Höpfner in Gießen, bei dem er als schüchterner Student eintrat, um ihm bald darauf mit den Worten: „Ich bin Goethe!" um den Hals zu fallen, mit Jung-Stilling in Elberfeld, den er als ein fremder Patient an sein Bette rufen ließ, um den bedächtig ihm an den Puls fühlenden Doctor „in einer unbe-

schreiblichen Freude des Wiedersehens“ in seine Arme zu schließen, und ähnliche Versteckspiele seines jugendlichen Humors berechtigen zu jener Annahme.

Daß Goethe offen und wahr, wie sich's gebührte, gegen Plessing gehandelt und auf seinen Gemüthszustand — was er nur als Goethe vermochte — einzuwirken versucht habe, ist auch aus seinem spätern Verhältniß zu ihm zu schließen. Aus dem Wenigen, was wir darüber erfahren, geht doch soviel hervor, daß Plessing lange vor dem Wiedersehen in Weimar in Erfahrung gebracht hatte, der fremde Gast in Werningerode sei Goethe gewesen. Woher? wenn nicht von diesem selbst. Plessing macht vor seiner Abreise nach Königsberg im Herbst 1779 einen Besuch in Weimar, sicherlich nur, um Goethe noch einmal zu sehen, der jedoch kurz zuvor mit dem Herzoge nach der Schweiz abgereist war. Von Königsberg schreibt er an Goethe, wir wissen nicht, wie oft. Eine Antwort Goethe's vom 26. Juli 1782 ist uns durch einen glücklichen Zufall erhalten; in Plessing's Nachlaß fand sich ein Packet von Briefen Goethe's, das leider verloren gegangen zu sein scheint. Wir erfahren aus Goethe's Schreiben, daß Plessing ihm mitgetheilt hat, er leiste seiner Weisung Folge und sei auf dem Wege, sich durch Fleiß einen nützlichen Wirkungskreis zu schaffen; dankbar erkennt er jetzt Goethe's Benehmen, der seiner Excentricität eine ruhige Haltung entgegengesetzt hatte, als heilsam an. Goethe's Erzählung von Plessing's nachmaligem Besuch in Weimar und einer angeblichen Ueberraschungsscene ist daher ein Irrthum, und das dabei angezogene Bleistift-

blättchen eben so apokryph, wie das dem Kellner in Werningerode übergebene.

Zwischen beiden besteht nachmals das beste Vernehmen. Goethe übersendet an Plessing ein Exemplar der ersten Sammlung seiner Werke und erhält von ihm dessen wissenschaftliche Schriften, sowie sie veröffentlicht werden. Er versichert, Gelegenheit gehabt zu haben, ihm reelle Dienste zu leisten, worunter vielleicht Geldunterstützungen zu verstehen sind, da Plessing in Duisburg sich in sehr dürftigen Verhältnissen befand. Daß er ihn auf der Rheinreise von 1792 in Duisburg aufsucht und „das Zurückschauen in jene früheren Tage beiden Theilen einige angenehme Stunden gewährt“, gestattet einen Rückblick auf die Theilnahme, mit der er den Lebensgang des vielgeprüften Mannes begleitet hatte.

Schließlich sei noch bemerkt, daß Goethe's Erläuterungen zu der Ode „Harzreise im Winter“ sowohl in seinem Bericht als in der später geschriebenen Abhandlung nicht ganz genau sind. Das Gedicht soll, etwa wie „Wanderers Sturmlied“, während der Reise entstanden und stückweise frisch niedergeschrieben sein. Es hat aber einen so kunstvollen Bau, den besten Klopstockschen Oden gleich (man denke an dessen „Zürchersee“), daß sich in der Einsamkeit nur die einzelnen Bilder zu einem Ganzen zusammenreihen mochten — das Erscheinen des Geiers nach der Abreise von Elbingerode (nicht am Ettersberg, wo Goethe schon den Anfang des Gedichts entstehen läßt), der Besuch bei Plessing, von dem der ganze mittlere Theil der Ode als der Hauptsache handelt, das Besteigen des

Brockens, die nächtlichen Abenteuer auf grundlosen Wegen, worüber er gerade in den letzten Tagen der Reise am meisten zu klagen hatte. Da er das fertige Gedicht erst im August des folgenden Jahres als „fliegende Streifen von den tausend Gedanken in der Einsamkeit" seinem Freunde Merck übersandte, so mag es unser Dichter seiner Gewohnheit gemäß erst lange im Geiste mit sich herumgetragen haben, ehe er es in seiner jetzigen Form niederschrieb.



Ueber

Goethe's römische Elegieen und venetianische Epigramme.

1851.



So sehr auch der Aesthetiker sich gedrungen fühlt, Goethe's Dichtungen vom Standpuncte der Idee aus zu betrachten und nach dem Maßstabe des Idealbegriffs der Schönheit ihren Werth und ihre Bedeutung zu messen, gewinnt doch die Ansicht mehr und mehr Boden, daß das feinere Gewebe derselben nur mit Hülfe eines gründlichen, selbst mikrologische Untersuchungen nicht scheuenden Eindringens in die Lebensverhältnisse, in die Entwicklungsphasen der Individualität unsers Dichters sich unserm Auge enthüllt. Mehr oder minder wurzeln sie alle in eigenthümlichen Situationen seines Lebens und fixiren irgend eine entschieden hervortretende Anschauungsweise, irgend einen gehaltvollen Conflict seiner innern Natur mit den Erscheinungen der äußern Welt. Es machte daher von seinem ersten jugendfrischen Auftreten an sich gleichsam instinctmäßig der Takt geltend, überall nur das zu ergreifen und poetisch zu gestalten, was seiner individuellen Lage und Stimmung gemäß war, und auch dies wieder sogleich fallen zu lassen, sobald die Dichtung in seinem Innern ihre anfängliche Basis verloren hatte. Ward die eine oder andere solcher

unvollendet gebliebenen Dichtungen wieder aufgenommen und fortgesponnen oder überarbeitet, so lag der Grund nicht in einem energischen Entschluß des seiner Kunst jederzeit sichern Dichters, der „die Poesie commandirt" (was sich zum Theil von Schiller's letzten dramatischen Arbeiten behaupten lassen möchte), sondern in der Wiederkehr der Situation, in der sie begonnen war. Iphigenie konnte umgearbeitet werden, als der Dichter, fern von den Geliebten in der Heimat, als ein einsamer, in sich verschlossener Pilger durch Italien zog und seine Sehnsucht nach dem Genuß des Höchsten, was die Kunst hervorgebracht, sich in die Sprache der reinsten weiblichen Idealität kleidete. Tasso wäre Fragment geblieben, wenn nicht die elegische Empfindung, womit er von einer glücklichen Lebensepoche schied, die Klagen eines leidenden Dichtergemüths aufs neue in seiner eigenen Brust lebhaft hervorgerufen hätte. Dagegen mußten Elpenor, über dessen zunächstliegende Veranlassung wir noch nicht hinlänglich aufgeklärt sind, und Nausikaa, das Kind der sicilianischen Wanderfahrt, unvollendet bleiben, weil die darin niedergelegte poetische Idee allein nicht Anziehungskraft genug hatte, um in veränderter Lebenslage zur Fortsetzung einzuladen. Die Bearbeitung der natürlichen Tochter mußte in demselben Moment ein Ende finden, wo der Kreislauf der Revolutionsereignisse, aus denen diese Trilogie ihren Inhalt entnahm, durch die Wiederherstellung der französischen Monarchie als abgeschlossen erschien.

Das eben ist der Hauptunterschied zwischen Goethe'scher und Schiller'scher Poesie, daß Schiller durch die

Idee, welche er zu sinnlicher Anschaulichkeit hervortreten lassen will, an seine Dichtungen gefesselt wird, Goethe dagegen durch die innige Beziehung, in der sie zu einem prägnanten Momente seiner individuellen Entwicklungsgeschichte steht. Zum Verständniß der Dichterwerke Schiller's trägt die Kenntniß seiner eigenen Lebensvorgänge sehr wenig bei. Goethe's Dichtungen dagegen sind poetische Spiegelungen seines eigenen Daseins, das sie in allen Wandlungen und Uebergängen, in allen Abstufungen, bald bis zum Höchsten hinauf, bald bis zum Niveau des Gewöhnlichen herab, begleiten, und den Schlüssel zum Eingang in ihr Geheimstes reicht uns nur die Kenntniß des Details seines Lebens.

Während Goethe durch seine autobiographischen Berichte manches dahin Bezügliche aufgehellt hat, ist er doch in manchen Fällen durch den offen eingestandenen „Tic“, dem Publicum gegenüber sich geheimnißvoll zu verstecken, zurückgehalten worden, uns einen klaren Einblick in das Entstehen seiner Dichtungen zu gewähren. In seinen Briefen an Herrn von Reinhard findet sich in Bezug darauf ein merkwürdiges Geständniß (S. 33): „So viel hab' ich überhaupt in meinem Lebensgange bemerken können, daß das Publicum nicht immer weiß, wie es mit den Gedichten, sehr selten aber, wie es mit dem Dichter daran ist. Ja, ich läugne nicht, daß, weil ich dieses sehr früh gewahr wurde, es mir von jeher Spaß gemacht hat, Versteckens zu spielen.“

Dies Versteckenspielen hat Goethe mit besonderem Glück bei seinen römischen Elegieen und venetia-

nischen Epigrammen in Anwendung gebracht. Es lenkt unsere Aufmerksamkeit von Weimar weg nach dem Boden Italiens, und es ist daher die Annahme ziemlich allgemein, daß diese beiden Sammlungen in Rom und Venedig entstanden seien. Wie irrig diese in Betreff der römischen Elegieen sei, hat bereits Viehoff nachgewiesen, indem er an den wenig beachteten Fingerzeig erinnert, den Goethe selbst über die Entstehung und nähere Veranlassung dieser Gedichte in dem, den Schilderungen der Campagne angehängten, biographischen Berichte uns gegeben hat. Nachdem der Dichter von der Zurückgezogenheit, in die er nach der Rückkehr aus Italien durch seine Kunst- und Naturstudien versetzt worden sei, geredet hat, fügt er hinzu: „In der Einsamkeit der Wälder und Gärten, in den Finsternissen der dunklen Kammer (der optischen Studien wegen) wär' ich ganz einzeln geblieben, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche zu erquicken gewußt. Die römischen Elegieen, die venetianischen Epigramme fallen in diese Zeit."

Durch diese Angabe ward Viehoff veranlaßt, die Elegieen, statt mit einer beglückenden römischen Liebe, in unmittelbare Verbindung mit dem bald nach der italienischen Reise angeknüpften Verhältniß zu Christiane Vulpius in Verbindung zu bringen und sie, im Widerspruch mit der den Goethe'schen Werken angehängten „Chronologie," in das Jahr 1789 oder den Anfang des nächsten Jahres zu setzen. Diese Deutung wird uns, abgesehen von dem Selbstgeständniß des Dichters, durch den Inhalt der Elegieen so nahe gelegt, daß

es schwer zu begreifen ist, weshalb man lieber zu einem römischen Liebesabenteuer seine Zuflucht nahm, als an das ganz bekannte häusliche Verhältniß Goethe's anzuknüpfen. Der Grund war kein anderer, als daß Christiane Vulpius, Goethe's nachmalige Gattin, in späteren Jahren zu sehr als unliebenswürdig bekannt war, um fähig zu scheinen, ein Dichtergemüth zu begeistern; man dachte sich zwischen ihr und Goethe's Dichtungen so wenig eine Beziehung, daß man geradezu behauptete, sie sei von dem Dichter, der so manche frühere Geliebte mit dem Kranz der Muse bedacht hatte, übergangen worden! Niemand mochte sie dem anmuthigen Bilde unterschieben, das die dichterische Phantasie als römische Faustine vor uns hinstellt. Wir haben es jedoch hier nur zu thun mit den ersten Jahren jener „Ehe," wie Goethe diese Verbindung schon damals zu nennen liebte, als er zu einer kirchlichen Weihe derselben sich noch nicht entschließen konnte. Damals fühlte sich Goethe wirklich durch sie „beglückt," und es fehlte daher dieser Verbindung auch der poetische Reiz nicht. Der gewöhnlichen Ansicht, daß sie nicht über das sinnliche Bedürfniß hinausgegangen sei, lassen sich unter Anderm, was auszuführen hier zu weitläufig sein würde, die Schlußverse der an Christiane gerichteten didaktischen Elegie „Metamorphose der Pflanze" entgegenhalten.

Da sich Goethe durch sein Liebesbündniß mit der modernen Sitte in Widerspruch gesetzt hatte und es nur auf dem Standpuncte der antiken Sittenbegriffe vor sich selbst rechtfertigte, so nöthigte ihn die Natur dieses Verhältnisses, sobald es in die poetische Dar-

stellung übergehen sollte, zu der Form der römischen Elegie, welche ähnliche Liebesfreuden mit dem höchsten Glanze, womit die poetische Kunst sie zu schmücken vermag, umgeben hat. Daß Knebel sich mit der Nachbildung römischer Elegiker beschäftigte, mag nicht ohne Einfluß geblieben sein. Auch Goethe hatte sich in Rom viel mit den römischen Dichtern beschäftigt und sich wahrscheinlich in Uebersetzungen und Nachbildungen versucht. Eine Elegie Ovid's trug er im Geiste mit sich, „als ihm in Rom des Theuern so viel zurückblieb.“ Also die Vorbilder lagen ihm nahe genug.

Wiewohl ich nun in der Hauptsache der Interpretation Viehoff's beipflichte, glaube ich doch den Zeitraum des Entstehens der römischen Elegieen weiter ausdehnen zu müssen. Der erste Ansatz reicht wahrscheinlich schon in das letzte zu Rom verlebte Halbjahr hinein, wo leidenschaftliche Liebesneigungen, über die wir nur unvollkommene Aufschlüsse erhalten, das Gemüth des Dichters beschäftigten und ihm den Abschied von Rom so schwer und schmerzlich machten. Die flüchtige Aeußerung in einem Briefe von dort: „Auch habe ich einige Idyllen gefunden,“ deutet die Idee an, aus der die römischen Elegieen hervorgingen, und in dieser Beziehung möchte das chronologische Verzeichniß der Goethe'schen Werke nicht so ganz Unrecht haben. Allein damals scheint Goethe sich zu seinen erotisch-elegischen Gedichten mehr der dem Antiken sich nähernden kürzeren reimlosen Verse bedient zu haben, wie sie in „Amor als Landschaftsmaler,“ „Cupido loser eigensinniger Knabe“ und zuletzt

noch in den „Morgenklagen (vom Jahre 1789) angewandt sind. Letzteres Gedicht stellt sich durch seinen Inhalt so nahe an die römischen Elegieen, daß man zu der Annahme berechtigt ist, es würde zu einer antik gemessenen Elegie geworden sein, wenn ihm diese Form schon so geläufig, wie später, gewesen wäre. Die siebente Elegie, welche nicht zu den erotischen gehört, hat am meisten römisches Colorit; sie gedenkt der düsteren Wege des unbefriedigten Geistes, jener Epoche der Schwermuth, der er durch den rasch ausgeführten Entschluß der Reise sich entwand, und ist von keiner spätern Stimmung influenzirt; sie dürfte die älteste in der Reihe sein, vielleicht die Umarbeitung eines in Rom verfaßten Gedichtes. Auch die erste Hälfte der dreizehnten dürfte dahin zu rechnen sein. Die zweite dagegen ist wohl erst in die Zeit zu setzen, wo der Dichter froh ist, wenn er vor dem leeren Gespräch der gewöhnlichen Gesellschaft, vor dem politischen Hin- und Herreden sich in die Arme der Liebe flüchten kann. Das Distichon:

„Und so mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rath."

erinnert uns an eine analoge Aeußerung in einem Briefe an Jacobi vom 18. August 1792: „Es kann nicht fehlen, daß man nicht in allen Gesellschaften lange Weile habe; denn wo Zwei oder Drei zusammenkommen, hört man gleich das vierjährige Lied pro und contra wieder herabοrgeln und nicht einmal mit Variationen, sondern das crude Thema." Dies politische Gespräch ist das „Marlbrough-Lied," „das den Wanderer überall hin durch Europa verfolgt." Da

auch der „wüthenden Gallier“ gedacht wird, so dürfte diese Elegie erst nach der Rückkehr von der Campagne des Jahres 1792 gedichtet sein. Die Elegie, welche er vom Feldlager vor Mainz (1793) an Jacobi zu senden verspricht, gehörte ohne Zweifel dem Cyklus an.

Hinsichtlich der Kritik und Beurtheilung der venetianischen Epigramme sind wir in gleichem Falle. Der gewöhnlichen Meinung zufolge, der auch noch Viehoff sich anschließt, wäre diese Sammlung von 103 Epigrammen (nach der Zählung der neuesten Ausgaben 104 oder 107) während der zweiten italienischen Reise im Frühling des Jahres 1790 entstanden, als Goethe in Venedig mehrere Wochen auf die Ankunft der aus dem Süden zurückkehrenden Herzogin Amalia wartete und darauf mit ihr und ihrem Gefolge noch einige Zeit daselbst zubrachte. Die Aufschrift „Venedig 1790,“ das Motto: „wie man Geld und Zeit verthan, zeigt das Büchlein lustig an“ und das Schlußepigramm scheinen auch die Ansicht zu rechtfertigen, daß diese Sammlung ein in sich abgeschlossener Cyclus poetischer Lichtblicke der Reisetage sei. Dennoch glaube ich zu der Annahme berechtigt zu sein, daß wir eine Sammlung der kleineren Elegieen und Epigramme vor uns haben, welche seit der Rückkehr von der ersten italienischen Reise bis zum Erscheinen der Epigramme im Musenalmanach von 1795 bei verschiedenen Anlässen entstanden sind.

Ein ansehnlicher Theil weist uns allerdings nach Venedig; sie sind leicht an den Localbeziehungen kenntlich. Diese enthalten flüchtig hingeworfene Bilder

aus dem venetianischen Volksleben, Anspielungen auf venetianische Gemälde, deren Betrachtung sein hauptsächlichster Zeitvertreib während des Aufenthaltes in Venedig war. Diese Gruppe der Epigramme wendet sich nur theilweise zu dem tiefern Gehalte des Lebens; sie verräth eine gewisse Erschlaffung des Geistes und contrastirt auffallend mit der geistigen Elasticität und der Jugendlichkeit, die uns aus den Briefen von dem ersten Aufenthalt in Venedig, wo die Umdichtung der Iphigenie ihn in einsamen Stunden beschäftigte, entgegenhaucht. Durch diese Gedichtchen wird es uns begreiflich, daß sich Goethe bei seinem nächsten Aufenthalt am Rhein wieder so lebhaft für die Werke der niederländischen Malerschule interessiren konnte, während kurz zuvor die italienischen Meister ihn ganz hinzunehmen schienen. Bettinens Gaukeltänze, die schöne Bettlerin, die sich schlängelnden Schliche der Lacerten, wobei gelegentlich sogar in die Spelunke ein Blick geworfen wird — alles dieses sind Genrebilder in niederländischer Manier.

In der Gruppe der erotischen Epigramme, welche zwischen jene eingefügt worden sind, haben wir nicht die Geschichte eines venetianischen Liebesabenteuers zu suchen — denn „das Glück, den Busen der Schäferin mit Blumen zu schmücken, läßt ihn der Mai entbehren“ — sondern sie sind, wie schon die obenerwähnte Aeußerung des Dichters andeutet, die epigrammatischen Beigaben zu den römischen Elegieen, deren achte und zehnte schon dieselbe Form angenommen haben, so daß es uns nicht auffallen würde, wenn diese unter der letzten Dekade der Sammlung eine

Stelle gefunden hätten. Sie haben eine ganz gleiche Beziehung auf das glückliche häusliche Verhältniß und schildern uns mit demselben Tone des Entzückens das Glück des gegenwärtigen Liebesgenusses. Die Epigramme der Trennungszeit fließen aus derselben Quelle, indem sie das Mißvergnügen des von dem Liebchen Entfernten ausdrücken und auf den „Magnet im Norden" hinweisen. Die letzten in der Reihe dieser Epigramme scheinen dem Jahr vor der venetianischen Reise anzugehören, wo ihm die Geliebte die willkommene Aussicht auf Vaterfreuden gab.

Vereinzelt steht das elegische Epigramm:

Eine Liebe hatt' ich; sie war mir lieber als Alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verlust!

In diesem hat man seltsamer Weise eine Beziehung auf Friederike Brion finden wollen. Am einfachsten jedoch bezieht man es auf die Auflösung der einst sein ganzes Wesen beherrschenden Liebe zu Charlotte von Stein.

Zwei andere Gruppen dieser Epigrammensammlung, die literarischen und die politischen, sind unstreitig spätern Ursprungs und betreffen zum Theil Dinge, die ihm in dem heitern Müssiggang in Venedig nicht in den Sinn kommen konnten. Die literarischen leiten bis zu den Xenien hin, deren schroff abfertigenden Ton sie bereits anschlagen. Das Epigramm:

„Mit Botanik giebst Du Dich ab? Mit Optik? Was thust Du?
Ist es nicht schönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?
Ach die zärtlichen Herzen! Ein Pfuscher vermag sie zu rühren;
Sei es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!"

würde, in zwei Distichen vertheilt, aufs treffendste in Reihe und Glied mit den Xenien stehen. Die Hinweisung auf die optischen Studien, die xenienartigen Angriffe auf Newton konnten erst in den Jahren ausgesprochen werden, wo Goethe seine Farbentheorie der Newton'schen entgegenzusetzen begann. Die misanthropischen Aussprüche, z. B. daß der Mensch gleich dem Hunde ein erbärmlicher Schuft sei, datiren aus jenen Tagen der Verstimmung, wo er den Reineke Fuchs als Spiegel der „ungeheuchelten Thierheit der Menschenwelt" willkommen hieß.

Aus derselben Zeit politischer Aufregung, gerade aus der Mitte der Revolutionsbewegung, stammen die politischen Epigramme, welche wahrscheinlich mit dem politischen Drama „die Aufgeregten" gleichzeitig sind, indem sie dasselbe Juste-Milieu zwischen aristokratischer Willkürherrschaft und revolutionärer Volkserhebung vertreten. Sie können, gleich wie jenes Drama, beweisen, daß Goethe, trotz seiner Abneigung gegen anarchische Selbsthülfe des Volkes, recht gut wußte, was noth that. Wenn er gleich die „Freiheitsapostel" abfertigt, „die am Ende doch nur jeder Willkür für sich suchen", und von der Menge, „die nie versteht für sich zu wollen" und zuletzt gegen die eigene Tyrannei eines Beschützers bedarf, kein Heil erwartet, so beklagt er doch zugleich das arme Blech, das unter dem herrschenden, willkürlich zuschlagenden Hammer sich krümmt, ermahnt zur Redlichkeit gegen die Menge, wodurch man sie zum Menschlichen anführen würde, während alle rohen Betrogenen ungeschickt und wild seien, und erkennt es noch an, daß ein Toller in

Freiheit oft weise Sprüche rede, wenn Weisheit in Sklaven verstumme.

Das Gedicht zum Preise des Herzogs Karl August ist weit spätern Ursprungs und nachher dem Epigramm der Dichterwünsche als das Lied der Erfüllung angereiht. Daher haben sich die neuesten Herausgeber der Goethe'schen Werke auch berechtigt geglaubt, noch einige andere Epigramme geeigneten Orts nachträglich einzuschalten.

Hierdurch dürfte hinreichend die Behauptung erwiesen sein, daß wir in diesem Epigrammencyklus nicht das Product einiger venetianischen Wochen besitzen, sondern eine bunt zusammengelesene, aus mehreren Gruppen bestehende Sammlung von Epigrammen verschiedener Jahre, „wie sie der gute, wie sie der böse Geist gezeugt hat,“ und der Dichter, dieses verschiedenartigen Ursprungs sich bewußt, konnte daher mit Recht sagen:

Wie dem hohen Apostel ein Tuch voll Thiere gezeigt ward,
Rein und unrein, zeigt, Lieber, das Büchlein sich Dir.



Schiller und Margarete Schwan.

1858.



Wenn ich gleich weit davon entfernt bin, Schiller's Liebesneigungen in seiner Jugendperiode mit Julian Schmidt kurzweg als Faseleien zu bezeichnen, so kann ich ihnen doch keineswegs die Bedeutung oder gar den poetischen Schimmer zugestehen, womit sie in der Erzählung sentimentaler Biographen ausgestattet werden, welche, verlegen um romantische Verzierungen eines an poetischen Momenten nur dürftigen Lebensganges, in jenen flüchtigen Verhältnissen ein leidenschaftliches Gefühl oder eine tragische Wendung der Lebensgeschicke unsers großen Dichters zu erkennen meinen. Schiller's Jugend verfloß in stürmischem Drange, der nirgends eine friedliche Stätte, nirgends ein bestimmtes Ziel fand. Mit einer Charlotte von Kalb mochte er damals schwärmen und sich in Lauraphantasieen ergehen, jener exentrischen Liebeslyrik, die wenig Vertrautheit mit der Sprache des Herzens verräth: die stille Anmuth einer einfachen weiblichen Natur vermochte seinen unruhigen Geist nicht dauernd zu fesseln. In Beziehung darauf möchte es nicht überflüssig sein, Schiller's Verhältniß zu Margarete Schwan mit einigen Worten zu beleuchten, da es die Sucht, aus nichts etwas zu machen, wiederholt

in einem falschen Lichte dargestellt hat, um die Jugendgeschichte des Dichters mit einer unglücklichen Liebe auszuschmücken, die in That und Wahrheit gar nicht vorhanden war.

Margarete war die älteste Tochter des angesehenen und wohlhabenden Buchhändlers Schwan in Mannheim, der gleich beim Erscheinen der „Räuber" Schiller's poetisches Talent zu schätzen wußte und der Verleger seiner beiden nächstfolgenden dramatischen Werke ward. Während seines Aufenthalts in Mannheim stand Schiller in vertrautem Verkehr mit Schwan, in dessen gastlichem Hause sich die literarischen Notabilitäten Mannheims häufig zu versammeln pflegten. Margareten widmete der junge Dichter einige Aufmerksamkeit, welche indeß über die Grenzen conventioneller Galanterie nicht hinausging. Er las ihr Scenen aus seinen Stücken vor und recitirte ihr Verse mit besonderem Ausdruck. Uebrigens war sein Benehmen gegen sie ernst und zurückhaltend. Sie war, wie Caroline von Wolzogen berichtet, ein sehr schönes Mädchen mit großen ausdrucksvollen Augen und von sehr lebhaftem Geiste, welcher sie mehr zur Welt, Literatur und Kunst als zur stillen Häuslichkeit hinzog. Schon in früher Jugend gewann sie eine ausgezeichnete Bildung, lernte aber auch die Kunst sie geltend zu machen. In dem Bildniß, das sich in dem wenig bekannt gewordenen Werke von Götz „Geliebte Schatten" befindet (nach einem in der Schwan'schen Familie aufbewahrten Oelgemälde), hat ihr Gesicht regelmäßige Formen, doch strenge Züge mit einem Anflug von Stolz, mehr schön, als anmuthig.

Wenn man bedenkt, daß Schiller nachmals seiner Braut gesteht, Mannheim erinnere ihn an eine miserable Leidenschaft, die er dort im Herzen getragen — hätte er dabei an eine reine Jugendliebe gedacht, so würde er sich des Geständnisses nicht zu schämen gehabt haben — wenn man ferner eine Stelle in einem Briefe an Frau Wolzogen vergleicht, wo er bei der Klage über die „Unbedeutendheit der Frauenzimmer" in Mannheim nur eine Schauspielerin hervorhebt, mit der er gern und oft verkehre, endlich wenn man auf die Scene des Abschieds von Charlotte von Kalb blickt, wo die Heftigkeit des Schmerzes sich von beiden Seiten in Ausdrücken der höchsten Leidenschaft Luft macht, bis zuletzt „Mund und Blick verstummen und jeder zagt des Andern Wort zu vernehmen" (Charlottens eigene Worte), wenn man alles das zusammenfaßt, was will der Abschied von Margareten bedeuten, wo sie sich ein Andenken überreichen und sich das Versprechen geben — einander zu schreiben! Nicht ihr, sondern Charlottens Bild steht vor seiner Seele, wenn er beim Scheiden aus Mannheim an Körner die Worte schreibt: „Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation."

In den ersten Frühlingstagen des Jahres 1785 verließ Schiller das ihm unleidlich gewordene Mannheim und langte am 14. April in Leipzig an, begleitet von hochfliegenden Entwürfen für die Zukunft. Bei der Abreise aus Mannheim hatte ihm der Gedanke

geschmeichelt, sich in Leipzig zur Rechtswissenschaft zu wenden und an einem der kleinen sächsischen Höfe eine Anstellung zu suchen; es war mehr als Scherz, wenn er seinem Freunde Streicher beim Abschied die Hoffnung aussprach, einmal Minister zu werden. In Leipzig verschwand dieser Traum, von dem Marquis Posa noch die Spur trägt. Er dachte an die Möglichkeit, sich als Arzt eine bürgerliche Existenz zu gründen, und kaum war dieser Plan ergriffen — zur Ausführung war noch nicht der erste Schritt gethan —, als er am 24. April an Schwan einen ausführlichen Brief schrieb, aus dem der auf Margarete bezügliche Theil hier eine Stelle finden muß. Nachdem er die Reise und den ersten Eintritt in Leipzig geschildert hat, fährt er fort: „Hier bin ich Willens sehr fleißig zu sein, an dem Carlos und der Thalia zu arbeiten, um, was Ihnen das Angenehmste zu hören sein wird, unvermerkt mich wieder zu meiner Medicin zu bekehren. Ich sehne mich ungeduldig nach dieser Epoche meines Lebens, wo meine Aussichten gegründet oder entschieden sein werden, und wo ich meiner Lieblingsneigung bloß zum Vergnügen nachhängen kann. Ueberhaupt hab' ich ja die Medicin ehemals con amore studirt — sollt' ich das jetzt nicht um so mehr können? Sehen Sie, bester Freund, das könnte Sie allenfalls von der Wahrheit und Festigkeit meines Vorsatzes überzeugen; dasjenige aber, was Ihnen die vollkommenste Bürgschaft darüber leisten dürfte, was alle Ihre Zweifel an meiner Standhaftigkeit verbannen muß, hab' ich noch bis auf diese Minute verschwiegen. Jetzt oder nie muß es gesagt sein. Nur meine Entfernung von

Ihnen giebt mir den Muth, den Wunsch meines Herzens zu gestehen. Oft genug, da ich noch so glücklich war, um Sie zu sein, oft genug trat dies Geständniß auf meine Zunge, aber immer verließ mich meine Herzhaftigkeit es herauszusagen. Ihre Güte, Ihre Theilnahme, Ihr vortreffliches Herz haben eine Hoffnung in mir begünstigt, die ich durch nichts als Ihre Nachsicht und Freundschaft zu rechtfertigen weiß. Mein freier zwangloser Zutritt in Ihrem Hause gab mir Gelegenheit, Ihre liebenswürdige Tochter ganz kennen zu lernen, und die freimüthige gütige Behandlung, deren Sie beide mich würdigten, verführte mein Herz zu dem kühnen Wunsch, Ihr Sohn sein zu dürfen. Meine Aussichten sind bis jetzt unbestimmt und dunkel geblieben; nunmehr fangen sie an, sich zu meinem Vortheil zu verändern. Ich werde mit jeder Anstrengung meines Geistes dem gewissen Ziel entgegen gehen. Urtheilen Sie selbst, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmste Wunsch meines Herzens meinen Eifer unterstützen wird. Noch zwei Jahre, und mein ganzes Glück wird entschieden sein. Ich fühl' es, wie viel ich begehre, wie kühn und mit wie wenigem Recht ich es begehre. Ein Jahr schon ist es, daß dieser Gedanke meine Seele beschäftigte; aber meine Hochachtung für Sie und Ihre vortreffliche Tochter war zu groß, als daß ich einem Wunsche hätte Raum geben sollen, den ich damals durch nichts unterstützen konnte. Ich legte mir die Pflicht auf, Ihr Haus seltner zu besuchen und in der Entfernung Zerstreuung zu finden! aber dieser armselige Kunstgriff gelang meinem Herzen nicht. — Ich setze nichts mehr hinzu, als die Ver-

sicherung, daß vielleicht hundert Andere Ihrer guten Tochter ein glänzenderes Schicksal verschaffen können, als ich in diesem Augenblick ihr verschaffen kann: aber ich läugne, daß eines Andern Herz ihrer würdiger sein wird. Von Ihrer Entscheidung, der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegen sehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben."

In Bezug auf diesen Brief berichten uns Körner und Caroline von Wolzogen, Schwan habe, ohne Vorwissen Margaretens, Schiller eine ablehnende Antwort ertheilt und diese durch die Bemerkung zu mildern gesucht, seine Tochter eigne sich wegen der Eigenthümlichkeit ihres Charakters nicht für Schiller. Allein erweislich verhält die Sache sich anders. Dem Briefe Schiller's, der sich noch im Besitz der Schwan'schen Familie befindet und in Götz' „Geliebten Schatten" im Facsimile abgedruckt ist, hat Schwan die Notiz beigeschrieben: „Laura und Schiller's Resignation ist niemand anders als meine älteste Tochter. Ich gab derselben diesen Brief zu lesen und sagte Schillern, er möchte sich gerade an meine Tochter wenden. Warum aus der Sache nichts geworden, ist mir ein Räthsel geblieben." Die erstere Behauptung ist ein Irrthum, wozu Schwan verleitet wurde, weil er auf Schiller's Worte hin, die doch nur eine etwas sophistische Entschuldigung seines früheren Benehmens sind, an eine jahrelang genährte und gewaltsam bekämpfte Leidenschaft glauben mochte. Dem, der die Gedichte an Laura, zumal in ihrer ältesten Gestalt, gelesen hat, braucht man das nicht erst zu beweisen: was hat wohl

das unschuldige Mädchen mit der „Entzückung“ oder dem „Geheimniß der Reminiscenz“ oder gar mit einer „Freigeisterei der Leidenschaft“ zu schaffen? An Margarete hat Schiller niemals geschrieben. Sie fühlte jedoch eine warme Zuneigung für ihn und hat dessen gegen ihre Vertrauten kein Hehl gehabt, daß ihr Schiller's Schweigen sehr wehe gethan hat. Schiller selbst fühlte sein Unrecht, wenn er einige Jahre später, als ein Brief Schwan's einen Gruß der Tochter enthielt, die Worte erwidert: „Also stehe ich doch noch bei ihr in einigem Andenken? In der That, ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillschweigen so wenig verdiene.“

Als er im Jahre 1793 in seine Heimat reiste, besuchte Margarete ihn und seine Gattin; diese fand sie sehr liebenswürdig und erzählte ihrer Schwester, Margarete sowohl als Schiller seien beim Wiedersehen sehr bewegt gewesen. Sie verheirathete sich später und starb im 36. Jahre an den Folgen einer Niederkunft. In Schiller's Dichtungen ist ihre Spur nicht zu finden, und von einer „vereitelten Liebes- und Lebenshoffnung“ kann also gar nicht die Rede sein.

Das „Räthsel“ dürfte indeß ganz einfach zu lösen sein. Der Brief war eine Uebereilung. Es war dem noch rathlos hin und her schwankenden Jüngling mit seiner Bewerbung ebenso wenig Ernst wie mit der Wiederaufnahme der medicinischen Studien; es war keine Herzenssache. Er sehnte sich jedoch nach einer unabhängigen, sorgenfreien Existenz, und in dem Briefe an Schwan liegt die Erwartung verschleiert ausgesprochen, daß dieser ihm mit der Einwilligung in

ein Verlöbniß dazu auf eine reellere Weise die Hand bieten möge, als dessen Antwortschreiben hoffen ließ. Daher sein Schweigen auf Schwan's Vorschlag, weil die Freundschaft mit Körner ihm über Erwarten alles das gewährte, was er wünschte, sorgenlose Muße zum Dichten, zum freien geistigen Schaffen. In diesem einzigen, höchsten Verlangen vereinigt sich Alles, was Schiller vom irdischen Dasein begehrt. Nur dann ist er unglücklich, wenn ihm die Befriedigung desselben durch die Schranken des Irdischen, durch den Druck der Lebensverhältnisse verkümmert wird. Frauenliebe nahm, bis er sie durch seine Braut und Gattin kennen lernte, in der Scala seiner Wünsche eine so untergeordnete Stellung ein, daß er nicht lange vor seiner Verlobung noch an seinen Körner das offenherzige Bekenntniß aussprach: „Könntest du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von 1200 Thalern verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte, so wollte ich dir in fünf Jahren eine Fridericiade, eine classische Tragödie und ein halbes Dutzend schöner Oden liefern."

Das glückliche Geschick, welches Schiller's Leben so leitete, daß er von Stufe zu Stufe mehr veredelt ward und zu immer reinerer Harmonie seiner geistigen und sittlichen Kräfte gelangte, führte ihm in Charlotte von Lengefeld eine Lebensgefährtin zu, durch die er den Werth einer schönen weiblichen Seele ganz erkennen und verstehen lernte. Der Antheil, den sie an Schiller's dichterischer und *sittlicher* Größe hat, ist noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt worden.



Zur

Erinnerung an Ludwig Uhland.

1862.



Nicht ohne schmerzliche Bewegung sehen wir die letzten Zeugen einer inhaltsvollen Geschichts- und Culturperiode unserer Nation aus unserer Mitte scheiden, zumal wenn es ein Ludwig Uhland ist, ein Mann, in dessen offenem, reinem Herzen Alles, was unser geistiges und nationales Leben Großes und Erhebendes hatte, eine theilnehmende Stätte fand, ein Dichter, dessen Lieder durch unsere schönsten Jugenderinnerungen hindurchklingen und mit dem tiefsten Wesen unseres Volkes aufs engste verschlungen sind. Auch diese Sonne, deren mildleuchtende Strahlen den Liederfrühling in mancher deutschen Brust geweckt haben, ist nun hinabgesunken und gehört einem vergangenen Tage an.

Im Jahre 1787 geboren, erhielt Uhland die erste Dichterweihe zu der Zeit, als Schiller's Augen sich schlossen, in einer Zeit, wo die edelsten Geister in die „mondbeglänzte Zaubernacht" der Romantik oder in die metaphysische Welt der Idealphilosophie flüchteten, um den Blick vor der wachsenden Schmach des Vaterlandes und dem Verfall aller nationalen Lebensthätigkeit zu verhüllen.

Mit Widerstreben hatte er sich der Rechtswissen-

schaft widmen müssen; allein die Poesie, mit der frühzeitig literarhistorische Forschungen Hand in Hand gingen, behielt seine Neigung, und der Romantik, wie sie von Tieck, nicht ohne einen Grundzug Goethescher Kunst festzuhalten, wieder erweckt war, gehörten seine ersten Liederklänge. Allein von vornherein bewahrte ihn sein klarer, vaterländischer Sinn, sein tiefes sittliches Gefühl vor der verworrenen Mystik, Zerflossenheit und Formlosigkeit, womit die dazumal hochgefeierten Vertreter dieser Richtung über ihre innere Armuth und Leere zu täuschen wußten. Er macht sich nicht eine phantastische Welt künstlich zurecht, um sich, wie Novalis, aus dem poesielosen Leben der Gegenwart dahin zu sehnen und das Gefühl des unlösbaren Contrastes in elegischen Klagen auszusprechen, sondern er stellt sich auf den Boden des Echtmenschlichen; es ist eine gesunde Natur, die sich immer klar bleibt und in die Träume der Phantasie die Wahrheit des Lebens zu legen weiß. Nur einer so reinen und wahren Individualität bot sich ungesucht die schöne, plastische Form dar, durch die Uhland alle seine romantischen Zeitgenossen, selbst Ludwig Tieck, weit übertrifft; keiner unter ihnen reicht so nahe, wie er, an die harmonischen Formen der Goethe'schen Lyrik.

Diese Eigenschaften sind es, welche Uhland's Gedichte so populär gemacht haben; kein anderer unter den Epigonen der Heroen unserer Literatur ist so tief ins Volk gedrungen. Für einen solchen Dichter ist auch die Zeit eines lebendigen Einwirkens auf die Nation nicht auf eine gewisse Reihe von Jahren beschränkt; man verweist ihn nicht, sobald neue geistige

Bewegungen auch neue Ziele und Richtungen hervorrufen, in das Gedächtnißrepertorium literarhistorischer Handbücher, sondern was so wahr und lebendig aus dem tiefsten Innern eines reinen Dichtergemüths geflossen ist, trifft immer wieder verwandte und empfängliche Herzen; der Frühling weckt stets aufs neue Freude und Hoffnung; der grüne Wald mit seinem tausendstimmigen Leben beseligt das Herz des einsamen Wanderers, und die Lieder vom Glück der Liebenden, vom Scheiden und Wiedersehen, vom Grabe und von gebrochenen Herzen sind unvergänglich wie das menschliche Geschlecht. Ein Zeitalter müßte im Materialismus ganz untergegangen sein, das für die zartesten Blüthen menschlicher Empfindung keinen Sinn mehr hätte.

Das eben zeichnet Uhland's Lieder aus, daß sie überall an die einfachsten und natürlichsten menschlichen Verhältnisse anknüpfen. Selbst wenn er die Natur in ihrem Feiertagsschmuck besingt, wird sie ihm ein Spiegelbild des freudeseligen Menschenherzens. Seien Liebeslieder, mehr innig als leidenschaftlich, haben eine Objectivität, die an die einfachen, kindlichen Töne altdeutscher Volkslieder erinnert. Gleichwie Goethe, hat er diesen die gedrängte Form abgelauscht, die mit wenigen Zügen ein lebenvolles Bild hervorruft und in der schlagenden Kürze die mächtigste Wirkung erreicht.

Dasselbe gilt von seinen Balladen und Romanzen, von denen die besten längst ein Gemeingut des Volkes geworden sind und bleiben werden. Seine volksthümliche Auffassung, sein zarter Sinn für die edelsten Regungen menschlichen Gefühls haben ihn die seltene Kunst der Behandlung der Stoffe gelehrt, durch welche

sie, woher sie auch entlehnt sein mögen, das Fremdartige verlieren und als ewig-wahre Bilder menschlichen Lebens an uns herantreten. Wie viele Romantiker neben ihm mühten sich ab, dem poesievollen Leben der Ritterzeiten des Mittelalters in ihren Dichtungen Gestalt zu geben; allein wem ist es wie Uhland gelungen, die verfallenen Ruinen der Burgen und Kapellen in unserer Phantasie wieder aufzubauen und mit dem Reiz eines idealen Lebens zu schmücken, so daß in dem Heldenthum der Vorzeit die Macht der Liebe, der Ehre und des Gesanges verklärt erscheint! Der Sänger in der Königshalle oder an den Pforten der ihn gastlich empfangenden Burg, die Jungfrauen, die von der Burgzinne ins Thal winken, Knaben, welche die Weihe zu Heldenthaten empfangen, und Ritter, die in den schwersten Proben Muth und Thatkraft des Mannes bewähren, während dieselben von Kampfeslust glühenden Herzen den zärtlichsten Gefühlen geöffnet sind — es hat Alles eine ideale innere Wahrheit, die zu keiner Zeit ihre Berechtigung verliert; es ist Charakter, es ist echtdeutsches Gemüth in Allem.

Gleichwohl macht sich das patriotische Gefühl, das seine späteren Dichtungen durchdringt, auf seiner ersten Entwickelungsstufe nur in schwachen Anklängen geltend. So lange die Napoleonische Zeit auf Deutschland lastete, schwiegen in ihm alle patriotischen Regungen, nicht als ob er den Haß gegen die Fremdherrschaft tief in der Seele verschlossen und in fernabliegenden Gebieten geistiger Thätigkeit die Gegenwart zu vergessen gesucht hätte, sondern er war ganz und gar ein sehnsuchts- und hoffnungsvoller Wallfahrer nach

der „verlorenen Kirche“; Sage und Dichtung der Romantik füllte sein Inneres aus. Auf diesem Gebiete bewegen sich daher seine Dichtungen, und die Oppositionsgedichte richten ihre humoristischen Pfeile wider die Gegner der Romantik, besonders den nüchternen Antiromantiker Weißer, der den Lesern von Uhland's Gedichten als „Spindelmann“ bekannt ist. In seinen Briefen aus jener Zeit findet sich kaum die leiseste Hindeutung auf die politischen Zeitereignisse, nicht, als die Tyroler in Waffen standen, selbst da nicht, als seine Landsleute mit den Trümmern der großen Armee von dem grausenvollen Leichenfelde Rußlands heimkehrten. Allein in dem Jahre der Erhebung Deutschlands aus seiner tiefen Schmach und des in allen seinen Einzelheiten unvergeßlichen Heldenkampfes des deutschen Volkes für seine Befreiung ergriff auch ihn jene Begeisterung, von der er selbst gestand, er habe eine ähnliche nie erlebt. Jetzt, da der Ruf fürs Vaterland erging, dünkte ihn „Alles, was er bisher von Minne, Mai und Wein gesungen, Tand“; dir, rief er dem Vaterlande zu, dir dem neuerstandenen, freien ist all mein Sinnen zugewandt! Auf ihn finden die Worte Anwendung, die er seinem Werner von Kyburg in den Mund legt, daß oft mitten ins Leben ein Tag tritt, der für alle Zeit ergreift, der unsrer Zukunft, allem unsern Thun die unabänderliche Richtung giebt. Das war für ihn der Moment, wo sein deutsches Vaterland sich aus dem Staube erhob und eine Zeit begann, wo das Edelste, was unsere Nation besitzt, zur herrlichsten Erscheinung kam — zwar kurz, doch groß genug zu unvergänglichem Andenken.

Wäre Uhland in Norddeutschland geboren, hätte ihn der Sturm der Zeit und der Drang des jugendlichen Enthusiasmus wie einen Theodor Körner in die Reihen der Kämpfer geführt, so würde er noch andere Weisen für den Ausdruck seines Vaterlandsgefühls gefunden haben, als jetzt, wo er, ein Würtemberger, dem Lauf der Ereignisse von fern zusah. Die Dichtungen, in denen er den Kampf um Freiheit und nationale Selbstständigkeit feierte, drangen nicht so tief ins Volk; allein sie zeichnen uns den edlen Charakter des vaterländischen Dichters in seinen schönsten Zügen.

Nur allzu rasch war ihm dieser zweite Liederfrühling verblüht. In Würtemberg begann mit der neuen Ordnung der Zustände der Streit um die Verfassung, dem Uhland sich mit ganzer Seele hingab. Er ward politischer Dichter. Es ist ein wackerer Charakter in den „Vaterländischen Gedichten“ ausgeprägt. Der Dichter verfolgt nicht träumerische Phantasiebilder, sondern er mahnt zu einträchtigem Wiederaufbauen, warnt die Mächtigen und ist bemüht mit ernstem Zuruf „das alte gute Recht“ zu schirmen. Allein was man auch nach dieser Seite hin Rühmliches von jenen Dichtungen sagen mag, man kann sich doch beim Lesen derselben der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die kalte Hand politischer Debatte allmählich den zarten Duft von Uhland's Poesie abgestreift hat. Es ist ein vergebliches Bemühen, den Inhalt eines Zeitungs-Leitartikels in ein poetisches Gewand zu kleiden, und nur, wo das vaterländische Gefühl als Mahnruf im Aufschwung thatenschwangerer Begeisterung oder als elegische Resignation erscheint,

gehört es der Poesie an. Uhland ist trefflich, wo er diese Saite anschlägt; sein „Wenn jetzt ein Geist herniederstiege“ ist die ergreifendste Elegie, die an dem Grabe vaterländischer Hoffnungen, durch welche die Befreiungsjahre ihre poetische Weihe erhalten hatten, gesungen worden ist.

Wenn Uhland in dem poetischen „Vorwort“, womit er 1815 die erste Auflage seiner Gedichte einleitete, die Hoffnung aussprach, daß jetzt, wo die Freiheit Deutschlands frisch aufgelodert sei, auch das Lied kräftig ans Licht steigen werde und die Gedichte seiner Jugendzeit — es war ihm schwer geworden für sie einen Verleger zu gewinnen — die Verkünder einer jüngern Brüderschaar sein würden, gesünder von Bau und Wuchs, so gedachte er ohne Zweifel Dichtungen von größerm Umfange und Gehalt zu schaffen, zu denen er sich ermuthigt fühlte. Eine glückliche Wahl wäre vielleicht ein epischer Stoff aus der vaterländischen Geschichte gewesen; denn zum Epos zog ihn seine dichterische Begabung mehr hin, als zum Drama. Gerade das, was seine Stärke ausmachte, das im Volksleben wurzelnde sittliche Gefühl, das gern beim sinnigen Ausmalen des Einzelnen verweilt, beschränkte ihn in der dramatischen Gestaltung welthistorischer Verwickelungen und in der Darstellung der in der dramatischen Handlung zusammenwirkenden Charaktere. Seine schaffende Kraft wird nur da erwärmt und belebt, wo seine lyrische Individualität sich innerhalb der ihr scharf gezogenen Grenzen bewegen kann, wo er, wie im „Ernst von Schwaben“, Freundestreue, Aufopferung und Heldenthat, oder im „Ludwig der

Baier" Edelmuth und Bruderliebe verherrlicht. Diese beide Dramen — seine einzigen, abgesehen von einigen dramatischen Fragmenten, mit denen man unnöthigerweise die Sammlung seiner Gedichte beschwert — führen uns einzelne glänzende Bilder vor, doch mehr in einer lyrisch-epischen Schilderung; die dramatische Kunst des Dichters hat sie nicht durch die Handlung und den Dialog zu lebensvoller Anschauung zu bringen vermocht. Der edle Geist des Dichters weht uns gleichwohl auch in diesen Dichtungen erquickend an; die Hauptcharaktere, einen Ernst von Schwaben und Werner von Kyburg, einen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich, beseelt jener hohe sittliche Ernst, durch den mehrere seiner Romanzen — wir erinnern nur an Bertran de Born und den Castellan von Couci — von so erhebender Wirkung sind. Die keusche, lyrisch erwärmte Sprache fließt in ruhigem Gleichmaß dahin; der Dichter verschmäht alles Haschen nach künstlichen Effecten, mitunter zum Nachtheil der dramatischen Wirkung; denn wer könnte verkennen, wie sehr, um nur Eines zu erwähnen, die Liebe des jugendlichen Herzogs Ernst zu Hugo's Tochter, auf die jetzt nur im Vorübergehen hingedeutet wird, zur Belebung der dramatischen Handlung hätte verwandt werden können? Immerhin bleiben auch Uhland's Dramen ein würdiges Seitenstück zu der Perlenschnur seiner Lieder und Romanzen und sollten, wenn sie auch selten über unsere Bühne gehen, doch allen denen theuer bleiben, welche an der Hand der Poesie Erhebung über das Gemeine und die kleinlichen Interessen des Lebens suchen oder, um mit Hartmann von

Aue zu reden, sich schwere Stunden sanfter machen wollen.

Mit dem Jahre 1819, wo das Drama „Ludwig der Baier“ erschien, ist Uhland's poetische Laufbahn als abgeschlossen anzusehen. Wenn man für sein Verstummen als Grund anführt, es habe die Zeit der Reaction seinen Flug gehemmt, durch seine Wirksamkeit in der würtembergischen Ständeversammlung sei dem Dichter die nöthige Ruhe und Muße entzogen, so ist das eine jener wohlfeilen Erklärungen, mit denen man in neuester Zeit stets bei der Hand ist, um den Mangel dichterischer Productionskraft zu entschuldigen. Zu einer Zeit, wo die Wolken schwer auf Deutschland herabhingen, hat Schiller seine größten Meisterwerke geschaffen. Wir müssen vielmehr Goethe's Urtheil, das er in einem Briefe an Zelter, wenn auch allzu herbe, aussprach, in der Hauptsache als richtig anerkennen, daß Uhland jenes Prometheusfeuer, das die Menschheit bezwingt, nicht zu Theil geworden war; es fehlte ihm der schöpferische Drang des Genius, der zu immer neuen Geistesschöpfungen treibt; überdies verschlangen die politischen Interessen den poetischen Trieb. Er hatte den Kreis seines Gemüthslebens mit seinen Dichtungen ausgefüllt und genug gelebt für die Unsterblichkeit. Und wenn Horaz sich damit tröstete, daß, ob auch Homer die erste Stelle behaupte, neben ihm doch Pindar's und Alcäus' Gesänge unvergessen seien, und in den Liedern der Sappho die Gluth der Liebe noch die Herzen einer späten Nachwelt rühre, so konnte auch Uhland seine Lieder getrost an den Busen des deutschen Volkes legen mit der Ueberzeu-

gung, ihm sein Bestes gegeben zu haben und in den Herzen der Besten fortzuleben. Wo er später noch das Schweigen brach, reihen sich die kleinen Dichtungen, wie „Tells Tod“, „das Glück von Edenhall“, „die Bidassoabrücke“, in Gehalt und Form den werthvollsten der früheren Jahre an.

Nicht als Dichter allein, auch als Forscher auf dem Gebiet der poetischen Literatur und der germanischen Mythologie nimmt Uhland einen Ehrenplatz ein. Wie er als Anhänger der Romantik das Wesen und die culturhistorische Bedeutung des französischen Epos erforschte, so stellte er, seit er sich ganz der vaterländischen Dichtung zugewandt hatte, in „Walther von der Vogelweide“ ein Dichterleben der Vorzeit so klar vor uns hin, daß der Kritiker und der geistesverwandte Dichter sich in der Auffassung des deutschesten aller Minnesänger die Hand zu reichen schienen. Die kleine, anspruchslos auftretende Schrift hat mehr als lange Abhandlungen zum richtigen Verständniß des poesievollen Zeitalters der höfischen Gesangeskunst beigetragen.

Eine ähnliche Wahlverwandschaft zog ihn zu der Erforschung des älteren deutschen Volksliedes, wovon die kritische Sammlung, deren Herausgabe ihn in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte, ein bleibendes Denkmal ist. Fast möchten wir bedauern, daß hier der Dichter hinter den Kritiker ganz zurücktritt, und es ihm nicht gefallen hat, mit dem ihm verliehenen Zauberstabe der Dichtung die alten Weisen wieder zu beleben und, wie einst seine Jugendpoesie in „des Knaben Wunderhorn“ gegriffen hatte, jene noch nicht

ausgeschöpfte Quelle echter Poesie auch für unsere Lyrik wieder fließen zu lassen. Wo der Literarhistoriker gewinnt, geht die nationale Bildung, die auf der weitverbreiteten Masse productiver und empfänglicher Geister beruht, oft leer aus; wie Viele sind es denn, die nach den Urtexten unserer Volkslieder fragen?

Als Lehrer der Literaturgeschichte war Uhland ganz an seinem Platze; allein nur kurze Zeit nahm der ihm 1829 eröffnete Lehrstuhl an der Universität zu Tübingen seine Thätigkeit in Anspruch: er verzichtete darauf, als ihm auf Grund seiner Staatsanstellung der Eintritt in die würtembergische Kammer verweigert ward. Wie bei diesem Anlaß, so erscheint uns sein Charakter überall, auch in seiner ganzen politischen Wirksamkeit, fest und ehrenhaft, wenn auch das Urtheil nicht zurückgehalten werden kann, daß sein warmes patriotisches Gefühl nicht von staatsmännischer Einsicht und politischem Blick geleitet war. Seine Gefühlspolitik, die mit schwäbischer Zähigkeit an das „gute alte Recht“ sich festklammerte und in den beschränkten Verhältnissen seines Heimatlandes von Werth und Wirkung sein konnte, mußte ihrer Ohnmacht sich bewußt werden, als sie 1848 auf dem Frankfurter Parlamente sich mit der Aufgabe einer Umgestaltung der deutschen Reichsverfassung zu beschäftigen hatte. Doch blieb Uhland sich selbst getreu, ein Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, als er den Trümmern des Parlaments nach Stuttgart folgte, wo er und seine wenigen Genossen von dem Militär auseinander getrieben wurden. Indeß war es ihm gewährt, in seinem geliebten, friedlichen Tübingen den Abend seines Lebens,

von treuen Freunden umgeben, hinzubringen, von den Leiden des Alters nicht heimgesucht außer in dem letzten Jahre.

Das deutsche Volk hat seinen Dichter nie verkannt. Festaufzüge sind oft zu seinem freundlichen Hause an der Neckarbrücke gewallt, Freudenschüsse haben das Schiff begrüßt, auf dem er auf dem Rhein vorüberfuhr, er war überall eine willkommene, verehrte Erscheinung. Wo irgend ein Pfeil des Neides oder der Verleumdung auf seinen Ehrennamen abgedrückt wurde, sprang er, wie es Heine hat erfahren müssen, auf den Urheber zurück. Ein Ehrengefolge, wie es Tübingen selten in seinen Mauern sah, hat dem vaterländischen Sänger die letzte Ehre erwiesen. Trauernd und segnend steht ein ganzes Volk an einer Gruft, welche die irdische Hülle eines seiner Edelsten und Besten barg, mit ihm des Wunsches Erfüllung hoffend, den der greise Dichter in einem seiner letzten Lieder aussprach:

Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.



Bremen. Druck von J. E. Diercksen.















